KARL KRAUS
UNTERGANG DER WELT DURCH SCHWARZE MAGIE

18

KARL KRAUS

UNTERGANG DER WELT DURCH SCHWARZE MAGIE

DRUCK VON JAHODA & SIEGEL, WIEN

GEORG JAHODA UND LEOPOLD LIEGLER
ZUGEEIGNET

Oktober 1908

Apokalypse

(Offener Brief an das Publikum

»Den Überwinder will ich genießen lassen von dem Lebensholze, das in meines Gottes Paradiese steht.«

Am 1. April 1909 wird aller menschlichen Voraussicht nach die ‚Fackel' ihr Erscheinen einstellen. Den Weltuntergang aber datiere ich von der Eröffnung der Luftschiffahrt.

Eine Verzögerung beider Ereignisse aus äußeren Gründen könnte an meiner Berechtigung nichts ändern, sie vorherzusagen, und nichts an der Erkenntnis, daß beide ihre Wurzel in demselben phänomenalen Übel haben: in dem fieberhaften Fortschritt der menschlichen Dummheit.

Es ist meine Religion, zu glauben, daß Manometer auf 99 steht. An allen Enden dringen die Gase aus der Welthirnjauche, kein Atemholen bleibt der Kultur und am Ende liegt eine tote Menschheit neben ihren Werken, die zu erfinden ihr so viel Geist gekostet hat, daß ihr keiner mehr übrig blieb, sie zu nützen.

Wir waren kompliziert genug, die Maschine zu bauen, und wir sind zu primitiv, uns von ihr bedienen zu lassen. Wir treiben einen Weltverkehr auf schmalspurigen Gehirnbahnen.

Aber siehe, die Natur hat sich gegen die Versuche, eine weitere Dimension für die Zwecke der

zivilisatorischen Niedertracht zu mißbrauchen, aufgelehnt und den Pionieren der Unkultur zu verstehen gegeben, daß es nicht nur Maschinen gibt, sondern auch Stürme! »Hinausgeworfen ward der große Drache, der alle Welt verführt, geworfen ward er auf die Erde . . . Er war nicht mächtig genug, einen Platz im Himmel zu behaupten.« Die Luft wollte sich verpesten, aber nicht »erobern« lassen. Michael stritt mit dem Drachen, und Michel sah zu. Vorläufig hat die Natur gesiegt. Aber sie wird als die Klügere nachgeben und einer ausgehöhlten Menschheit den Triumph gönnen, an der Erfüllung ihres Lieblingswunsches zugrundezugehen. Bis zum Betrieb der Luftschiffahrt gedulde sich das Chaos — dann kehre es wieder! Daß Montgolfièren vor hundert Jahren aufstiegen, war durch die dichterische Verklärung, die ein Jean Paul davon gab, gerechtfertigt für alle Zeiten; doch kein Gehirn mehr, das Eindrücke zu Bildern formen könnte, wird in den Tagen leben, da eine höhenstaplerische Gesellschaft zu ihrem Ziel gelangen und der Parvenu ein Maßbegriff sein wird. Es ist ein metaphysisches Bubenspiel: aber der Drache, den sie steigen lassen, wird lebendig. Man wird auf die Gesellschaftsordnung spucken können, und davon würde sie unfehlbar Schaden nehmen, wenn ihr nicht schlimmere Sendung zugedacht wäre.

Die Natur mahnt zur Besinnung über ein Leben, das auf Äußerlichkeiten gestellt ist. Eine kosmische Unzufriedenheit gibt sich allenthalben kund, Sommerschnee und Winterhitze demonstrieren gegen den Materialismus, der das Dasein zum Prokrustesbett macht, Krankheiten der Seele als Bauchweh behandelt und das Antlitz der Natur entstellen möchte, wo immer er ihrer Züge gewahr wird: an der Natur, am Weibe und am Künstler. Einer Welt, die ihren Untergang ertrüge, wenn ihr nur seine kinematographische Vorführung nicht versagt bleibt, kann man mit dem Unbegreiflichen nicht bange machen.

Aber unsereins nimmt ein Erdbeben als Protest gegen die Sicherheit dieser Ordnung ohneweiters hin und zweifelt keinen Augenblick an der Möglichkeit, daß ein Übermaß menschlicher Dummheit die Elemente empören könnte.

Die Tragik einer gefallenen Menschheit, die für das Leben in der Zivilisation viel schlechter taugt als eine Jungfer fürs Bordell, und die sich mit der Moral über die Syphilis trösten möchte, ist verschärft durch den unaufhörlichen Verzicht auf alle seelische Erneuerung. Ihr Leib ist ethisch geschmiert und ihr Hirn ist eine camera obscura, die mit Druckerschwärze ausgepicht ist. Sie möchte vor der Presse, die ihr das Mark vergiftet hat, in die Wälder fliehen, und findet keine Wälder mehr. Wo einst ragende Bäume den Dank der Erde zum Himmel hoben, türmen sich Sonntagsauflagen. Hat man nicht ausgerechnet, daß eine große Zeitung für eine einzige Ausgabe eine Papiermasse braucht, zu deren Herstellung zehntausend Bäume von zwanzig Meter Höhe gefällt werden mußten? Es ist schneller nachgedruckt als nachgeforstet. Wehe, wenn es so weit kommt, daß die Bäume bloß täglich zweimal, aber sonst keine Blätter tragen! »Und aus dem Rauche kamen Heuschrecken über die Erde, welchen Macht gegeben wurde, wie die Skorpionen Macht haben... Menschen ähnlich waren ihre Gesichter... Und es ward ihnen geboten, weder das Gras auf der Erde, noch etwas Grünes, noch irgend einen Baum zu beschädigen, sondern bloß die Menschen, die nicht haben das Siegel Gottes an ihren Stirnen.« Aber sie beschädigten die Menschen, und schonten die Bäume nicht.

Da besinnt sich die Menschheit, daß ihr der Sauerstoff vom Fortschritt entzogen wurde und rennt in den Sport. Aber der Sport ist ein Adoptivkind des Fortschritts, er trägt schon auf eigene Faust zur Verdummung der Familie bei.

Kein Entrinnen! Auch wenn sie auf dem Misthaufen des Lebens Tennis spielen, die Schmutzflut kommt immer näher und das Sausen aller Fabriken übertönt so wenig ihr Geräusch wie die Klänge der Symphoniekonzerte, zu denen die ganz Verlassenen ihre Zuflucht nehmen.

Inzwischen tun die Politiker ihre Pflicht. Es sind Märtyrer ihres Berufs. Ich habe gehört, daß Österreich Bosnien annektiert hat. Warum auch nicht? Man will alles beisammen haben, wenn alles aufhören soll. Immerhin ist solch ein einigend Band eine gewagte Unternehmung, — in Amerika, wo man uns so oft verwechselt hat, heißt es dann wieder, Bosnien habe Österreich annektiert. Erst die Auflösung unseres Staates, von der in der letzten Zeit so viel die Rede war und die sich separat vollziehen wird, weil die anderen Weltgegenden nicht in solcher Gesellschaft zugrundegehen wollen, dürfte allem müßigen Gerede ein Ende machen. Doch es ist eine weitblickende Politik, den Balkan durcheinanderzubringen. Dort sind die Reserven zur Herstellung des allgemeinen Chaos. Aber die eigenen Wanzen mobilisieren bereits gegen die europäische Kultur.

Die Aufgabe der Religion, die Menschheit zu trösten, die zum Galgen geht, die Aufgabe der Politik, sie lebensüberdrüssig zu machen, die Aufgabe der Humanität, ihr die Galgenfrist abzukürzen und gleich die Henkermahlzeit zu vergiften!

Durch Deutschland zieht ein apokalyptischer Reiter, der für viere ausgibt. Er ist Volldampf voraus in allen Gassen. Sein Schnurrbart reicht von Aufgang bis Niedergang und von Süden gen Norden. »Und dem Reiter ward Macht gegeben, den Frieden von der Erde zu nehmen, und daß sie sich einander erwürgten.«

Dann aber sehe ich ihn wieder als das Tier mit den zehn Hörnern und den sieben Köpfen und einem

Maul gleich dem Rachen eines Löwen. »Man betete das Tier an und sprach: Wer ist dem Tiere gleich? Und wer vermag mit ihm zu streiten? Ein Maul ward ihm zugelassen, große Dinge zu reden.«

Neben diesem aber steht die große Hure, »die mit ihrer Hurerei die Welt verdarb«. Indem sie sich allen, die da wollten, täglich zweimal hingab. »Von dem Wollustwein ihrer Unzucht haben alle Völker getrunken, und die Könige der Erde buhlten mit ihr.«

Wie werden die Leute aussehen, deren Großväter Zeitgenossen des Max Nordau gewesen sind? Am Tage Börsengeschäfte abgewickelt und am Abend Feuilletons gelesen haben? Werden sie aussehen?! Weh dir, daß du der Enkel eines alten Lesers der Neuen Freien Presse bist! Aber so weit läßt es die Natur nicht kommen, die ihre Beziehungen zur Presse streng nach deren Verhalten gegen die Kultur eingerichtet hat. Einer journalisierten Welt wird die Schmach eines lebensunfähigen Nachwuchses erspart sein: das Geschlecht, dessen Fortsetzung der Leser mit Spannung entgegensieht, bleibt im Übersatz. Die Schöpfung versagt das Imprimatur. Der intellektuelle Wechselbalg, den eine Ratze an innerer Kultur beschämen müßte, wird abgelegt. Der Jammer ist so groß, daß er gleich den Trost mitbringt, es komme nicht so weit. Nein, der Bankert aus Journalismus und Hysterie pflanzt sich nicht fort! Über die Vorstellung, daß es ein Verbrechen sein soll, der heute vorrätigen Menschensorte die Frucht abzutreiben, lacht ein Totengräber ihrer Mißgeburten. Aber die Natur arbeitet schon darauf hin, den Hebammen jede Versuchung zu ersparen! Die Vereinfachung der Gehirnwindungen, die ein Triumph der liberalen Bildung ist, wird die Menschen selbst zu jener geringfügigen Arbeit unfähig machen, deren Leistung die Natur ihnen eigens schmackhaft gemacht hat. So könnte die Aufführungsserie des »Walzertraums« einen jähen Abbruch erfahren.

Aber glaubt man, daß die Erfolgsziffern der neuen Tonwerke ohne Einfluß auf die Gestaltung dieser Verhältnisse bleiben werden? Daß sie noch vor zwanzig Jahren möglich gewesen wären? Eine Welt von Wohllaut ist versunken, und ein krähender Hahn bleibt auf dem Repertoire; der Geist liegt auf dem Schindanger, und jeder Dreckhaufen ist ein Kristallpalast. Hat man den Parallelismus bemerkt, mit dem jedesmal ein neuer Triumph der »Lustigen Witwe« und ein Erdbeben gemeldet werden? Wir halten bei der apokalyptischen 666 . . . Die mißhandelte Urnatur grollt; sie empört sich dagegen, daß sie die Elektrizität zum Betrieb der Dummheit geliefert haben soll. Habt ihr die Unregelmäßigkeiten der Jahreszeiten wahrgenommen? Kein Frühling kommt mehr, seitdem die Saison mit solcher Schmach erfüllt ist!

Unsere Kultur besteht aus drei Schubfächern, von denen zwei sich schließen, wenn eines offen ist: aus Arbeit, Unterhaltung und Belehrung. Die chinesischen Jongleure bewältigen das ganze Leben mit einem Finger. Sie werden leichtes Spiel haben. Die gelbe Hoffnung! . . . Meinen Ansprüchen auf Zivilisation würden allerdings die Schwarzen genügen. Nur, daß wir ihnen in der Sittlichkeit über sind. In Illinois hat es eine weiße Frau mit einem Neger gehalten. Das Verhältnis blieb nicht ohne Folgen: »Nachdem eine Menge Weißer zahlreiche Häuser im Negerviertel in Brand gesteckt und verschiedene Geschäfte erbrochen hatten, ergriffen sie einen Neger, schossen zahlreiche Kugeln auf ihn ab und knüpften die Leiche an einem Baum auf. Die Menge tanzte dann unter ungeheurem Jubelgeschrei um die Leiche herum.« In der Sittlichkeit sind wir ihnen über.

Humanität, Bildung und Freiheit sind kostbare Güter, die mit Blut, Verstand und Menschenwürde nicht teuer genug erkauft sind. Nun, bis zu dem

Chinesentraum versteige ich mich nicht; aber einem gelegentlichen Barbarenangriff auf die Bollwerke unserer Kultur, Parlamente, Redaktionen und Universitäten, könnte man zustimmen, wenn er nicht selbst wieder eine politische Sache wäre, also eine Gemeinheit. Als die Bauern eine Hochschule stürmten, wars nur der andere Pöbel, der seines Geistes Losung durchsetzen wollte. Die Dringlichkeit, die Universitäten in Bordelle zu verwandeln, damit die Wissenschaft wieder frei werde, sieht keine politische Partei ein. Aber die Professoren würden als Portiers eine Anstellung finden, weil die Vollbärte ausgenützt werden können und die Würde nun einmal da ist, und die Kollegiengelder wären reichlich hereingebracht.

»Den Verzagten aber, und Ungläubigen, und Verruchten, und Totschlägern, und Götzendienern, und allen Lügnern, deren Teil wird sein in dem Pfuhl, der mit Feuer und Schwefel brennt.«

— — — — — — — — — — — — — — — —

Was vermag nun ein Satirenschreiber vor einem Getriebe, dem ohnedies schon in jeder Stunde ein Hohngelächter der Hölle antwortet? Er vermag es zu hören, dieweil die anderen taub sind. Aber wenn er nicht gehört wird? Und wenn ihm selbst bange wird?

Er versinkt im Heute und hat von einem Morgen nichts zu erwarten, weil es kein Morgen mehr gibt, und am wenigsten eines für die Werke des Geistes. Wer heute noch eine Welt hat, mit dem muß sie untergehen.

Umso sicherer, je länger die äußere Welt Stand hält. Der wahre Weltuntergang ist die Vernichtung des Geistes, der andere hängt von dem gleichgiltigen Versuch ab, ob nach Vernichtung des Geistes noch eine Welt bestehen kann.

Darum glaube ich einige Berechtigung zu dem Wahnwitz zu haben, daß die Fortdauer der ‚Fackel‘ ein Problem bedeute, während die Fortdauer der Welt bloß ein Experiment sei.

Die tiefste Bescheidenheit, die vor der Welt zurücktritt, ist in ihr als Größenwahn verrufen. Wer von sich selbst spricht, weil kein anderer von ihm spricht, ist lästig. Wer niemand mit seiner Sache zu belasten wagt und sie selbst führt, damit sie nur einmal geführt sei, ist anmaßend. Und dennoch weiß niemand besser als ich, daß mir alles Talent fehlt, mitzutun, daß mich auf jedem Schritt der absolute Mangel dessen hemmt, was unentbehrlich ist, um sich im Gedächtnis der Mitlebenden zu erhalten, der Mangel an Konkurrenzfähigkeit. Aber ich weiß auch, daß der Größenwahn vor der Bescheidenheit den Vorzug der Ehrlichkeit hat und daß es eine untrügliche Probe auf seine Berechtigung gibt: seinen künstlerischen Ausdruck. Darüber zu entscheiden, sind freilich die wenigsten Leser sachverständig, und man ist auch hier wieder auf den Größenwahn angewiesen. Er sprach: Selbstbespiegelung ist erlaubt, wenn das Selbst schön ist; aber sie erwächst zur Pflicht, wenn der Spiegel gut ist. Und jedenfalls wäre es sogar ehrlicher, zum dionysischen Praterausrufer seiner selbst zu werden, als sich von dem Urteil der zahlenden Kundschaft abhängig zu machen. Die Journalisten sind so bescheiden, die Keime geistiger Saat für alle Zeiten totzutreten. Ich bin größenwahnsinnig: ich weiß, daß meine Zeit nicht kommen wird.

Meine Leser! Wir gehen jetzt zusammen ins zehnte Jahr, wir wollen nicht nebeneinander älter werden, ohne uns über die wichtigsten Mißverständnisse geeinigt zu haben.

Die falsche Verteilung der Respekte, die der Journalismus durchführte, hat auch das Publikum zu einer verehrungswürdigen Standesperson gemacht. Das ist es nicht. Oder ist es bloß für den Sprecher, dem es die unmittelbare Wirkung des Worts bestätigt, nicht für den Schreibenden; für den Redner und Theatermann, nicht für den Künstler der Sprache.

Der Journalismus, der auch das geschriebene Wort an die Pflicht unmittelbarer Wirkung band, hat die Gerechtsame des Publikums erweitert und ihm zu einer geistigen Tyrannis Mut gemacht, der sich jeder Künstler selbst dann entziehen muß, wenn er sie nur in den Nerven fühlt. Die Theaterkunst ist die einzige, vor der die Menge eine sachverständige Meinung hat und gegen jedes literarische Urteil behauptet. Aber das Eintrittsgeld, das sie bezahlt, um der Gaben des geschriebenen Wortes teilhaft zu werden, berechtigt sie nicht zu Beifalls- oder Mißfallsbezeigungen. Es ist bloß eine lächerliche Vergünstigung, die es dem einzelnen ermöglicht, um den Preis eines Schinkenbrots ein Werk des Geistes zu beziehen. Daß die Masse der zahlenden Leser den Gegenwert der schriftstellerischen Leistung bietet, wie die Masse der zahlenden Hörer den des Theatergenusses, wäre mir schon eine unerträgliche Fiktion. Aber gerade sie schlösse ein Zensurrecht des einzelnen Lesers aus und ließe bloß Kundgebungen der gesamten Leserschar zu. Der vereinzelte Zischer wird im Theater überstimmt, aber der Briefschreiber kann ohne akustischen Widerhall seine Dummheit betätigen. Worunter ein Schriftsteller, der mit allen Nerven bei seiner Kunst ist, am tiefsten leidet, das ist die Anmaßung der Banalität, die sich ihm mit individuellem Anspruch auf Beachtung aufdrängt. Sie schafft ihm das furchtbare Gefühl, daß es Menschen gibt, die sich für den Erlag zweier Nickelmünzen an seiner Freiheit vergreifen wollen, und seine Phantasie öffnet ihm den Prospekt einer Welt, in der es nichts gibt als solche Menschen. Dagegen empfände er tatsächlich den organisierten Einspruch der Masse als eine logische Beruhigung, als die Ausübung eines wohlerworbenen Rechtes, als die kontraktliche Erfüllung einer Möglichkeit, auf die er vorbereitet sein mußte und die demnach weder seinem Stolz noch seinem Frieden ein Feindliches

zumutet. Wenn sich die Enttäuschungen, die meine Leser in den letzten Jahren an mir erleben, eines Tages in einem Volksgemurmel Luft machten, ich würde mich in diesem eingerosteten Leben an der Bereicherung der Verkehrsformen freuen. Aber daß ein Chorist der öffentlichen Meinung sich vorschieben darf, meine Arie stört und daß ich die Nuancen einer Stupidtät kennen lernen muß, die doch nur in der Gesamtheit imposant wirkt, ist wahrhaft gräßlich. Es ist eine liberale Wohlfahrtsinstitution, daß der Leser seine Freiheit gegen den Autor hat und daß seine Privilegien über das Naturrecht hinausreichen, den Bezug einer unangenehmen Zeitschrift aufzugeben; daß Menschen, mit denen ich wirklich nicht mehr als Essen und Verdauen und auch dies nur ungern gemeinsam habe, es wagen dürfen, mir ihr Mißfallen an meiner »Richtung« kundzutun oder gar zu begründen. Es schafft bloß augenblickliche Erleichterung, wenn ich in solchem Fall sofort das Abonnement auf die ‚Fackel' aufgebe und die Entziehung, so weit sie möglich ist, durchführen lasse. Deprimierend bleibt die Zähigkeit, mit der diese Leute auf ihrem Recht bestehen, meine Feder als die Dienerin ihrer Lebensauffassung und nicht als die Gefährtin meiner eigenen zu betrachten; vernichtend wirkt die Hoffnung, die sie noch am Grabe ihrer Wünsche aufpflanzen, dies lästige Zureden ihrer stofflichen Erwartungen. Wie weit es erst, wie unermeßlich weit es mich all den Sachen entrückt, die zu vertreten oder zu zertreten einst mir inneres Gebot war, ahnt keiner. Dem Publikum gilt die »Sache«. Ob ich mich über oder unter die Sache gestellt habe, das zu beurteilen, ist kein Publikum der Erde fähig; aber wenn es verurteilt, daß ich außerhalb der Sache stehe, so ist es berechtigt, schweigend seine Konsequenz zu ziehen. Daß ich die publizistische Daseinsberechtigung verloren habe, ist hoffentlich der Fall; die Form periodischen

Erscheinens dient bloß meiner Produktivität, die mir in jedem Monat ein Buch schenkt. Zieht mir der periodische Schein dauernd Mißverständnisse zu, bringt er mir Querulanten ins Haus und die unerträglichen Scharen jener, denen Unrecht geschieht und denen ich nicht helfen kann, und jener, die mir Unrecht tun und denen ich nicht helfen will, so mache ich ihm ein Ende. Jetzt ist die Zeit zur Aussprache gekommen, aber ich bin immer noch nachgiebig genug, den Lesern die Entscheidung zu überlassen. Ich betrüge ihren Appetit, indem ich ihre Erwartung, Pikantes für den Nachtisch zu kriegen, enttäusche und ihnen Gedanken serviere, die der Nachtruhe gefährlich sind. Mich selbst bedrückt ihr Alp; denn es ist nicht meine Art, ahnungslose Gäste zu mißhandeln. Aber sie sollen im zehnten Jahr nicht sagen, daß sie ungewarnt zu Schaden gekommen sind. Wer dann noch mit dem Vorurteil zu mir kommt, daß ich ein Enthüller stofflicher Sensationen sei, daß ich berufsmäßig die Decken von den Häusern hebe, um lichtscheue Wahrheiten oder gar nur versteckte Peinlichkeiten emporzuziehen — der hat das Kopfweh seiner eigenen Unvorsichtigkeit zuzuschreiben. Ein Teil dieser Leser will »die Wahrheit« hören um ihrer selbst willen, der andere will Opfer bluten sehen. Das Instinktleben beider Gruppen ist plebejisch. Aber ich täusche sie, weil meine Farbe rot ist und mit der Verheißung lockt, zu erzählen, wie sichs ereignet hat. Daß ich längst heimlich in eine Betrachtungsweise abgeglitten bin, die als das einzige Ereignis gelten läßt: wie ichs erzähle, — das ist die letzte Enthüllung, die ich meinen Lesern schuldig bin. Ich täuschte, und war allemal tief betroffen, allemal wußte ich, daß ich mir dergleichen nicht zugetraut hätte; aber ich blieb dabei, Aphorismen zu sagen, wo ich Zustände enthüllen sollte. So schmarotze ich nur mehr an einem alten Renommee. Glaubt einer, daß es auf

die Dauer ein angenehmes Bewußtsein ist? Nun, ich wollte den Lesern helfen und ihnen den Weg zeigen, der zur Entschädigung für den Ausfall an Sensationen führt. Ich wollte sie zu einem Verständnis für die Angelegenheiten der deutschen Sprache erziehen, zu jener Höhe, auf der man das geschriebene Wort als die naturnotwendige Verkörperung des Gedankens und nicht bloß als die gesellschaftspflichtige Hülle der Meinung begreift. Ich wollte sie entjournalisieren. Ich riet ihnen, meine Arbeiten zweimal zu lesen, damit sie auch etwas davon haben. Sie waren entrüstet und sahen im nächsten Heft nach, ob nicht doch etwas gegen die Zustände bei der Länderbank darin stehe . . . Nun wollen wir sehen, wie lange das so weiter geht. Ich sage, daß der einzige öffentliche Übelstand, den noch aufzudecken sich lohnt, die Dummheit des Publikums ist. Das Publikum wünscht so allgemeine Themen nicht und schickt mir Affären ins Haus. Aber wie selten ist es, daß das Interesse der Skandalsucht mit meinen separatistischen Bestrebungen zusammentrifft! Wenns einen Fall Riehl gibt, verzeiht mir das Publikum die Gedanken, die ich mir dazu mache, und freut sich, daß es einen Fall Riehl gibt. Es ist ein schmerzliches Gefühl, eine Wohltat nicht zu verdienen; aber es ist geradezu tragisch, sein eigener Parasit zu sein.

Denn das ist es ja eben, daß von meinem Wachstum, welches die Reihen meiner Anhänger so stark gelichtet hat, die Zahl meiner Leser im Durchschnitt nicht berührt wurde, und daß ich zwar kein guter Geschäftsmann bin, solange ich die ‚Fackel' bewahre, aber gewiß ein schlechter, wenn ich sie im Überdruß hinwerfe. Ziehe ich es vor, kein guter zu sein, so wird noch weniger als Gewinnsucht die Lust der Beweggrund sein, diesen Kunden zu gefallen. Sie mögen sich vermindern. In Tabakgeschäften neben dem Kleinen Witzblatt liegen zu

müssen und neben all dem tristen Pack, das mit talentlosen Enthüllergebärden auf den Käufer wartet, es wird immer härter und es ist eine Schmach unseres Geisteslebens, an der ich nicht allzulange mehr Teil haben möchte. Um den wenigen, die es angeht, zugänglich zu sein, lohnt es nicht, sich den vielen Suchern des Stoffes hinzugeben. Und weil es toll ist, auf die Flucht aus der Aktualität Wiener Zeitungsleser mitzunehmen, so ist es anständig, sie dann und wann vor die Frage zu stellen, ob sie sich die Sache auch gründlich überlegt haben.

Den Politikern bin ich ein Ästhet, den Ästheten ein Politiker. Der Unterschied ist geringer, als beide denken: dem Ästheten löst sich alles in eine Linie auf, dem Politiker in eine Fläche. Ich glaube, daß das nichtige Spiel, welches beide treiben, beide gleich weit vom Leben führt, in eine Ferne, in der sie überhaupt nicht mehr in Betracht kommen. Es ist tragisch, für jene Partei reklamiert zu werden, wenn man von dieser nichts wissen will, und zu dieser gehören zu müssen, weil man jene verachtet. Aus der Höhe wahrer Geistigkeit aber sieht man die Politik nur mehr als ästhetischen Tand und die Orchidee als eine Parteiblume. Es ist derselbe Mangel an Persönlichkeit, der die einen treibt, das Leben im Stoff, und die andern, das Leben in der Form zu suchen. Ich meine es anders als beide, wenn ich, fern den Tagen, da ich in äußeren Kämpfen lebte, fern aber auch den schönen Künsten des Friedens, mir heute den Gegner nach meinem Pfeil zurechtschnitze.

Die Realität nicht suchen und nicht fliehen, sondern erschaffen und im Zerstören erst recht erschaffen: wie sollte man damit Gehirne beglücken, durch deren Windungen zweimal im Tag der Mist der Welt gekehrt wird? Über nichts fühlt sich das Publikum erhabener als über einen Autor, den es nicht versteht, aber Kommis, die sich hinter einer Budel nicht bewährt hätten oder haben, sind seine

Heiligen. Den Journalisten nahm ein Gott, zu leiden, was sie sagen. Mir aber wird das Recht bestritten werden, meiner tiefsten Verbitterung Worte zu geben, denn nur den Stimmungen des Lesers darf eine Feder dienen, die für Leser schreibt. Meine Leser sind jene Weißen, die einen Neger lynchen, wenn er etwas Natürliches getan hat. Ich leiste feierlichen Verzicht auf die Rasse und will lieber überhaupt nicht gelesen sein, als von Leuten, die mich für ihre Rückständigkeit verantwortlich machen. Sie ist im Fortschritt begriffen — wie wird es mir ergehen? Die intellektuelle Presse macht dem Schwachsinn des Philisters Mut und erhebt die Plattheit zum Ideale: so sind die Folgen meiner Tätigkeit unabsehbar. Der letzte Tropf, der sich am sausenden Webstuhl der Zeit zu schaffen macht, wird mich als Müßiggänger verachten. Ich wollte nach Deutschland gehen, denn wenn man unter Österreichern lebt, lernt man die Deutschen nicht so sehr hassen als unbedingt notwendig ist. Ich wollte meine Angstrufe in Deutschland ausstoßen, denn in Österreich bezieht man sie am Ende auf die Kappen und nicht auf die Köpfe. Aber ein satanischer Trieb verlockt mich, die Entwicklung der Dinge hier abzuwarten und auszuharren, bis der große Tag des Zornes kommt und die tausend Jahre vollendet sind. Bis der Drache losgelassen ist und mir eine Stimme aus den Wolken ruft: »Flieg'n m'r, Euer Gnaden?«

Dezember 1909

Prozeß Friedjung

Austria in orbe ultima: in einer Welt, die betrogen wird, glaubt Österreich am längsten. Es ist das willigste Opfer der Publizität, indem es nicht nur glaubt, was es gedruckt sieht, sondern auch das Gegenteil davon glaubt, wenn es auch dieses gedruckt sieht. Seine Bevölkerung ist ereignisläufig. Aber sie erlebt das Ereignis nur als Meldung, und darum kann ihr die Journalistik die Ereignisse entwinden, die sie ihr eben erst verschafft hat. Die Welt rings liegt in der Agonie der Dummheit, aber sie weiß immer noch, was sie in der Hand hält. Österreich weiß es nicht. Heute ein Maulaufreißen, daß man glaubt, es tropfe von der Milchstraße herunter, morgen »Ah wos!« mit Achselzucken, übermorgen eine neue Sensation. In keinem Staat der Erde wäre diese Tragfähigkeit der Blamagen denkbar. Wohl, die Menschheit wagt es, sich nach der Nordpolgeschichte noch vor der Tierwelt zu zeigen, als ob nichts geschehn wäre. Aber es gibt eine Empfindlichkeit für die nationale Schande, und jeder Preuße wurde noch Jahre nach Köpenick schamrot. Österreich hat kein Gedächtnis. Nichts kann es aus dem Gleichgewicht bringen, weil es in fortwährender Erschütterung ist. Nichts tötet, die Lächerlichkeit macht populär, ein Zeitungsblatt deckt jede Schmach zu. Prozesse um die Privatehre dienen hier dem Beweis der Gefährlichkeit, in einen Krater eine brennende Zigarette zu werfen. Es ist alles Wurst: der Grundsatz einer ordinären Genußphilosophie, die

den Falstaff übertrumpft, indem sie der Ehre die Ehre erweist, sie zu den Viktualien zu zählen. Dieses öffentliche Leben, das auf der Grundlage der allgemeinen, gleichen und direkten Ehrlosigkeit beruht, empfindet manchmal das Bedürfnis, sich zu überzeugen, ob diese Grundlage auch sicher genug ist. Es expektoriert sich zuerst in moralischem Auswurf, und wenn es dann den Schleim vom Boden wieder aufgeleckt hat, ist die Probe gelungen. Aber ihr habt doch gestern noch —? Mit solchem Vorhalt verschone man die stolze österreichische Bewußtlosigkeit, die weiß, was sie tut, wenn sie vergißt, was sie getan hat. Oder man versuche ihr vorzuhalten, wie oft sie in vierzehn Tagen eines politischen Prozesses die Farbe gewechselt hat: sie wird nicht rot werden! Man stelle die Leitartikel zusammen, die am Anfang und die am Ende waren, und man frage sich, ob irgendeine Bevölkerung der Welt den Geduldfaden aufbrächte, der die Extreme verbindet. Ob irgend wo anders binnen vierzehn Tagen die Konsequenz der Lüge so durchbrochen werden dürfte. Ob es nicht zu Fenstereinwürfen, Straßenaufständen, Verprügelung der Schriftgelehrten käme. Hier riefen sie: Österreich ist in Gefahr!, und die Menge sagte: Nein, so was! Dann riefen sie: Aber es war ja gar nicht in Gefahr!, und die Menge sagte: Nein, so was!

Aber sie respektiert nicht nur die Unverletzlichkeit jener Mauschelmajestät, die täglich zweimal als »Wir« zu ihr spricht. Sie jagt auch nicht jene Sitzredakteure des österreichischen Gewissens davon, die ihr erreichbar sind und deren Namen sie kennt. Wäre in irgendeinem Erdenwinkel, wo ein Volk zum Glauben an den politischen Hokuspokus erzogen wurde, eine Enttäuschung, wie die hier erlebte, ungestraft geblieben? Minister fallen, wenn's einem Lakaien beliebt auf die Hintertreppe eine Orangenschale zu legen. Hier hat man im Gerichtssaal die Worte gehört: »Durch diese Dokumente sollte vor

Europa der Beweis erbracht werden, daß Österreich-Ungarn durch illoyale Verbindung Serbiens mit unlauteren Elementen unserer Monarchie genötigt gewesen war, zu den Waffen zu greifen.« Ein mißbrauchter Historiker sprach es, die Dokumente, die den Scharfblick von Mittelschülern nicht täuschen konnten, werden als Fälschung erwiesen, und der Mann, der den guten Glauben eines Historikers, einer Bevölkerung, Europas mißbraucht hat, ohne zu seiner Entschuldigung anführen zu können, daß er selbst nicht mißbraucht wurde, der Staatsmann, der das Opfer eines Operettenfälschers ist, Graf Aehrenthal, der für die Vorbereitungen eines Krieges und für die Beweise von dessen Notwendigkeit unser Geld nicht geschont hat, der unsern Glauben verbraucht hat, um unser Blut zu opfern, er verläßt uns nicht in den Stunden des Zweifels, er geht nicht zu den Eskimos, er, der Verurteilte dieses Prozesses, gibt uns keine Ehrenerklärung, und wir werden die Kosten bezahlen. Denn der Historiker Friedjung, der nur Dokumente von der Regierung nimmt, wird sich die Kosten nicht vom Ministerium zahlen lassen, sondern von der Neuen Freien Presse, die sie vom Ministerium erpressen wird.

Nicht daß die österreichischen Ereignisse keinen Grund haben, aber daß sie keine Konsequenz haben, ist trostlos. Es geschieht so viel, und es geschieht nichts: das ist die österreichische Geschichte, die Herr Friedjung nie zu schreiben imstande wäre, auch wenn ihm echte Dokumente zur Verfügung stünden. Das ist die österreichische Geschichte: daß im Konflikt des Zufalls mit der Dummheit Ereignisse entstehen. Daß Politik nicht gemacht, sondern kompromittiert und geduldet wird. Daß der Schwindel seine Hülle hinwirft und kein Österreicher den Glauben verliert. Die internationale Diplomatie — ein Terrain, auf dem das Fallen eines Blattes ein Erdbeben zur Folge hat: hier kracht die Erde und

kein Blatt fällt vom Baum. Die Sache ist interessant, man spricht davon, aber man zieht keine Konsequenz. Man würde sich mit dem Weltuntergang befassen, solange er aktuell wäre, aber man würde keine Konsequenz aus ihm ziehen. Hinausgeworfene tausend Millionen: so haben wir Platz im Sack, um die Faust darin zu ballen.

Nicht die fünfzig serbo-kroatischen Kläger, deren jeder an Kopf, Ehre und Gesittung dem Durchschnitt dessen, was sich in Deutsch-Österreich auftut, überlegen ist; ein ganzes, nicht völlig kulturverlassenes Volk, das durch Jahrzehnte gequält wird und seiner Regierung dennoch den Gefallen nicht tun will, Hochverrat zu begehen, stand vor den Wiener Geschwornen. Wie schwächlich doch die Markierungen sind, deren sich die Justiz bedient, wenn sie einen weltgeschichtlichen Prozeß zu erledigen hat! Auf der Anklagebank sitzt nicht der ministerielle Verführer einer gelehrten Unschuld, dem wahrlich noch immer besser ziemte, den dolus für sich anzusprechen, als einem Mann der Wissenschaft die Entschuldigung des guten Glaubens. Auf der Anklagebank sitzen nicht die Verantwortlichen, die einen kostspieligen Kriegsplan auf teuren Fälschungen aufgebaut haben, sondern der verantwortliche Redaktionsdiener einer Zeitung, der die pflichtgemäße Obsorge vernachlässigt hat. Wenn nicht neben ihm Herr Friedjung das weltgeschichtliche Moment und die Wiener Geschwornen das Weltgericht repräsentierten, es gäbe einen zu grimmigen Kontrast der Verantwortlichkeiten. Auch der Vorsitzende ist bemüht, ihn nach bestem Wissen und Gewissen auszugleichen. Herr Wach hat eine heikle Aufgabe. Denn diesmal handelt es sich nicht darum, einen Raubmörder schuldig zu sprechen, sondern die Serben als Raubmörder zu entlarven. Alle Delikte sollen ihnen nachgewiesen werden, nur nicht, daß sie Dokumentenfälscher sind. Es ist eine schwierige

Situation. Wie soll man serbische Zeugen behandeln, die bedroht und eingeschüchtert wurden, ehe sie nach Wien kamen, und die dennoch gekommen sind und nicht einmal einen Meineid leisten? Wenn sie sich dazu hinreißen ließen, die Wahrheit lauter zu sagen, als notwendig ist, so herrscht man sie an: Mäßigen Sie sich! . . Stehen Sie ruhig! . . Wir sind hier in Wien! . . (Wenn sie's nicht schon gewußt hätten, nun glauben sie's.) Und im Ton eines Unterlehrers ermahnt man einen Belgrader Zeugen, dessen Lebhaftigkeit der schlechten Sache gefährlich zu werden droht, nicht zu vergessen, daß er Gymnasialprofessor sei. Es ist eine schwierige Situation. Man hilft sich, indem man den Verdacht eines kroatischen Hochverrats unermüdlich durch den Beweis zu erhärten sucht, daß Serbien in Kriegsbereitschaft war. Echte Bomben waren mit falschen Dokumenten gefüllt, immer qualvoller wird die Gewißheit; so sucht man von den falschen Dokumenten auf die echten Bomben abzulenken. Der serbische Sektionschef, dessen schmucklose Aussage dem schönrednerischen Patriotismus eines österreichischen Historikers im Nu alle Vorwände erdrosselt, wird, nachdem er gesagt hat, was er sagen mußte, durch die Fragestellung behutsam an den Rand des Amtsgeheimnisses gebracht, damit die Herren Rauchfangkehrer auf der Geschwornenbank »aha!« sagen und den Eindruck haben, einer wolle nicht sagen, was er nicht sagen muß. Daß Serbien gegen Österreich war, will man wenigstens von ihm noch hören, wenn er schon unseliger Weise beeiden mußte, daß die Dokumente gefälscht waren. Und Aussagen, die im telegraphischen Wege bekunden, daß nie Gelder aus Serbien nach Österreich für Hochverräter, wohl aber aus Österreich nach Serbien für Dokumentenfälscher gekommen seien und daß diese sich für die ausgeworfene Summe die Sache zu leicht gemacht hätten, werden vom Vorsitzenden tonlos abgehaspelt; denn für

Geschworne, die die Angeklagten ohnehin wegen offenbaren Patriotismus freisprechen werden, sind derlei Indizien für die Unschuld der Kläger überflüssig. Was sie hören mußten, haben die Volksrichter gehört. Die Posaunentöne des jüngsten Gerichts klingen ihnen noch in den Ohren, mit denen dieser Vorsitzende den Kläger Supilo des Ehrenwortbruchs beschuldigte, als räudiges Schaf aus den Reihen der Kameraden stieß und die Korruption im Dienste des Vaterlands zu einem Beweis für Hochverrat herausarbeitete. Preßbestien, deren Fütterung mehr kostet als die Handvoll Kronen, die dem kroatischen Journalisten ein Wichtigmacher nachgesagt hat, durften aufbrüllen: »Heute wurde im Gerichtssaale das Rückgrat des Abgeordneten Supilo zerbrochen«; und das Neue Wiener Journal, dessen Schere rein ist und das noch nie für Geld einen Artikel gestohlen hat, durfte versichern, daß »der Ekel vor einer solchen Korruption uns eine weitere Beschäftigung mit Herrn Supilo verbietet«. Viele sind in der Wiener Publizistik, denen im Gerichtssaal noch nicht das Rückgrat zerbrochen wurde oder die dieser Gefahr nur dadurch entgehen, daß sie nie eines gehabt haben. Der Vorsitzende kennt sie, nicht von amtswegen: als literarischer Dilettant gewährt er ihnen manchmal seine Mitarbeit. Er ist vielleicht mit der schlechten Journalistik auf zu gutem Fuß, um über die Verhältnisse, in denen Herr Supilo wirkte, ein unbefangenes Urteil abzugeben. Und der Verlauf des Prozesses hat bewiesen, daß Herr Supilo es noch immer nicht nötig hat, sich in die »Concordia« aufnehmen zu lassen. Aber selbst wenn es ihm ad personam gebührte, wenn es damals jenem österreichischen Gschaftlhuber glücklich gelungen wäre, ihn zu korrumpieren — an jüdisch-deutsch-österreichischen Maßen gemessen, scheint die südslawische Preßkorruption noch immer aller Achtung wert. Und solcher Schande wäre sie unfähig, daß

sie einer Justiz nach solchen Exzessen der Befangenheit Leitartikelehren erwiese und das Walten der österreichischen Gerechtigkeit als die Lichtseite dieser welthistorischen Blamage besänge.

Aber was hat in einer Schlußstimmung zwischen Gloria in excelsis deo und Gut is gangen, nix is gschehn an Feilheit, Feigheit und Gefühlsschlamperei nicht alles Platz, wenn man noch dazu bedenkt, daß Weihnachten vor der Tür steht und andre Sensationen auch dran kommen wollen? In einer Stimmung, in der die Instanzen und Autoritäten einander vor dem Publikum rekommandieren wie die Kaffeesieder bei einer Geschäftsübernahme; in einer allgemeinen Loyalitätswäsche, bei der selbst die Waschfrau des Landesgerichts schon auf das Sechserl wartet und angenehme Feiertäg wünscht. Männer, wie sie unter den Klägern und unter den Zeugen dastanden, wortknappe Anwälte einer verleumdeten Wahrhaftigkeit wie dieser Doktor Popovic, die »Serben in Wien«, die mühelos über den Wiener Intellekt gesiegt haben — sie dürften froh gewesen sein, als sie diesem Charakterbrei den Rücken kehrten, aus dem keine Tat wächst und kein Gedanke. Keine materielle und keine geistige Konsequenz. Der Politik schadet's nicht, und die Wissenschaft wird von der Presse immer noch als Mitarbeiterin zugelassen werden. Der Sturz der Autoritäten wird im Gedränge nicht bemerkt. Aktuell sein ist alles. Und dennoch war's ein Krach, den man erst nach hundert Jahren hören wird. Jetzt werden sie weiter miteinander plaudern, wie auf dem Concordiaball, auf dem man die Wissenschaft im Zwiegespräch mit der Politik bemerkt, und nicht wissen, daß sie gestorben sind. Dieses Schönbartspiel des Gelehrtentums, diese Inzucht von Staatsgeschäftigkeit und Wissenschaftlhuberei, diese Bereitschaft, wenn's sein muß, für das Vaterland mit Phrasen zu kämpfen und »wenn's zu einem Waffengange mit dem Feind kommen sollte«, in der

Neuen Freien Presse die Save zu überschreiten und »dem Serben eine Schlacht zu liefern«, aus wissenschaftlicher Gutgläubigkeit gegenüber einem Blatt, das mit sich reden ließe, wenn der Serbe statt einer Schlacht rechtzeitig etwas anderes geliefert hätte —: das alles gibts ja gar nicht mehr. Dies Bündnis gehört in eben jene Zeit, in der Herr Friedjung noch die Neue Freie Presse bekämpfte und von ihr mit Recht ein »feierlicher Tropf« genannt ward. Heute, wo sie viel vaterlandsfeindlicher und der deutschen Kultur gefährlicher ist als Serbien, heute nennt er es im Gerichtssal »nur eine Ehre«, ihr Mitarbeiter zu sein, oder was noch schlimmer ist, er muß es sich gefallen lassen, wenn sie den Satz in ihren Gerichtssaalbericht hineingefälscht hat. Wenn's überhaupt noch eine Empfänglichkeit für Enttäuschungen gäbe, wenn unsere Haut noch eine druckempfindliche Stelle hätte, dann wäre in diesem hochpolitischen Prozeß der schleißige Dreibund von Politik, Presse und Wissenschaft und jede der drei Ohnmächte für sich kaput gegangen. Wir werden doch nicht von einer Verschwörungsoperette das Gruseln lernen? Wir werden doch endlich von der kulturellen Nichtigkeit einer wissenschaftlichen Bedeutung überzeugt sein, die eine Dienstmannsleistung, die Übernahme von Protokollen, als wissenschaftliche Tat ausruft? Wir werden uns doch nicht länger von einer Gelehrtheit imponieren lassen, weil sie einen Umhängebart und eine Brille trägt, sich einen Hochverrat so gut wie einen Nordpol aufbinden läßt und zwischen Kopenhagen und Belgrad von jedem Kommis beschissen werden kann? Oder geht ein Riß durch das geistige Bild des Herrn Friedjung, weil er sich zufällig in eine so kitschige Katastrophe einließ? Sollte sie uns nicht vielmehr über die echten Werte eines Historikers aufklären? Daß hier zum Sitzfleisch der Wissenschaft noch die Übung des Berichterstatters kam, das brachte den Namen Friedjung in aller Mund. Geschichte ist

zumeist die Wissenschaft jener Leute, die nicht imstande sind, einen Leitartikel abzufassen. Herrn Friedjung eignet diese Fähigkeit in hohem Grade, und in der Art der vorigen Generation, die noch die Syntax beherrschte, aber dem Sprachgeist darum nicht näher war als die heutige, die mit Psychologie und Stimmung über ihr Unvermögen täuscht. In Prag dürfte diese Richtung eines schönrednerischen Geistes entsprungen sein, der in der korrekten Phrase sich befriedigt, dem Deutschtum zuliebe kein Komma verschluckt, Sprichwörter wie eine Prise Schnupftabak sich gönnt, »ei siehe da« sagt und selbst die Schlichtheit als Ornament trägt. Diese Sorte, die genau so schreibt wie sie spricht, weil sie so spricht wie sie schreibt, fern vom Schuß des Gedankens und von der Gefahr der erlebten Worte, bezog kühn ihre Blutleere aus dem Kreise kriegerischer oder ritterlicher Vorstellungen. Es waren lauter »Kämpen«, die hier — anonym oder »mit offenem Visier« — in die Federschlacht zogen. Noch heute ist der Ton der Neuen Freien Presse auf diese entfernte Freude am Waffenhandwerk gestimmt, und darin erreicht ihre Berichterstattung über den Prozeß Friedjung geradezu eine künstlerische Höhe, daß sich hier wirklich das Phrasentum der Beschreibung mit dem Phraseninhalt der Handlung deckt. Nicht nur daß das Auditorium jedesmal »mit lebhafter Spannung den fesselnden Ausführungen des Angeklagten folgte« oder daß dieser jedesmal »ein Netz von Fragen über den Zeugen warf« — solche Mittel sind im Kriege erlaubt —, typisch ist das folgende Stimmungsbild: »Zwischen den Parteienvertretern fanden heute schon bei den Verlesungen der Dokumente mitunter kleine Kämpfe statt, in die auch der Angeklagte Dr. Friedjung verwickelt wurde. Die Klingen wurden halb gezogen, es gab kritische Momente, und empfindliche Punkte des Beweisverfahrens wurden berührt. Aber bei aller

Schärfe der Intention war doch eine gewisse Zurückhaltung im Ton wahrzunehmen, und auch über die Gereiztheit siegte noch eine Beherrschung, ja eine chevalereske Form.« Das ist Sprache und Lebensstimmung des Dr. Friedjung. Fortiter in re, suaviter in modo; denn allzu scharf würde schartig machen. Warmblütig, jedoch maßvoll. Temperamentvoll, aber temperamentlos. Goldene Worte aus Papier. Wenn er stolz erzählt, daß er noch mehr Dokumente habe und daß er mit dem Plan umging, sie ausgerechnet »während des Vormarsches unserer Truppen« in der Freien Presse zu veröffentlichen, um Europa zu überzeugen, daß »wir« nur infolge von Herausforderungen »zum Schwerte gegriffen hätten«, so kann man überzeugt sein, daß ihm das Anschauen kriegerischer Bilder zwar Vergnügen macht, daß er aber genug Geistesgegenwart besitzt, rechtzeitig zur Feder zu greifen und das Erlebnis den »Tausenden und Abertausenden unserer Brüder und Söhne« zu überlassen. Die daran hätten glauben müssen, weil Herr Friedjung an die Dokumente glaubte, und denen es nur deshalb erspart blieb, weil im letzten Augenblick »der Thronfolger Prinz Georg infolge der Tötung eines Dieners, den er mit den Stiefelabsätzen zertreten hatte, zur Niederlegung seines Rechtes auf die Erbfolge genötigt war«. Immerhin ein humanerer Grund, um einen Krieg zu unterlassen, als die Fälschung von Protokollen, um ihn zu führen.

Aber daß die Papiere, um die sich die Geister einer papiernen Welt geschart, durch einen Druckfehler beinahe Paniere geworden wären, bezeichnet die Gefährlichkeit dieses Handwerks. In den Redaktionen und Ämtern, in denen kein Gedanke zur Tat drängt, entspringen die bedenklichsten Anregungen aus der Phrase. Der Schmock wagt sich nicht vor die Tür, aber das Schmocktum erzeugt jene Räusche, denen der Jammer auf dem Fuß folgt. Wenn Herr Dr. Friedjung dieses Milieu meidet und die Gaben,

die ihn in dessen Nähe führten, nur bei der Beschäftigung mit vergangenen Ereignissen verwendet, so wird ihm die Unkontrollierbarkeit der Tatsachen sowohl wie die Flüssigkeit der Darstellung den Ruf eines großen Historikers erhalten. Es wäre eine Unehrlichkeit, wollte ich nicht offen zugeben, daß der »Kampf um die Vorherrschaft« zu jenen berühmten Büchern gehört, die ich nicht gelesen habe. Aber ich lasse mich köpfen, wenn ich nach der Lektüre anders über den Autor urteile; und wenn ein Mann der Wissenschaft darauf besteht, daß man ihm den guten Glauben attestiere, so ziemlich die einzige Qualität, die ihn in seinem Fach entwurzelt, so kann ich verlangen, daß man mir den guten Zweifel an einer Persönlichkeit einräume, von der ich nur ein einziges Dokument kennen muß, um auf die Unechtheit aller übrigen zu schließen. Und der grundsätzliche Zweifel an der Urteilsfähigkeit der heutigen intellektuellen Welt überhebt mich der Mühe, mich zu jedem einzelnen ihrer Ideale herabzulassen. Ich glaube nur das eine: daß die journalistische Geläufigkeit in der Behandlung entlegener Dinge, die sonst der Schwerfälligkeit einer Fachwissenschaft ausgeliefert sind, die meisten täuscht und auch viele, die solche Qualität in der Behandlung aktueller Politik unerträglich finden. Und ich glaube, daß anderseits die zeitliche Entfernung als stoffliches Moment wieder dem Journalisten zugute kommt und aus ihm genau so einen Mann der Wissenschaft macht, wie sie aus ihm einen Novellisten machen könnte. Man ahnt gar nicht, wie sehr die Hilfe stofflicher Distanz, sei es nun die des Ortes oder der Zeit, wirksam ist, um dem Schreibenden das Interesse des Lesers anzunähern. Wer über Bukarest schreibt, ist schon ein Dichter; das Talent beginnt in der Leopoldstadt. Warum sollte nicht, wer über Königgrätz schreibt, ein Historiker sein? Herr Dr. Friedjung hat nur die Unvorsichtigkeit begangen, die ruhige

Wirksamkeit des Stoffes, der so viel für ihn getan hat, den Gefahren des Zweifels preiszugeben, indem er sichs einfallen ließ, auch in der stofflichen Welt des Tages, die so leicht überprüfbar ist, literarische Ehren zu suchen. Oder um mich in seiner Sprache auszudrücken: es war verfehlt, vom Piedestal der Wissenschaft in die Arena der politischen Kämpfe hinabzusteigen. Man könnte leicht den guten Glauben an seine historischen Quellen verlieren, wenn man erfährt, wie die der Gegenwart beschaffen sind. Man mag befürchten, daß auch von jenen am Ende nichts übrig bleibt als der gute Glaube des Historikers. Zumal wenn man ihn im Gerichtssaal als einen Beweis seiner Gewissenhaftigkeit anführen hört, daß er die Telegramme zwischen Benedek und dem Kaiser vom früheren Generalstabschef Grafen Beck erhalten habe. Die Dokumente des serbischen Hochverrats nun habe er von Männern erhalten, »die dasselbe Vertrauen verdienen« wie der Graf Beck. Das ist am Ende wahr. Es ist wahr, daß der jetzige Generalstabschef (jener Conrad v. Hötzendorf, dessen Name unbedingt nach einer Schlacht an der Drina zum Gebrauch für Mittelschulen ruft) die Dokumente geprüft hat; es ist wahr, daß sie sich als gefälscht herausgestellt haben; und es ist also zum mindesten gefährlich, die Quelle älterer Dokumente, die schon ihre Schuldigkeit getan haben, noch zu nennen. Freilich behauptet Herr Dr. Friedjung, ein gewisses Vertrauen müsse ein Historiker für sich in Anspruch nehmen können; denn sonst würde niemand glauben, daß Alexander der Große gelebt habe: wir wissen es nur, weil es uns die alten Geschichtsschreiber erzählt haben. »Aber wir glauben und vertrauen ihnen.« Nun, ich würde nach den Ergebnissen des Prozesses Friedjung auch in diesem Punkte zur Vorsicht raten. Und es war um so bedenklicher, an der Glaubwürdigkeit der Quelle, der Herr Dr. Friedjung den Depeschenwechsel von 1866 verdankt, die

Verläßlichkeit jener andern, welcher er die serbischen Protokolle verdankt, zu messen, als zum Beispiel ein Gespräch, das der Graf Beck im Jahre 1904 mit dem General Kuropatkin — in Österreich — gehabt und das der Graf Beck dem Herrn Dr. Friedjung in einer Gesellschaft erzählt hat und das Herr Dr. Friedjung in einer vaterländischen Revue veröffentlicht hat, vom General Kuropatkin mit der Behauptung dementiert wurde, er sei im Jahre 1904 gar nicht in Österreich gewesen. Nun ist es ja ebenso möglich, daß der General Kuropatkin die Unwahrheit sagt, wie es sicher ist, daß der Graf Beck ein steinalter Herr ist. Aber wir haben aus dem Prozeß erfahren, wie von einem schlichten Alibi eines Belgrader Professors die ganze Beweiskraft hochverräterischer Dokumente abhängt, die uns vor Europa genötigt hätten, »zum Schwerte zu greifen«. Herr Dr. Friedjung hat sich freilich auch in dieser Angelegenheit als Historiker, der der Wahrheit die Ehre gibt, bewährt. Er war, wie die Zeitungen versicherten, »gewissenhaft« genug, zuzugeben, daß der Professor Markovitsch an jenem 22. Oktober, da er in Belgrad zum Krieg trommelte, in Charlottenburg, Grohlmannstraße 30 sich aufhielt, nachdem dies vom dortigen Polizeipräsidium bestätigt worden war und der Historiker der Beweiskraft eines Meldezettels nicht widerstehen konnte. Er ist — auf dieser Feststellung bestand er beim Ausgleich — »kein Klopffechter«. Niemand darf ihm jene Eigenschaft bestreiten, die er »Rechtschaffenheit« nennen würde. Und daß ein Belgrader Strafrechtsprofessor anstatt Bomben zu werfen gerade am entscheidenden Tag einem Vortrag des Doktor Lilienthal in Berlin beigewohnt hat, das zu wissen oder an eine solche Möglichkeit auch nur zu denken, ist traun nicht Sache eines Historikers. Nein, an dieses Datum mußten sich keine Zweifel heften. Und auf jene sentimentalen Phrasen der Dokumente, von denen Professor Masaryk sagt, sie

seien nicht einmal die Sprache eines Gymnasiasten, konnte gerade er hineinfallen, denn er selbst würde sich erforderlichen Falles nicht scheuen, in einem Geheimprotokoll vom »goldenen Prag« zu sprechen. Was er aber als Historiker immerhin zur Grundlage seiner Forschung machen konnte, das waren die zwei Daten: der kroatischen Wahlen und der serbischen Anleihe. Hier war Wink und Möglichkeit zu einer Prüfung. Hier war es dem Historiker erspart, zum Dienstmann zu werden, der einen Auftrag des Herrn v. Aehrenthal in einer Redaktion abgibt, wenn nicht gar zum Polizeimann, der ihn an die zuständige Behörde leitet. Denn daß man die Wissenschaft mit Protokollen so hineinlegen kann wie die Neue Freie Presse mit einem Erdbebenbericht, den sie für echt hält, weil darin von kosmischen und tellurischen Erscheinungen die Rede ist, das hat der Spaßvogel in Belgrad gewiß nicht geahnt. Er hat für das Geld sein Pensum geliefert, aber nicht geglaubt, daß sich sogar die Wissenschaft dafür interessieren werde. Das Versprechen des Herrn Dr. Friedjung, dem man die Fehlerhaftigkeit jener beiden Daten vorhielt: er werde sich informieren, ist die prägnanteste Zusammenfassung der Pflichten eines Historikers. Ich habe keinen Respekt vor dem Handwerk. Nicht vor seiner Wichtigkeit, nicht vor seinem Ernst und nicht vor seiner intellektuellen Höhe. Ich war Hörer. Im Gerichtssaal. Ich war dabei, als die Wissenschaft vor dem logischen Einmaleins versagte, und der Überlegenheit nichts anderes übrig blieb, als sich mit dem stereotypen »Es ist doch merkwürdig —« den Schönbart zu streichen. Und da der Sektionschef Spalajkowitsch, auf dessen Entlarvung durch Herrn Dr. Friedjung alle Welt gespannt war, ja, ja und nein, nein sagte, was drüber ist, aber für übel hielt, holte die Wissenschaft zu einer merkwürdigen Frage aus. Der Abgeordnete Masaryk hatte in einer Rede gesagt, daß die Mitglieder der Koalition kein Geld von der serbischen Regierung bekommen

haben: wenn der serbische Sektionschef jenen Bericht an seinen Minister, der von der Bestechung handelt, verfaßt haben soll, »dann müßte Herr Spalajkowitsch die 12.000 Franken eingesteckt haben«. Es ist klar, daß der Redner aus der Unmöglichkeit der Unterschlagung auf die Unmöglichkeit des Berichtes schließen wollte. Aus einem logischen Argument wird nun unter den Händen des Historikers ein ethisches Gravamen, und Herr Friedjung glaubt, Masaryk habe aus der Tatsache des Berichts auf die Möglichkeit der Unterschlagung schließen wollen. Der slawische Abgeordnete habe also bloß die Kroaten — sie nahmen kein Geld, weil sie keins bekamen — heraushauen, aber die Serben als Werber des Hochverrats und zugleich Diebe — sie gaben kein Geld, weil sie es nahmen — hinstellen wollen. Masaryk habe »eine Vermutung« ausgesprochen: »darf ich den Herrn Sektionschef bitten, sich über diese Vermutung zu äußern?« Herr Friedjung erklärt, er wolle, wenn der Zeuge ihm den Gefallen erweist, »die Möglichkeit dieser hypothetisch ausgesprochenen Vermutung«, also die Defraudation zuzugeben, den Herren Klägern eine Ehrenerklärung ausstellen. Allgemeines Gelächter und Zwischenrufe, die aber der Vorsitzende nicht mehr mit der Mahnung »Meine Herren, wir sind hier in Wien«, zurückweist, weil diese Formel zu oft schon dem Chor der Kläger als Refrain gedient und weil sie zu offensichtlich sich als eine Bitte um Entschuldigung für Schwachsinn und schlechte Manieren herausgestellt hat. Man wartet mit Ungeduld, bis sich die Antwort des Zeugen durch das Sprachrohr des Dolmetsch an unser Ohr ringt. Sie läßt keinen Zweifel darüber, daß er die Frage nicht als eine Kriegslist des Gegners, sondern als geistiges Armutszeugnis auffaßt. Herr Dr. Friedjung ist zu rechtschaffen, um einen Zeugen mit solchen Manövern bei den Geschwornen herabsetzen zu wollen. Er hat im guten Glauben gehandelt.

Es war wirklich eine Enthüllung, jene, die er nicht schuldig bleiben konnte, nachdem er vor dem Eintreffen des Sektionschefs Spalajkowitsch das Versprechen abgegeben hatte: »Während ich meinen Rechtsstreit mit den Klägern, die meine Mitbürger sind, mit Schonung durchführen möchte, werde ich gegen diesen Spalajkowitsch als den Feind meines Vaterlandes schonungslos vorgehen und ihm für seine diplomatische Laufbahn einen Geleitbrief mitgeben, der ihm in Zukunft noch sehr unbequem sein wird!« Und, ei siehe da: er brachte zunächst vor, daß der serbische Sektionschef in Bosnien einen Schwiegervater habe, der kein so großer österreichischer Patriot ist wie der Dr. Friedjung, und daß der Schwiegersohn wahrscheinlich nichts dazu tut, den alten Mann von dieser Verirrung abzubringen. Und da dies nicht wirkte, holte Herr Dr. Friedjung die Vermutung des Professors Masaryk »aus dem Köcher«. Mach deine Rechnung mit dem Himmel, Vogt, und nicht mit der kroatischen Koalition! Herr Friedjung spricht gutes Burgtheaterdeutsch in dritter Besetzung. Sein Organ ist sonor, erinnert an Herrn Schreiner, und die verwaiste Rolle des Ottokar v. Horneck (»Dies Österreich, es ist ein gutes Land«) schreit nach ihm. (»Ottokar von Steiermark, irrtümlich auch O. von Horneck genannt, Geschichtsschreiber aus der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts. Dienstmann eines Herrn von Liechtenstein. Schrieb eine Reimchronik, die reich ist an ausführlicher Erzählung merkwürdiger Ereignisse, an Schilderung von Turnieren und Schlachten, wofür er reichhaltige Quellen benutzt, auch von Augenzeugen manche Mitteilungen erhalten hat. O. zeigt sich als ein in kirchlichen und politischen Dingen sehr freisinnig denkender Mann, weiß aber Gerücht und Fabel von wirklicher Geschichte nicht zu unterscheiden.«) Und es ist doch merkwürdig —: daß ihm an keiner Stelle seiner Verteidigungsrede das Zitat eingefallen ist »Der Österreicher hat ein

Vaterland u.s.w.« Nie hätte er den Gegner durch Tücken und Ränke bei den Geschwornen schlecht gemacht; aber daß ein echtes patriotisches Gefühl, wenn's nun einmal da ist, die naheliegende Wirkung zu Gunsten seines Besitzers »verschmähen« sollte (mit offenem mäh auszusprechen, Schule Strakosch), das sehe ich fürwahr nicht ein. »Ich stehe hier in einem Kampfe«, rief er, »in dem ich alles zu beweisen habe, was in dem heißumkämpften Artikel der Neuen Freien Presse stand«: gegenüber solchem Unrecht, daß man von gesetzeswegen genötigt ist, den Hochverrat, den man einem vorgeworfen hat, auch zu beweisen, darf man schon seine eigene Vaterlandstreue — wie sagt doch Friedjung — ins Treffen führen. Und wenn man noch dazu von den treuesten Dokumenten im Stich gelassen wird und zum Schluß sich gar die Berliner Polizei dreinmischt, dann beginnt man die im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder nebst Bosnien und der Herzegowina ans Herz zu drücken, und wenn man bisher Patriot aus Notwehr war, so wird man nun Patriot aus Überzeugung, und ist »berechtigt, zu erklären«, daß die Dokumente schon deshalb von der Wissenschaft anerkannt werden mußten, weil sie auch höchststehenden Persönlichkeiten vorgelegen waren. Wahrscheinlich hätten die Geschwornen auf diese Eröffnung hin mit dem Freispruch gegen Herrn Dr. Friedjung vorgehen müssen. Wegen lückenlos bewiesener Vaterlandsliebe (sprich Patratismus). Da aber die Wissenschaft diese Ehrenrettung nicht überlebt hätte, zog sie es vor, sich mit den Feinden des Vaterlands auszugleichen. Sie hatten kein leichtes Spiel mit diesem Historiker. So wohlfeilen Kaufes ließ er sie nicht ziehen: sie mußten sich zum Zugeständnis bequemen, daß er ein Patriot sei und ein Mann des guten Glaubens.

»‚Noch nicht!' ‚Es spießt sich!' ‚Es wird nichts draus!' ‚Vielleicht doch!' ‚Gemacht!'« Es waren bange Stunden, ehe es dazu kam, und die Zeitungen haben

uns mit dem ganzen Aufwand der für solche Zwecke vorrätigen Plastik das Kommen und Gehen der Parteien, das Summen und Surren des Auditoriums, das Munkeln und Mogeln der um den Ausgleich bemühten Autoritäten geschildert. Als endlich Herr v. Bärnreither, ein Fachmann für Loyalität, Unverbindlichkeit und Entgegenkommen, den der Präsident ins Beratungszimmer gebeten hatte, mit dem Mot herauskam: »Geduld bringt Rosen, aber auch zerrissene Hosen!«, da war der Bann gebrochen, und man wußte, daß nun bald alle Weihnachtsglocken läuten würden. »Eine Bemerkung, die viel Heiterkeit erregte«, hieß es in den deutschen Blättern. Im andern Lager wurden nachher Bemerkungen laut, die weniger nach der Gemütlichkeit einer politischen Kinderstube rochen, in der die Blamagen an den Christbaum gehängt werden. Der serbische Minister des Äußern zum Beispiel meinte, es habe »immer und überall freiwillige und übereifrige Vaterlandsretter gegeben, die den Gänsen des Kapitols den Rang abzulaufen suchten«. Fragt sich nur, wo die bessern Federn zu finden sind. Und der Präsident des kroatischen Landtags wollte wissen, ob das Vaterland denn nicht zufrieden sei, daß die Südslawen ihm ihr Blut geopfert haben, und ob es wirklich auch den moralischen Tod seiner Söhne fordere. Die Neue Freie Presse aber, der es seitdem die Rede verschlagen hat, hielt das »Vertrauen zur österreichischen Justiz« hoch, in welchem sich jene »nicht getäuscht« hätten, denen man zuerst den Hochverrat bewiesen und dann gnädig erlaubt hat, sich gegen den Verdacht zu wehren.

Die Kroaten und Serben in Österreich haben es vorgezogen, dieses Vertrauen nicht der Belastungsprobe eines Geschwornenurteils auszusetzen. Im Umgang mit jenen »Vertrauten«, die die Regierungen dort unten auf das politische Leben loslassen, haben sie es gelernt, der Verläßlichkeit eines solchen österreichischen

Gefühls zu mißtrauen. Eine Staatsweisheit, die »Umtriebe« erzeugt, um sich vor ihnen zu fürchten, und die nur an Bomben glaubt, welche sie mit Akten belegt sieht, hat dafür gesorgt, daß in Kroatien auf jeden Bürger zwei Konfidenten kommen. Man versäuft Staatsgelder, um die weißen Mäuse zu sehen, von denen man so viel schon gehört hat. Von der Vorstellung, daß es Umtriebe gibt, lebt dann die Geschichtsschreibung, und dem Herrn Dr. Friedjung »gebührt das Verdienst, am Vorabend eines Krieges auf sie aufmerksam gemacht zu haben«. Dem Tritt eines serbischen Prinzen verdanken wir, daß es beim Vorabend geblieben ist. Aber vielleicht wäre es nicht einmal dazu gekommen, vielleicht hätte uns der Graf Aehrenthal rund eine Milliarde ersparen können, wenn er sich rechtzeitig die Lust verkniffen hätte, Umtriebe zu sehen oder auf sie durch einen publizistischen Kammerdiener aufmerksam machen zu lassen. Hätte der des Prinzen Georg nicht gezeigt, wie man fürs Vaterland stirbt, die Österreicher hättens lernen müssen, und die Dokumente des Herrn Dr. Friedjung hätten dann jene Männer auf den Richtplatz geführt, die heute aus einem Beleidigungsprozeß ihre Ehre gerettet haben. Sie hätten das Schicksal der »Agramer Hochverräter« geteilt, deren Opferung jetzt den Schlaf der vaterländischen Dokumentenjustiz zu stören beginnt. Denn der Betrieb der vaterländischen Dokumentenfabrik, den Männer wie der Sektionschef Nikolić enthüllt haben, ist schon gestört. »Man soll uns vorhalten, was gegen uns spricht, man soll uns untersuchen vom Scheitel bis zur Zehe, wir werden uns ausziehen vor den Wiener Geschwornen«. Schande genug, daß diese typische Prozedur vor den Augen der Rauchfangkehrermeister und Gemischtwarenverschleißer auch in solchem Falle notwendig war. Diese unerwünschten Zuschauer riefen, soweit sie der Verhandlung folgen konnten, den Klägern zu: »Geben Sie uns Beweise!« Und jene gaben Beweise, wiewohl

sie dazu weniger verpflichtet waren als ihr Ankläger. Es war ein fürchterliches Reinemachen vor den Feiertagen. Vor dem österreichischen Justizskandal eines Freispruches blieben wir bewahrt. Der Skandal, der über den politischen, wissenschaftlichen und journalistischen Autoritäten zusammenschlug, wird erst aufstinken. Die Frage, was die Vertreter dieses Staates auf dem Balkan machen, ist aufgebrochen. Man gibt zu, daß das Huren eine schöne Beschäftigung ist, möchte aber einmal wissen, was in den Zwischenpausen geschieht. Denn die k. u. k. Diplomatie ist einem grobschlächtigen Gauner aufgesessen und hat mit dem niedrigsten Betrug den höchsten Stellen im Reich die Notwendigkeit der Annexion, die Dringlichkeit eines Krieges begreiflich gemacht. Die Welt wird betrogen, aber sie weiß, von wem und wofür. Österreich wird noch gläubig sein, wenn es keinen Betrüger mehr geben wird; es wird sich selbst betrügen. Der Cook geht um; aber er hat immerhin entdeckt, daß es einen Nordpol gibt. Wir haben uns einen Hochverrat entdecken lassen, den es überhaupt nicht gibt.

Dabei haben wir jedoch erfahren, in welche entlegenen Winkel dieses Vaterlandes die Kultur sich zitternd verkrochen hat. Sie lebt dort, wo sie in Furcht vor den Konfidenten lebt. Nicht hier, wo die Konfidenten in Furcht vor der Kultur leben. Wir haben erfahren, wo der Balkan ist. Österreich ist das Land, in dem man keine Konsequenzen zieht: es achte darauf, daß sie nicht gegen Österreich gezogen werden! Heurigenmusik, zu der ein Vaterländler getanzt wird, wird die Welt über den wahren Ausgang dieses Prozesses nicht täuschen. »Durch diese Dokumente sollte vor Europa der Beweis erbracht werden . . .«: Europa wird zur Kenntnis nehmen, daß es ein Gegenbeweis war. Und die Geschichtsschreibung — soweit sie nicht guten Glaubens ist — wird von diesem Datum Notiz nehmen.

Mona Lisa und der Sieger

Mit zwei kunsthistorischen Ereignissen hat sich der Sommer 1911 in die Geschichte der Menschheit eingetragen, mit zwei Gewalttaten zugleich, deren zeitliche Nähe einen tief symbolischen Zusammenhang offenbart. Im August wurde die Mona Lisa aus dem Louvre gestohlen, aber dafür hatte uns der Juli das Porträt des Herausgebers der Neuen Freien Presse geschenkt. So merkwürdig die Nachbarschaft der beiden Taten ist, so erkläre ich, um jeder Reklame für das Sicherheitsbureau der Wiener Polizei die Spitze abzubrechen, sofort: daß ich die Mona Lisa nicht gestohlen habe. Bei Gott! ich hab's nicht getan; aber hätt' ichs getan, ich würde mich dieser Tat nicht schämen, denn sie wäre beim Teufel nicht das schlechteste, was ich in meinem Leben getan habe. Im Gegenteil stehe ich nicht an zu behaupten, daß mir die Anonymität des Diebs das einzige bedenkliche Moment in seiner ganzen Aktion zu sein scheint, von dem wundervollen Entschluß an, ein Kunstwerk vom Anblick des Publikums zu befreien, bis zur erlösenden Tat. Zuzutrauen wäre sie mir schon, und ich unterscheide mich von dem Täter nur darin, daß ich mich zu seiner Tat bekenne. Die Hand, die der Welt die Visage des Siegers geoffenbart hat und ihr, weit über jede Absicht des Spottes hinaus, fern aller karikierenden Bosheit, in bebender Andacht gezeigt hat, wie das aussieht, was den Staat beraubt und was die Welt verpestet; die Hand, die es nicht dulden wollte, daß das Antlitz der Macht länger verborgen

bleibe, welche die Partei des Geldes gegen den Geist vertritt; die Hand, die an einer gemeinen Photographie zu zeigen imstande ist, wie der Fortschritt dasteht, wie die Geldgier die Faust ballt, welchen Blick die Aufklärung hat, welchen Bart der Einfluß und welche Nase der liberale Triumph — diese Hand wäre, weiß Gott, auch imstande gewesen, die große Befreiungstat zu vollführen, die die Kunst gegen diese Macht geschützt hat! Mona Lisa — das ist der Schulfall, um der Weltbestie Intelligenz, an deren Haß der Künstler stirbt, aber von deren Haß die Kunst lebt, den Genickfang zu geben. Daß der Abtransport der Mona Lisa die endliche Erfüllung einer tiefen kulturellen Notwendigkeit bedeutet, geht für alle, die Ohren haben, wenn sie schon nicht die Fähigkeit übersinnlichen Erfassens hatten, aus dem Gekreisch derer hervor, die sich als Verlustträger gebärden. Aus dem Wehgeschrei des Abschaumes der Menschheit, der, nicht imstande zwischen Lionardo und einem Farbendrucker zu unterscheiden, behauptet, daß der Verlust der Mona Lisa nach dem Antisemitismus die größte Schmach des Jahrhunderts sei. Aus den Artikeln des Siegers, der trotz der Zerschmetterung der Christlichsozialen das Leben ohne die Mona Lisa nicht mehr lebenswert findet, wegen des seltsamen, unergründlichen Lächelns; der behauptet, daß ein Bild, welches zu Tausenden gesprochen, welches das Ziel der künstlerischen Andacht Tausender war, dieses Kleinod, welches Tausenden unendlich teuer ist, von Tausenden und Abertausenden bewundert wurde, nein, Tausenden und Abertausenden ein Born reinsten Empfindens, und Tausenden, ja man kann ohne Übertreibung sagen, Millionen ein Ziel frommer Wallfahrt war, daß ein solches Kleinod, wenn es gestohlen wurde, eine Schmach für die ganze Menschheit und ein Angriff gegen das ideale Interesse aller Völker und Länder und nicht nur Paris, sondern die ganze Welt und die ganze zivilisierte Welt und die ganze

Kulturwelt und wieder die ganze Kulturwelt und die Augen der ganzen Kulturmenschheit sind nach Paris gerichtet und nach dem administrativen Augiasstall, so daß man »an« Marokko vergaß und unter dem ersten niederschmetternden Eindruck, nachdem der Sonnenstrahl der echten Kunst auch in das ärmliche Heim der unteren Schichten gelenkt wurde und die Erschließung für die großen Massen und die breiten Schichten, so daß nur die Hoffnung bleibt, dem Besitz der Menschheit erhalten zu bleiben und vor dem bewundernden Blick der Gesamtheit wieder aufzutauchen, und die ganze Welt den Wunsch hat, daß sie doch noch gefunden wird, damit das kostbare Gemeingut der Allgemeinheit, das geheimnisvolle, unergründliche Lächeln der Mona Lisa, welches Tausenden in tiefster Seele nachleuchtet, auch in Zukunft Tausenden und Abertausenden zur Quelle reinster Freude werde — All dies zeigt, wie notwendig hier ein entschlossenes Handeln war. Seit jeher hatte ich, ohne daß ich mir's recht gestehen wollte, eine geheimnisvolle Abneigung gegen das unergründliche Lächeln der Mona Lisa. Ich hatte es noch nicht gesehen, aber es verfolgte mich seit dem ersten Blick in eine Zeitung, denn meine Bestimmung war es, ein Leben lang mehr Kunstkritiken als Bilder zu betrachten. Aber nicht nur in Kunstkritiken, auch in Literaturkritiken trat mir das unergründliche Lächeln der Mona Lisa entgegen, es fehlte — lange ehe es in den Leitartikel kam — in keinem Feuilleton, und kaum ein Sonntagsplauderer lebte, der nicht der geheimnisvollen Pragerin, die auf der Ischler Esplanade Furore machte, das besondere Merkmal nachrühmte, daß sie das unergründliche Lächeln der Mona Lisa habe. Wie mir »das alte Wien des Canaletto« durch die häufige literarische Verwendung dieses Malers unsympathisch wurde, so machte sich mir die Mona Lisa durch eine Eigenschaft verhaßt, die sie schon mit jedem Jourmädel zu teilen schien. Dieses Vorurteil nun wurde vom Anblick des Originals nicht

besiegt, sondern im Gegenteil fand ich, daß es nicht bald etwas Reizloseres, Altjüngferlicheres geben könne als das Lächeln der Mona Lisa, auf deren Geheimnis ich nicht neugierig war und die mir günstigsten Falls den seichten Glauben an die Unergründlichkeit der Frauenseele zu belächeln schien. Aber vor allem in einem Punkte unterschied ich mich von den Tausenden und Abertausenden: ich gab — ohne von der Kunst der Farbe viel mehr zu verstehen als sie — die Möglichkeit zu, daß Lionardo auch dann ein großer Maler geworden wäre, wenn die Gioconda zufällig ohne Lächeln auf die Welt gekommen wäre, und daß er ein Künstler war, selbst wenn sie ein Scheusal war. Das ist es nämlich, was der Kunstverstand meiner Bedienerin und meines Leitartiklers und der ganzen kultivierten Welt nicht zugeben wollte, und wenn Reznicek die Gioconda noch schöner gemalt hätte, so hielten sie ihn für einen noch größeren Künstler als Lionardo. Ihre Trauer um den Verlust eines Originals würde vertausendundabertausendfacht, wenn auch alle Kopien verloren gingen, und wie viel Jammer in der Welt wäre, wenn erst alle Ansichtskarten der Mona Lisa geraubt würden, das ist gar nicht zu ermessen. Auch auf einem höheren Kulturniveau als jenes ist, auf dem die kultivierte Menschheit steht, wäre die Wehklage über ein verlorenes Bild als Heuchelei abzuweisen, die Unerheblichkeit des Kunstwerks im Vergleich zum Künstler hervorzuheben und die Kunst nötigenfalls durch Vernichtung des fertigen Werkes gegen die Anerkennung von Leuten zu schützen, deren tiefere Teilnahme ja doch nur jenen schöpferischen Naturen gehört, die Feuer fressen oder bis zum hohen C gelangen können. Wie aber die kulturellen Verhältnisse heute liegen, ist es schlechthin ein Rätsel, warum über die Vernichtung eines Ölgemäldes in der Auslage der Firma Nedomansky, das den letzten Straßenexzessen zum Opfer fiel, nicht Leitartikel geschrieben wurden. Den kunst-

fernen Sudlern, die bei jeder sich bietenden Gelegenheit die Aussicht eröffnen, daß die Kunst demnächst »Gemeingut« werde, und die darüber entzückt sind, daß die Mona Lisa sich schon so eingebürgert habe wie das Telephon: ihnen, die die Kunst verbilligen — nicht bloß jenen, die das Fleisch verteuern wollen, müßte man die Fenster einschlagen! Und ein Gesindel, das nur die Ekstase merkantiler Erlebnisse kennt, nur die Ehrfurcht vor dem Geld, nur die Spannungen der Börse; dem Kunst ein Gesellschaftsspiel und Religion ein gesellschaftlicher Zwang ist; dem Religion das ist, woran der Salo Cohn glaubt, und Kunst das, was er kaufen kann: solches Volk applaudiert dem Leitartikler, wenn er beteuert, daß »jeder einzelne verarmt und schwer geschädigt« sei, als wär's der schwarze Freitag, und wenn er den Einwand, daß es schließlich ja doch nicht um die Börse, sondern nur um die Kunst gehe, mit der Frage vorwegnimmt: »Ist das andächtige Erschauern vor einem Kunstwerk nicht auch etwas Heiliges?« Denn sie alle sind vor der Mona Lisa andächtig erschauert, sobald sie dazu Zeit hatten. »Wie viele«, ruft jener, »die im Drang der Geschäfte nach der französischen Hauptstadt kamen, haben vor dem Bilde Lionardo da Vincis Augenblicke der Erbauung und der Andacht verbracht, die ihnen wirklich zum inneren Erleben wurden!« Das kann man sich vorstellen. Die Manufakturreisenden, die, ohne im Baedecker nachzusehen, ins Louvre eilen, zuerst enttäuscht wegen der Verwechslung, dann aber gebannt, hingerissen, wie festgewurzelt vor der Mona Lisa, schnell ihre Andacht verrichtend, Schlag zwei wieder bei der Firma, weil das Leben ja doch seine Rechte fordert! Nun ist sie dahin, und ihnen bleibt nur die Erinnerung, und wenn sie ein unergründliches Lächeln brauchen, sind sie rein auf das Konterfei des Siegers angewiesen. Freilich hat dieses den Vorzug, daß seine Echtheit unbestritten ist. Denn von der aus dem Louvre entwendeten Mona Lisa hat ein Sach-

verständiger behauptet, daß sie eine Kopie sei. Ist sie das, so ist auch die Trauer, die die Kulturmenschheit über den Verlust eines Kunstwerks empfindet, als Schwindel entlarvt. Denn um ihr Schauer der Andacht beizubringen und in ihrer tiefsten Seele nachzuleuchten, dazu hat eine Kopie ausgereicht und würde erforderlichenfalls eine Photographie ausreichen. Da sie es für Kunst hält, wenn das Modell ein freundliches Gesicht macht, so ist ihr mit jeder Art von Reproduktion zu helfen. Die Mona Lisa ist gestohlen und der Nordpol entdeckt worden: ob das Bild falsch war und Herr Cook nicht hingekommen ist, ist gleichgiltig. Auf die Begleitumstände der menschlichen Dummheit kommt es nicht an. Die Hauptsache ist, daß sie am unergründlichsten gelächelt hat und daß er der nördlichste Punkt ist! Im Drang der Geschäfte begnügt sich die Menschheit mit den Illusionen. Die realen Werte des Lebens gehen ihr doch nicht verloren. Es sind jene, über deren Erhaltung das Bild des Siegers geheimnisvoll lächelt, wenn es auch nur eine Photographie ist.

April 1912

Großer Sieg der Technik: Silbernes Besteck für zehntausend Menschen
oder
Furchtbare Versäumnisse: Gott hat nicht Schiffbau studiert

Das Schiff »Titanic« wäre beinahe durch einen Eisberg vernichtet worden . . .

*

Würde man die »Titanic« senkrecht auf den Kopf stellen, so würde sie den Stephansturm noch um 114 Meter überragen, sie wäre fast doppelt so hoch als der Stephansturm.

*

Die Vorstellung kann kaum heftiger angeregt werden als durch das Bild eines jener Rauchfänge, in welchen bequem und ohne Mühe eine Lokomotive mit ihren Waggons Platz fände . . . Es ist, als würde durch menschliche Begabung die Urweltgröße wieder aufstehen . . . Silbernes Besteck für zehntausend Menschen, Fassungsraum für mehr als zwanzigtausend . . . Tennisplätze, Schwimmbäder, ein türkisches Bad und, als Kuriosität, ein Café Parisien, das mit Epheu geschmückt ist, der am Gitterwerk sich emporrankt . . . Und was ist zurückgeblieben? Der arme, schwache, von einer starken Faust niedergeschmetterte Mensch! . . Und dennoch sagen wir in dieser Zeit, wo alle Kräfte zu so ungeheurer Leistung angespornt sind, wo selbst ein so großes Unglück zwar das Schiff zerstören, aber die Rettung der Menschen nicht verhindern konnte: Es ist eine Freude zu leben!

*

Schon hatte aber der Kapitän den funkentelegraphischen Apparat in Tätigkeit gesetzt und sandte nach allen Richtungen Bitten um Hilfe aus, die auch bald . . . in normale Bahnen gelenkt . . . leicht in Sicherheit gebracht werden konnte . . . Alles gerettet!

*

... bietet Raum für 2500 Passagiere ... es ist keine Kleinigkeit, 1750 Passagiere auf andere Dampfer zu bringen ...

*

Dampft langsam nach Halifax ... Wieder einmal hat sich die Funkentelegraphie ... Kein Österreicher vermißt ... Die Kolbenmaschinen treiben die Seitenpropeller und geben den Dampf in die Turbine ab, welche den zentralen Propeller treibt.

*

Nebbich die Natur.

*

Die »Titanic« ist so gut wie unsinkbar.

*

Mit zischenden Schrauben schossen denn auch von allen Seiten die Dampfer heran, flogen über die Wogen und vollbrachten das frohe Werk ... Die Teilnahme an der schönen Kunde zieht uns mit ihrer stärksten Regung zu den Männern der Wissenschaft hin, zu Glückwunsch und Händedruck, daß ihr Geist diesen herrlichen Sieg über die Schrecken der Natur errungen hat ... Das Wetter ist jedenfalls anhaltend günstig.

*

All right ... 75.000 Pfund Fleisch, 84.000 Stück Geschirre und Bestecke ...

*

Wieder einmal steht das alte Problem zur Diskussion, wie weit der Mensch die Naturgewalt zu meistern vermag.

*

Über die Wirkung der Funkentelegraphie wird auch noch ein Wort zu reden sein.

*

Alle Passagiere erster Klasse gerettet! .. Die Unglücklichen sind jedoch keine Wiener oder Österreicher ...

*

Die Höhe der auf der »Titanic« vertretenen Vermögen beträgt:

Astor	600 Millionen
Isidore Bruce	200 Millionen
Georg Widener	200 Millionen
Benjamin Guggenheim	380 Millionen
Washington Roebling	100 Millionen
Thayer	40 Millionen

*

Selten noch mögen die Menschen einer Zeit so imprägniert gewesen sein von dem geistigen Gehalt ihres Jahrhunderts. Das ist es, was uns von vielen Epochen scheidet: wir wissen um die Bedeutung unseres Zeitalters und haben es nicht mehr nötig, uns von einer historisch prüfenden Nachwelt entdecken zu lassen.

*

Leute, die nur ein paar Millionen haben, sind nicht aufgezählt.

*

Nun aber ereignet sich das Wunderbare, Neue dieser starken Zeit. Noch im Verderben ist sie Siegerin geblieben . . .

*

Wenn man die drahtlosen Berichte vergleicht, kommt man zu dem Schluß, daß überhaupt keine anderen Schiffe die Unglücksstätte erreicht haben . . . 1700 Menschen tot . . . Und dennoch, wie ein Fanfarenstoß zerreißt das Wehklagen um die Geopferten der Siegesruf einer großen Zeit.

*

. . . Der Rentier, ein älterer Herr, erschien heute im Kajütenbureau der Red Star Line auf dem Kärntnerring, um Nachrichten über das Schicksal des Schiffes, über die Geretteten und Versunkenen einzuholen. Direkte Mitteilungen aus Southampton waren aber bei der Wiener Vertretung auch heute nicht eingelangt. Tief ergriffen, erzählte der Bedauernswerte, er müsse leider fürchten, sein Bruder habe, trotzdem er ihm von der Reise abriet, die Fahrt mit der »Titanic« gemacht. Er selbst hätte früher ein großes Kaufhaus in Paris besessen und 38 Angestellte beschäftigt. Nunmehr lebe er zwar ständig in Wien, habe aber immer große Sehnsucht nach Paris, wo sein Bruder noch etabliert sei. Er fahre alljährlich fünf- oder sechsmal nach Paris und habe diese Reise zuletzt mit seinem Bruder gemeinsam gemacht. Der Herr schloß seine Erzählung damit, daß er weinend sagte, er sei ein vermögender Mann und habe — —

*

Dieses zwanzigste Jahrhundert mit seiner unermeßlichen Beute an freigelegten Erkenntnissen wird in der Geschichte als ein äquivalentes neben den größten Zeiten stehen, gleichwertig den Tagen der Renaissance, größer vielleicht noch als diese.

*

Mr. Thomas Pears ist der Direktor der weltberühmten Fabrik von »Pears-Seife«, die mit ihren Reklamen bis auf die höchsten Schweizer Bergesgipfel gedrungen ist.

*

. . . das übermütige Siegesbewußtsein des Menschen, der die Naturgewalt gebändigt zu haben glaubt . . .

*

Die Mannschaft mußte von den Revolvern Gebrauch machen, um die Männer zu verhindern, die Rettungsboote mit Gewalt zu nehmen und vor Frauen und Kindern Rettung zu suchen.

*

Das Schicksal der Millionäre ist noch ungewiß ... besaßen zusammen ein Vermögen von 2¼ Milliarden Francs.

*

An Bord der »Titanic« befanden sich fündundzwanzig Millionäre, die zusammen mehr als 100 Millionen Pfund repräsentieren.

*

Es steht leider so gut wie fest, daß es sich um das größte Unglück handelt, das die Geschichte der Schiffahrt kennt.

*

Das Leben geht weiter. Zifferer.

*

Freilich ist vorderhand nur die Bilanz der Katastrophe sichergestellt.

*

Mr. Robert Daniel aus Philadelphia war eigens nach England gefahren, um einen prachtvollen Hund für 5000 Kronen zu kaufen. Mr. Henry B. Harris ist einer der bekanntesten amerikanischen Theatermanagers und er hat oft in Wien geweilt, um Operetten und Lustspiele zu erwerben.

*

Das sind die Lehren und die Aufgaben, die aus der Katastrophe der »Titanic« erwachsen.

*

Es wird auch schwer sein, meinte der Generaldirektor, daß die Route geändert wird, denn die Schiffe werden immer die kürzere Route befahren und es wird sich auch die Geschwindigkeit der Dampfer nicht verlangsamen. Denn dieses würde den Forderungen der Jetztzeit widerstreben und stünde den Konkurrenzverhältnissen zwischen den großen Schiffahrtsgesellschaften entgegen. Die Katastrophe der »Titanic«, die größte Katastrophe zur See, war nur eine zufällige.

*

... wenn die Errungenschaften der modernen Technik nicht zum waghalsigen Va-banque-Spiel werden sollen.

*

Es ist ziemlich waghalsig, sagte der Direktor, die Ursachen der Katastrophe feststellen zu wollen ... Die Eisberge haben selten eine geringere Höhe als 30 Meter.

*

Der Kontreadmiral hatte die Liebenswürdigkeit ... Die Eisberge ragen gewöhnlich nur etwa einen Meter über den Meeresspiegel empor, bei einem Tiefgange von 7 bis 10 Meter.

*

Ismay's Schuldkonto . . .

*

. . . so daß man heute noch nicht beurteilen kann, ob sie jemals wieder werden zurechnungsfähig werden. Sonst aber ist rechnungsmäßig die Katastrophe als abgeschlossen zu betrachten, und es handelt sich nur darum, die Identität der Geretteten und an der Hand derselben die Identität der Ertrunkenen festzustellen.

*

Alle Diamantenhändler, die sich auf der »Titanic« befanden, wurden gerettet.

*

. . . Im Namen einer Anzahl von irischen Zwischendeckpassagieren, die zu den Überlebenden gehören und jetzt in Newyork sind, erklärte er, daß die Zwischendeckpassagiere in geradezu bestialischer Weise behandelt wurden. Die Zwischendeckpassagiere, die sich in Rettungsboote begeben wollten, wurden unbarmherzig zurückgetrieben. Ein Mann sprang ins Wasser, um einem Boot nachzuschwimmen. Als er es erreichte, schlug man ihn mit den Rudern auf den Kopf und warf ihn zurück.

*

Auf der »Carpathia« alles wohl . . . 250 Särge sind nach dem Hafen von Newyork bestellt . . .

*

Man beschäftigt sich jetzt besonders mit der Frage, wieso die drahtlose Telegraphie so mangelhaft funktioniert habe.

*

. . . jedenfalls liest man von Leuten, welche die nach dem ersten Schreck unterbrochenen Kartenpartien fortsetzten oder sich gegenseitig mit den aufs Schiff fallenden Eisstücken bewarfen.

*

Ich saß gerade mit Max Fröhlicher beim Diner . . .

*

. . . Am Deck neben einer Kajüte erster Klasse stand ein bejahrter Ehemann Arm in Arm mit seiner Gattin, der sie in dem Augenblick der Gefahr daran erinnerte, daß sie beide in jahrelanger harter Arbeit ein großes Vermögen gesammelt hätten . . . Ein echt biblisches Ehepaar, bemerkte Herr Thomson.

*

Der Chefingenieur der Marconigesellschaft gibt zu, an die »Carpathia« die Weisung erteilt zu haben, nichts außer den Namen der Geretteten mitzuteilen, damit bei der Ankunft dem Höchstbietenden die genaue Geschichte der Katastrophe verkauft werden könne. Das Anbot betrug eine vierstellige Zahl Dollar.

*

Die Insassen beider Rettungsboote hatten sich geweigert, auch Passagiere des Zwischendecks aufzunehmen, und es war nur der Energie der Mannschaft zu danken, daß überhaupt Frauen der Zwischendeckpassagiere gerettet wurden. Die Mannschaft hatte mit vorgehaltenem Revolver die männlichen Passagiere der ersten und zweiten Klasse davon abhalten müssen, sich vor den Frauen der Boote zu bemächtigen.

*

Sechzehn Maschinisten mit dem Obermaschinisten erwarteten auf dem Deck, im Gebet knieend, den Untergang der »Titanic«.

*

Noch brennen die Lichter auf dem Schiff, das jetzt, fast ganz auf den Kopf gestellt, mit seiner rückwärtigen Hälfte 150 Meter hoch wie ein Turm aus der nachtschwarzen See zum Himmel emporragt . . .

*

Die Musik spielte: »Näher, mein Gott, zu dir!«

Er rief: Ein Ozean auf meine Mühle! . . . Aber es ist unmenschlich, Gott recht zu geben. Man muß sie bedauern, in ihrer Allerbärmlichkeit, die Menschen, welche sich zwei, die zusammen sterben, als Kompagnons vorstellen müssen, die Bilanz machen vor dem Zusammenbruch. Man muß weinen über eine Welt, deren höchster Aufschwung die Vorstellung ist, daß ein Gespräch der letzten Minuten dem Kommerz geweiht war. Eine Hekatombe Optimisten für einen Maschinisten, der betet! Sie haben sich von dieser Entscheidungsschlacht, die das Schicksal ihrer Fortschrittsflotte geliefert hat, auf das Festland ihrer Lebensfreude zurückgezogen, bis sie auch dort, aus allen Schanzen gejagt, von der Rettung der Passagiere über die Rettung der Telefunken zur Rettung der Phrasen nichts weiter retten konnten, als die nackte Schamlosigkeit. Aller Vorwand, den ihnen eine freche Naturerkenntnis zimmert, ist geborsten. Man wird ihnen ihre Schiffe nicht mehr glauben! Die Vorsehung antwortet drahtlos. Sie haben Gott an die Maschine verraten. Er kam wie der Gott aus der Maschine, um eine glückliche Sache zum verwickelten Ausgang zu führen.

Januar 1909

Die Erde will nicht mehr

In Palermo ziehen jetzt die Menschenmassen, Heiligenbilder tragend, durch die Straßen, und in Catania wurde die silberne Büste der heiligen Agathe aus dem Silberschrein geholt .... Die frommen Sizilianer rufen jetzt den Himmel an, er möge ihnen helfen und sie vor weiterem Unheil bewahren ...

Wir flüchten zur Wissenschaft. Wenn wir nämlich nicht gerade das Pech haben, in Sizilien eine liberale Zeitung herauszugeben.

Schon haben die Männer der Wissenschaft Apparate gebaut, die selbst in einer Entfernung von vielen tausend Meilen die Erdbewegungen verzeichnen ...

Je größer die Entfernung, desto sicherer funktionieren die Apparate. Nur wenn sie sich am Orte des Erdbebens befinden, ist Gefahr vorhanden, daß sie Schaden leiden.

Das, was Eduard Sueß so geistvoll den Pulsschlag des Erdballs genannt hat, wird mit wissenschaftlicher Genauigkeit bekannt sein ...

Das wird aber den Pulsschlag der Erde nicht weiter genieren. Und ihre Bonmots sind überraschender.

*

Die frommen Sizilianer werden sich doch einmal darüber aufklären lassen, daß die Priester sie vor Erdbeben nicht bewahren können. Die frommen Redakteure werden dem Glauben, daß die Geologen es imstande seien, nie abschwören.

*

Goethe habe geschrieben:

»... In Messina waren alle Gebäude vom Erdboden zusammengerüttelt, aber die Kirche und das Kloster der Jesuiten standen ungerührt, als wären sie gestern gebaut. Es war nicht die Spur an ihnen zu bemerken, daß die Erderschütterung den geringsten Effekt auf sie gehabt.«

»Mit diesen Worten«, beeilt sich der Freisinn hinzuzufügen, »wollte Goethe auf die vorzügliche Bauart der Kirche und des Klosters hinweisen«.

*

Generalleutnant Mazza zum Spezialkorrespondenten:

»Fragen Sie nicht zu viel, wir werden tun, was Vernunft und Herz uns eingeben«.

*

Ein süßer Trost ist ihm geblieben:

Palmi ist zerstört. Im Schutt seiner Häuser fanden 6000 Menschen ihren wer weiß wie schmerzhaften Tod. Bagnara ist ein Massengrab. Scilla und Cannitelli sind dem Boden gleichgemacht.... Südwestwärts von Bagnara ist das Geleise verschüttet, der Tunnel zwischen San Giovanni und Reggio zerstört.... Die dem Erdbeben nachfolgende Sturmflut hat das Ufergelände, auf welchem die Bahn gebaut ist, zerrissen, zerklüftet und verwüstet. Drei Wegstunden von Reggio liegen seit Tagen dreißig Lastwagen mit Lebensmitteln und können nicht durch. Angesichts dieser Umstände ist es ein Glück, daß der Abgeordnete De Nava sich unser annimmt. Wir fahren mit ihm nach Neapel zurück...

*

»Austria non se muove«, hatte ein italienisches Lügenblatt behauptet. Aber es wird nicht nur Geld gesammelt, sondern der Hotelier vom Semmering hat auch dem Minister Tittoni seine Teilnahme ausgedrückt. Eppur si muove!

*

Die Erde will nicht mehr. Es war bloß ein nervöses Zucken — und der Jammer ist unendlich. Wenn ihr aber wirklich einmal die Geduld reißt? Sie macht mobil, seitdem die Menschen die Eroberung der Luft versuchen.

*

Es gewährt einige Beruhigung, dies Wüten der Natur gegen die Zivilisation als einen zahmen Protest gegen die Verheerungen zu empfinden, die diese in der Natur angerichtet hat.

*

Aus allen Berichten, so sehr sie auch sonst divergieren, scheint mit Sicherheit hervorzugehen, daß sich die Journalisten gerettet haben.

Der Blitz hat sie getroffen, zerschmettert sind sie, nicht gedacht sollen sie werden

Eine Orgie

Ich hatte ja keine Ahnung gehabt. Da sah ich abends zwei Männer gestikulierend an mir vorübergehen und hörte wie der eine zum andern sagte: »Also das erste wird jetzt sein, daß —«. Ich wußte genug. Es war kein Zweifel, daß wir in einer großen Zeit leben.

— — — — — — — — — — — — — — — —

»Vergiß nicht morgen wenn du zur Urne schreitest«, rief Frau Melanie Kohary, die in aufopferndster Weise den Kampf zur Herabsetzung der exorbitanten Fleischpreise geführt hatte, »vergiß nicht Leo an die Bresche!« »Sei beruhigt«, antwortete er, indem er das Licht abdrehte, »wir werden das Bollwerk stürmen. Es gilt einen Feind zu zerschmettern, der im Finstern seine Zwangsherrschaft aufgerichtet, und wir werden wie eine Springflut diesen Krankheitsträger mit einem Axthieb vernichten, der überallhin seine Ansteckung hätte tragen können, diese Partei, die den Atavismus ihrer rückschrittlichen Grundsätze mit einem Mäntelchen von Sozialpolitik und Mittelstandsrettung decken wollte — was Christlichsoziale, Heidnischsoziale sind sie!« »Vergiß nicht, Kohary, daß diese gefährliche Macht, die auch in dem internationalen Verhältnisse und dem Verhältnisse der Dreibundmächte zu einander von störender Wirkung war, eine Zwittergeburt ist, die unser politisches Leben wie mit einem Netz bis in seinen Lebensnerv angegriffen hat.« Kohary fuhr empor und sprach: »Ich möchte kühn behaupten, daß die

Erschienen mit dem Bilde »Der Sieger«.

Unzulänglichkeiten unseres politischen Lebens in ultima analysi nicht zum geringsten Teile auf die verderbliche Herrschaft dieser Partei zurückzuführen sind. Der Sieg des freiheitlichen Gedankens in Wien wird nicht bloß in den Kreisen des deutschen Bürgertums allerorten im Inlande Freude hervorrufen, auch die Österreicher, die in der Fremde Beruf und Erwerb haben, nehmen herzlichen Anteil an der Wiedereroberung des großen Kulturzentrums der Heimat vom christlichsozialen Hochdruck, weil der Deutsch-Österreicher, der im Auslande lebt, umgeben von dem rastlosen Vorwärtsstreben freier Völker am sausenden Webstuhl der Zeit nebbich noch tiefer den Schmerz empfunden hat, daß sein Vaterland durch eine Partei des wirtschaftlichen und kulturellen Rückschrittes an dem freien Wettbewerbe gehindert wurde, obwohl die alte Kultur, die Begabung und geistige Regsamkeit den Deutsch-Österreicher befähigen in der vordersten Reihe zu stehen, und der volle Sieg über die Reaktion aus ganzem Herzen in diesem schweren Kampfe um Freiheit und Licht, in dem die Saat der Freiheit, die die Neue Freie Presse gebreitet, zündende Früchte gezeitigt, glänzend waren die Aufsätze, in denen sie über diesen dunklen Punkt in Österreichs Parlament helles Licht goß, während wir Freidenkende Ungarns noch im bangen Zweifel über den Erfolg die belebenden warmen Strahlen einer schönen Zukunftssonne fühlen und zugleich der Neuen Freien Presse wärmstens gratulieren, die diese packende Anthologie einer klassischen Redekunst gegeben.«
»Wenn Österreich«, versetzte Frau Kohary, »gereinigt aus dem Schlamme dieser Wirtschaft hervorgeht, was Gott geben möge, so kommt eine neue freie Luft, in der man wieder den lieben anheimelnden Charm der gesunden Wiener Seele erkennen wird«. »In das Gefühl der allgemeinen Freude«, fuhr er fort, »mischt sich auch das Gefühl der lebhaftesten Bewunderung über die mächtige, nie erlahmende Arbeit der deutschen freiheitlichen Presse, welche fürwahr dem freiheitlichen Gedanken zu diesem wunderbaren Siege verholfen, und es war die Offenbarung der idealen und reinen Macht der Presse und wo sich die Macht der reinen Presse und die Kraft der Prinzipientreue in solcher Weise offenbart, wo solche Männer an der großen Arbeit sind, ist das Schicksal der Völker und Massen gegen

Feind und Unbill gesichert, und man kann nicht anders, man muß die Freie Presse zur Durchdringung der herrlichen Kaiserstadt aus der Nacht zum Licht, wie ihr aus Jassy telegraphiert wird, beglückwünschen, wenn man in Wien lebt und ein gleichgesinnter Landsmann im fernen Osten ist, weil in diese schöne, kunstsinnige, lebensfrohe Stadt eine neue Ära des Freisinns einbrechen wird und sich ihre Atmosphäre sich gleichsam mit dem Geiste des Liberalismus, der reinen Menschlichkeit, der durch den des Hasses und der Verhetzung und des Eigennutzes leider so lange zurückgedrängt war, und vom Mittelpunkt soll dieser neue Geist als die Plattform allseitig hinausstreben ins weite Reich, ja über den schwarzgelben Grenzpfählen seinen wohltätigen, heilbringenden Einfluß entfalten. Auch vom Gute des Liberalismus gilt das Faust'sche Wort, erwirb es um es zu besitzen! In den letzten Tagen war sie auch überall ausverkauft«. »Wenn man bedenkt«, sagte Frau Kohary, »daß erst der Freisinn, diese politische, geistige und sittliche Bürgschaft, daß Menschen das Recht haben, den kühnsten Fragen ins Gesicht zu sehen und daß sie nicht von christlichsozialer Gewalt niedergebeugt werden —« »Was niedergebeugt, geknebelt, erdrosselt, erstickt haben sie sie. Auf dem Rücken des Wählers sind sie heraufgestiegen —« »Worauf herauf?« »Wer jemals im vatikanischen Museum gewesen ist und dort die Statue des Salo Cohn und seiner Kinder gesehen hat, die von solchen Reptilien umschlungen werden, konnte nicht umhin, sofort an Wien zu denken. Jetzt aber wird alles wieder gut. Der Freisinn ist das gar nicht zu entbehrende, dem Staate und jedem Einzelnen notwendige Element, das ihn vorwärts bringt, seine Tatkraft hebt, das nationale Einkommen in rascher Zunahme steigert und diesen Wohlstand durch die kleinsten Haarröhrchen in die Familie hinüberleitet, er gehört zu unserem jetzigen Leben wie der Dampf und die Elektrizität, wer ihn nicht haben will, tut genau so, als wollte er den Dampf und die Elektrizität nicht haben, wenn man den Freisinn nicht hätte, müßte er erfunden werden, wie man den Dampf und die Elektrizität erfunden hat, wie Salten einmal gesagt hat, ihm gesagt, sondern es läßt sich kein Beispiel in den Blättern der Geschichte, nicht einmal in den Annalen aufspüren, daß ein Volk ohne der

Erweiterung des Gesichtskreis sich hat zum dauernden Fortschritt aufschwingen können, wenn man bedenkt, daß der Deutsche in Österreich von der Natur mit hohen Gaben ausgestattet. Besonders ist das den Wienern nachzurühmen. Wer in fremde Städte reist, ist sehr erstaunt zu erfahren, wie groß und wie zahlreich die Erfolge der Wiener und der Österreicher im besonderen draußen sind und wie häufig sie glänzende Karrieren machen und wie gern sie gesehn werden und wie durchschlagend ihre Tüchtigkeit ist, besonders im Nachtgeschäft, wo nur Wiener Leute zu brauchen sind. Das Bedürfnis nach freieren Weltanschauungen wird eines Tages sich losringen und auch im flachen Lande Gestalt bekommen. Wer erinnert sich nicht an die Beschimpfungen gegen die Ärzte, denen sie zugerufen haben, jeder Dürrkräutler versteht mehr wie sie, noch sind unvergessen die Anzettelungen gegen die Professoren der Fakultät und gegen zahlreiche Vertreter der Wissenschaft und der Kunst und der Aufklärung, und wir alle haben es schaudernd miterlebt, daß die Schule immer mehr herabsank und schließlich nichts wurde als ein gefügiges Werkzeug in der Hand der Klerisei, alle haben sie gezittert und hell aufgejubelt haben sie, als die erste Bresche in die dichte Phalanx der Wiener Machthaber geschlagen war, und jetzt sollen mit einem Male die freisinnigen Bürger ihre Überzeugung, das einzige, was nicht geraubt werden konnte, freiwillig über Bord werfen, ausgerechnet jetzt? Man verlangt von uns, daß wir einem Kompromiß zustimmen, daß wir mit einem Wort aus einer Fanfare eine Chamade machen? Mögen sie sich jetzt des alten Schlachtrufes: ‚Caveant consules ne res publica quid detrimenti capiat‘ (Ne quid res publica, verbesserte Frau Kohary), also ne quid, laß mich in Ruh, in dieser Stunde der Gefahr erinnern. Denn: ‚periculum in mora!‘ Mit vorzüglicher Hochachtung S. Pohorille, Konzipient.« »Was sagst du?« »Ach so, ich hab die Unterschrift mit gesagt — macht nix. Man verlangt von uns. Man verlangt von uns, die wir noch alle unter dem Eindrucke des 13. Juni stehen, wo die gesamte freiheitliche Bevölkerung Wiens auf ihren Stimmzettel einen flammenden Protest niedergeschrieben, einen Protest gegen den Verrat, der nicht ein Mal, nein hundertmal an der Bevölkerung

verübt wurde, durch Verbitterung des Mittelstandes bis zum Äußersten und vom Lohnarbeiter bis herauf zu den Spitzen des freisinnigen Bürgertums, indem sie die Ärmsten der Armen geködert haben, sie alle haben in gleicher Weise die Hand gefühlt, die sie umgarnt hat wie ein Alp, Schriftsteller Hans Müller telegraphiert uns, jetzt, wo unter dem überwältigenden Eindruck, apropos hast du das Gedicht von Wertheimer gelesen über die Finsterlinge? Lagst Du zu Boden, ein gebund'ner Aar — und folgt dem Zug des Weih's ..« »Mit welchem Zug ist der Weiß nach Boden?« »Aber das ist doch nur im übertragenen Sinn! Die ersten Dichter von Wien interessieren sich heute für ernste Sachen, Kunststück, jetzt ist nicht Zeit, zu singen und zu sagen, sagt er. Alle gehen sie mit! Und grad von uns will man ein Kompromiß? Jetzt, wo selbst Trebitsch, der bekannte erfolgreiche Übersetzer Shaws, in seiner Freude über den großen Erfolg aller Gutgesinnten das Bedürfnis fühlt, jetzt, wo die grandiosen Ereignisse sich zu historischer Bedeutsamkeit verdichtet, so daß selbst ein Dr. Leo Feld, ein leiblicher Bruder von Viktor Leon, die freudig empfundene Pflicht fühlt, für die unbeirrbare Energie zu danken, die diesen ersehnten Tag direkt mit schöpferischer Einsicht heraufführen half, das ist keine Kleinigkeit, man sieht wie sehr ihre Volkstümlichkeit in allen Grundfesten erschüttert und entwurzelt ist, und jetzt soll alles wieder, soll diese einzig dastehende publizistische Wahlkampagne — nein, das wird nicht geschehen! Wir haben am 13. Juni in einer Position der Geßmann-Partei, welche als ihre uneinnehmbarste Hochburg galt, eine gewaltige Bresche geschlagen, zum Himmel schreit das Sündenregister der Christlichsozialen und große Sympathien für Wien bei allen Deutschen in Österreich stehn im Abendblatt, noch sind hohe Berge zu übersteigen —« »Heraus aus dem Sumpf!« rief Frau Kohary. »Du hast ein überaus glückliches und aktuelles Losungswort geprägt, das die derzeitige Situation grell, programmatisch und umfassend beleuchtet. Jawohl, heraus aus dem Sumpf! Die Volkspolitik, die zum Herzen und zu den Sinnen spricht, ist sie nicht vorzuziehen den taktischen Klügeleien? Und hat man vergessen, wie sie die Deutschnationalen, die sie in den Sattel gehoben, behandelt haben

wie die Knechte, ärger wie die Liberalen! Bis dat, qui dito dat!« »Sapienti satt!« »Möge jeder sein Scherflein davontragen! Der Neuen Freien Presse, deren treuer Abonnent vom Beginn des Erscheinens zu sein ich mir zur besonderen Ehre anrechne, ist man es schuldig, die Liechtensteins, die Weißkirchners, die Geßmanns, die Pattais et ceteros pares et tutti quanti hinwegzufegen. Sie hat den eklatanten Nachweis erbracht, daß sie auf das Epitheton, ein Sprachrohr zu sein, mit vollem Recht Anspruch erheben darf. Man greift sich an den Kopf und fragt: Ist denn das möglich, ist das Wirklichkeit oder Traum? Ich kann Sie versichern, hat einer von der Viktoria ihr geschrieben, daß ein solches Kompromiß gegen den Willen der breiten Massen der freiheitlichen Wähler Wiens ist, die werden wissen, was sie am 20. zu tun haben und an welcher Parole sie sich zu halten haben. Erheben Sie doch Protest, hat er gesagt, man muß sich doch selbst und seinen Prinzipien treu bleiben, hat er gesagt, das ist doch das Erste und Höchste für jeden Menschen, der Anspruch auf Achtung und Würde erhebt, hat er gesagt. Tausende und Abertausende von Familienvätern haben nur mit blutendem Herzen und zähneknirschend für die Wiener klerikalen Agrarier gestimmt, der 20. Juni aber wird und muß die Wiener effektiv von dem Joch befreien. Sein Verhalten nach dem Tode Luegers, daß er so pietätlos gehandelt und das Testament nicht angetreten, Lueger hat an ihm wie ein Vater gehandelt, warum hat er nicht wolln Bürgermeister wern, nichts hat ihm gehindert, hat ihm die Krone gehindert? das hat den Stolz der Wiener beleidigt und so erklärt sich der Zusammenbruch, das alles sind Taten, an die ein Wiener niemals vergessen kann und wird, wofern er sich zur freien Weltanschauung bekennt. Wie Heine von Napoleon gesagt, diese Lippen brochen nur zu pfeifen und die Klerisei hat ausgeklingelt, gilt auch von der Neuen Freien, sie brocht nur zu hauchen und ihre Feinde liegen zu Boden. Zu Boden liegen sie in Wien, zu Boden liegen sie in Niederösterreich. Möge vom Kahlenberg und von der Donau herab bis zu den fernsten Enden der Stadt an den letzten Ausläufern des Anninger der Jubelschrei ertönen —« »Welcher Anninger? Der früher —« »Laß mich aus! Wir sind heraus aus dem Sumpf!

Die Herzen in die Höhe! Den Mut à la hausse! Eine neue Zeit hat sich erbrochen! Zerschmettert sind sie, der Blitz hat sie getroffen, zu Boden liegen sie, der Tag der Gerechtigkeit ist erschienen, Segen und Glück mögen dieser Stadt zuteil werden für alle Zeiten! — —« Frau Kohary meinte: »Ruhig können wir den kommenden Dingen entgegensehen, die wieder nur den Beweis liefern werden, ein wie kleines Geschlecht einen großen Moment gefunden hat. Sempre avanti! Aus dem letzten Schlupfwinkel müssen die Feinde des Freisinns herausgedrängt werden!« »Als langjähriger Abonnent dieses vornehmen Weltblattes seit dessen Bestand, verfolge ich selbstredend dessen Inhalt mit Interesse«, fuhr Kohary fort. »Speziell jetzt die Beratungen über Wahlangelegenheiten, welche es, wie von einem Blatte dieses Ranges nicht anders zu erwarten, in anerkennendster Weise betreibt. Aber ich kann mir nicht helfen — nach meinem Gefühl — war dieses Kompromiß — geradezu emperend! Hie Fortschritt und Kultur — hie Reaktion und Ultramontanismus!« »Was heißt hie?« »No hie! Ich sag dir, der heutige Leitartikel ist wieder aus den Herzen sämtlicher freiheitlicher Wähler geschrieben, und gebührt Ihnen hiefür der Dank sämtlicher Deutschen, die sich effektiv nicht mehr in das Netz der Hochburg des Bollwerks der Klerisei spannen lassen wollen. Ohne mit der Wimper zu zucken, gibt es jetzt nur eines: Unter allen Umständen stimmen gegen die Christlichsozialen! Der kleine Mann hat endlich eingesehn, er war nur der Schemel für sie, den sie genasführt haben, damit einige wenige in der Höhe hinaufkommen, während der natürliche Zersetzungsprozeß dieser innerlich verfaulten Partei mit elementarer Gewalt vor sich gegangen, und ein befreites Aufatmen ging durch ganz Wien, dieser uralten Kaiserstadt, wo jeder Stein von der deutschen Geschichte erzählt, gleichsam als spüre man schon den Hauch einer neuen freien Luft, wie wenn sie die letzten Reste der gesprengten Ketten von sich geschüttelt hätten. Als sich die Nachricht von dem Ausgange der Hauptwahlen und von der hippokratischen Niederlage der Machthaber verbreitete, als immer neue Berichte über die Anzahl der in die Stichwahlen gekommenen früheren Größen einliefen und schließlich die Wiedergeburt so gut wie gesichert war, da erfüllte alle ein

einziger Gedanke, endlich ist eine Bresche geschlagen in das Bollwerk!« »Wir Frauen kennen wohl die tiefe Kluft, die uns trennt. Die Zeit der Barrierstöcke ist vorüber!« »Du hast recht, ich bin ein einfacher Reisender, ich kenne aber viele Familien seit achtzehn Jahren und kann aus meiner Erfahrung bestätigen, daß sich langsam, aber stets fortschreitend, im letzten Jahrfünft ein Umschwung in der Weltanschauung des weitaus größten Teiles vollzogen hat und daß eine Brücke geschlagen ist über die Wälle, die das Schicksal der Deutschen in Österreich sichern können. Wien darf nicht zur Seite geschoben werden. Jetzt ist das Erste, seine Stimme erheben und mit aller Wachsamkeit den Hang zur Eigenbrödelei in dem weiteren Rahmen einer sozial leidenschaftlich bewegten Großstadt nicht zu vermehren, vielmehr durch Erhaltung des Gleichgewichts auf die goldene Mittelstraße zu geleiten und mit diesem politischen Meldezettel in Fühlung zu treten, um die Deutschen nicht gewaltsam zu Freischärlern zu machen, sondern die älteren Parlamentarier erinnern sich noch an Franz Schmeykal, wie er dort beide Hände entgegengestreckt hat. Wenn das neue Haus sich zusammentritt, wird man sehen, daß auch von ihnen das Wort der Bourbonen gilt: Nichts gelernt haben sie und nichts vergessen! Es ist keine Kunst, eine Politik der freien Hand zu führen, sondern a conträr erst wenn es gelungen ist, das mühsam sich bewegende Regierungsschiff vorbei auf Klippen und Sandbänke zu leiten, kann man sagen, daß es gelungen ist. Es wird Sache des Nationalverbandes sein, durch behutsame Stellungnahme den berechtigten Empfindlichkeiten Rechnung zu tragen, weil die starken, werbenden Kräfte zu übersehen, hieße uns Deutschen in den Rücken fallen und dürfen diese zwei Millionen vom deutschen Besitzstande nicht von sich gestoßen werden. Glaub mir, Melanie, es gibt Momente im Völkerleben, wo das Herz siegt über die Grübeleien und die innere Natur des Menschen sich verschafft Gehör! Wo sind die Zeiten, wo man noch abgeschmalzene Nudeln bekam für sechs Neukreuzer und Karbonadeln für einen Spottpreis um acht? Schon jetzt ist es sicher, daß die Mehrheit den Anhängern der freisinnigen Weltanschauungen gehört. Die freisinnige Weltanschauung, der freisinnige Gedanke, die freisinnige Vertretung im Parlament haben

gesiegt. Wien war eine Stadt, wo Lippen- und Augendienst geübt wurde, diese Wunde hat am Körper der Deutschen geeitert, und die Bürgerklubbeschlüsse und Rauchsalonkonventikel dürfen nicht länger ausschlaggebend sein. Wien ist gesundet. Mit besonderer Genugtuung erfüllt es uns, in Ihrem weitverbreiteten Blatte — ich bin 32 Jahre Ihr Abonnent — endlich eine mannhafte Sprache zu lesen. Die Glorie, die es umstrahlt, allem zugänglich zu sein —« »Du glaubst —?« »Laß mich ausreden, die Glorie, die es umstrahlt, allem zugänglich zu sein, was vornehm und gut ist in dem Menschen, leuchtet wieder im hellsten Lichte. Es war ein schöner Tag. Überall bildeten sich Gruppen, größere und kleinere; wildfremde Menschen sprachen sich in den Cafés an, ein Geriß war um die Extraausgaben, die Ziffern und Namen der Wahlresultate flogen durch die Luft, noch in den späten Nachtstunden stand das Straßenbild unter dem Eindrucke der Wahlergebnisse, indem ein kräftiger Wind die Kronen der dichtbelaubten Bäume schüttelte, alle Fenster waren besetzt und Frauen und Kinder winkten mit Tüchern herab. Friedmann erklärt, er sei nach dem errungenen Erfolge im Parkviertel sogleich auf dem benachbarten Kampfplatz im Rathausviertel geeilt, um das Seine dazu beizutragen, stürmischer Beifall, die wankenden Größen der Christlichsozialen wurden mit tosenden Abzugrufen bedacht —« »Was, so viel?« »— und stießen nirgends auf Widerspruch. Es bleibt ein hübscher Zug, daß jetzt die Christlichsozialen mit ihren drei Mandaten an den Katzentisch gewiesen sind, während das Bürgertum bis zu zehn Mandate hinaufgerückt ist. Wenn sie sich dort an ihre Stellen und Mandaten hängen, so ist das nackte Vermessenheit. Deutlich war es zu merken, wie den breiten Schichten das willkürlich genommene Recht der freien Meinungsäußerung zurückerobert worden ist, wie ein Zwang gebrochen ward, der Tausende und Abertausende genötigt hatte, die Faust in der Tasche zu ballen und mit ihrem vernichtenden Urteil über die Vergewaltiger Wiens zurückzuhalten. Die Erde hat gebebt. Die Kondukteure der Straßenbahn besprachen die Wahlergebnisse mit den Fahrgästen, da braucht man kein Trinkgeld geben, das Interesse für den Ausgang war ein so ungemein lebhaftes, daß sich selbst Damen, die sich schon auf dem Lande befinden, im

fortschrittlichen Agitationslokal einfanden und bis zum letzten Augenblick ausharrten, um mit größter Spannung die Wahlresultate, bei denen diesmal alle Gesetze der Wahlmathematik auf den Kopf gestellt waren, unter geradezu frenetischem Jubel zu vernehmen.« »Uns Frauen kümmern keine Parteidifferenzen, keine Parteischattierungen. Wir müssen uns in dieser ernsten Stunde vornehmen, mit allen unseren Kräften am Kampfe gegen die Reaktion teilzunehmen. Gilt es doch außer der Herabsetzung der exorbitanten Fleischpreise unsere höchsten Ideale zu verwirklichen und die Ideen der Freiheit zum Siege zu führen.« »Überall ist sie ausverkauft!« »Per aspera ad astra!« erwiderte Frau Kohary. »Wir fern von Wien weilenden Geschäftsreisenden« — fuhr er fort — »sind voll des Lobes über die Haltung, die sie in der Wahlkompromißangelegenheit einnimmt. Wir fallen über die Neue Freie Presse her, deren Artikel uns vollste Befriedigung bieten —« »Uns Hausfrauen auch!« »— weil sie eintritt für den Kampf im Verein mit den Sozialisten gegen die Christlichsozialen. Jeder Tag brachte noch eine Steigerung, ein Mehr an zwingenden Argumenten, glänzender Beredsamkeit, und finde ich es nur natürlich, wenn die aus jeder Zeile sprechende Begeisterung, ehrliche Überzeugung, der eiserne Wille und nicht zuletzt der prächtige Zorn über die Volksbetörer gleich dem Triester Orkan die Wogen der Wahlbewegung aufpeitschte (»Mit Automobile sind sie vorgefahren«, warf Frau Kohary ein), welche früher oder später die unheilvolle Partei hinwegschwemmen muß. La verité est en marche. Wien ist wieder der Mittelpunkt von Österreich. In der Leopoldstadt suchten die Schauspielerinnen und die ersten Koryphäen vornehmlich höhere Beamte und Kaufleute auf, vor denen sie ihr Programm entwickelten und mit liebenswürdiger Überredung sie zu gewinnen verstanden. Während sich der Sieg an die Fahne des Freisinns heftete, ist der Damm weggeschleudert worden und die Gewässer stürzten mit verdoppelter und verdreifachter Wucht über das Bollwerk. Doktor Waber ist somit heute schon so gut wie gewählt. Hast du nicht gelesen, wie er sich der Ovationen kaum erwehren konnte und gesagt hat: ‚Bitte, bitte, lassen Sie mir nur zehn Minuten Zeit, um mein liebes Mutterl zu begrüßen‘? Ein schöner Zug von ihm, einem

Christlichsozialen wär das nicht eingefallen!« »Laß mich aus mit Waber! Auch ein Antisemit!« »Aber freisinnig! Hast du nicht gehört, Adonai hat mit Wotan ein Kompromiß geschlossen und kommt mit Geßmann in der Stichwahl? Die zielbewußte Haltung unserer Gesinnungsgenossen findet Verständnis und Würdigung bei der Volksseele und ein grelles Licht wird auf die Methode christlichsozialer Gesinnungsknechtung geworfen. Jetzt heißt es vor allem deutsch sein, deutsch, deutsch und wiederum deutsch! Ein Preßburger, dessen Name der Redaktion bekannt sein soll, spiegelt den gewaltigen Eindruck, die außerordentliche Spannung, die beinahe fieberhaft zu nennende Erwartung, die den morgigen Tag begleitet. Bange Stunden trennen uns noch bis zum 20. Juni —« »Aber Kohary, entschuldige, wir haben doch schon den 20.! Auf zur Stichwahl, du scheinst zu vergessen!« »Pscht! Versunken und vergessen! Unterbrich mich nicht! Nur einige Säulen schwanken hie und da noch herum! Das hab i c h der Neuen Freien geschrieben, mein Name ist der Redaktion bekannt —« »D u hast ihr geschrieben? Sehr gut, ich hab ihr auch geschrieben!« »Du hast ihr auch geschrieben? Was hast Du ihr geschrieben?« »Ich hab ihr geschrieben aus voller Brust und daß sie bahnbrechend gewirkt hat in der Aufklärung!« »Glänzend! Spürt man es nicht in jedem Bissen Brot und Fleisch, wie sie sich überhoben haben?« »— haben hoben!« »— hoben hoben! Binnen acht Tage ist Wien erwacht! Seit Jahrzehnten, sagt Zenker, bitte ein Goj, hat man auf den Ausbruch der Freiheit und Demokratie geharrt. Freisinnig, das ist der beste, der richtigste und der am meisten zu Herzen sprechende Name! Freisinnig oder nicht freisinnig! Freisinnig! Daran werden wir uns erkennen! Hie freisinnig, hie nicht freisinnig!« »Was machst du hihi?« »Ich mach hihi? Ich sag dir, wo immer der Freisinn bedrückt und geknebelt wird, rächt sich die mißhandelte Natur! Aber jetzt wird alles wieder gut, ah, wie das wohltut, alles, alles wird wieder gut —« »Kohary, stell deinen Mann!« (Stürmischer werdend:) »Wie Theodor Neustadtl möcht ich ihr zurufen: ‚Leser und Abonnent Ihres Journals seit seinem Bestehen, bin ich seit längerer Zeit am Ausgehen verhindert, aber meiner deutschfortschrittlichen Gesinnung stets treugeblieben.‘ Gesund wird er werden durch den Freisinn! Ja, Freisinn, aufatmen

möcht man, in der Luft atmen können, welche die Brust erweitert und den Geist erfrischt, der Freisinn ist der Sauerstoff, der den Blutumlauf erhält, die Kräfte unausgesetzt verjüngt und vor Zersetzung und Fäulnis schützt, man fühlt sich ordentlich wohl, man kommt zu sich, seit 1873 war keine so gute Luft! Man fragt sich schlaftrunken: Wie ist das gekommen? Das danken wir dem Führer im Streite, der Neuen Freien Presse, deren hervorragende journalistische Tätigkeit alles mit sich gerissen hat und alles an sich gerissen hat, darum Dank diesem Blatte für den Sieg vom 20. Juni 1911, der dank der Pioniere des Freisinns Wien vom Alpdruck der Schleppträger des Bollwerks der Hochburg der Reaktion —« »Um Gotteswillen aber das wird doch erst übermorgen stehn!« »Ich kann sehr nicht leiden, immer unterbrochen werden, laß mich, es ist Sache des Charakters und der ganzen Lebensauffassung! Ein sehend gewordener Bankbeamter schreibt, sie hat geradezu herzbewegend auf die Leser gewirkt. Verwundert war ich jedoch zu lesen, daß eine (zögernd:) — Absicht — bestand, daß die Deutschfreiheitlichen mit den Christlichsozialen — ein Kompromiß vereinbaren wollen! (ausbrechend:) Schmach und Schande vor der ganzen zivilisierten Welt! Mehr Licht! Per aspera! J'accuse! Von dem Inhaber einer Firma, deren Name der Redaktion bekannt ist, entnehmen wir, daß man über einer Partei, die mit ihrem Titel den Lehren des Erlösers effektiv entgegenarbeitet, den Stab gebrochen hat. Jetzt ein Kompromiß? Wo die Hydra der Dunkelmänner umklammert ist und es nur noch eines einzigen Hiebes bedarf, und alle ihre fürchterlichen Häupter rollen am Boden? Das hieße sich an seiner eigenen Familie, an seiner Frau und an seinen Kindern versündigen, die unter der Last der Hochschutzzölle beinahe zusammenbrechen, in der Milch und in der Butter spürt man es, in allem, was auf den Tisch kommt, was sie getan haben, die Schleppträger. Ich sitze vor der Terrasse eines großen Kaffeehauses der Champs Elysées, die Zeitungsausrufer eilen mit der Ausgabe der Abendblätter laut rufend vorüber. Ein Blick in eines dieser Blätter: Da steht's: Sie sind zerschmettert! Drüben im Westen, hinter dem großen Triumphbogen Napoleons, senkt sich, ein mächtiger Feuerball, die Sonne zum Horizont herab. Diese

Sonne, sie kommt aus dem Osten! Mein Herz pocht, die Augen gehen mir über, ich habe den großen, längstersehnten Tag erlebt. Man sitzt mitten in der Stadt, in dem prächtigen Vorgarten des Café Siller, und läßt sich ein echtes Wiener Frühstück, duftender Kaffee, köstliche Butter und knusperiges Gebäck trefflich munden, ringsum entwickelt sich der Trubel des Großstadttreibens und man hat einen schönen Blick auf die Bauten des neuen Wien der letzten Jahre vor sich, das schillernde Band des Donaukanals und aus der Ferne grüßen die Ausläufer des Wienerwaldes mit ihrem Grün, ein erfrischender Lufthauch streicht um den Garten herum, in dem sich die Gäste wohl und geborgen fühlen wie auf einer Insel beschaulichen Genießens. Die Flucht aus der Großstadt hat begonnen, es gibt schon Scharen von Strohwitwern, die gleich den unsere Stadt besuchenden Fremden mehr denn je auf Gast- und Kaffeehäuser angewiesen sind. Auf dem geheiligten Boden der großen Revolution lese ich von dem Erwachen der Geister in Wien. Sie alle können sich einen Genuß eigener Art schaffen, der den schönsten Sommertag stimmungsvoll einleitet: Ein Prücklfrühstück.« »Kohary — was hast du — höchste Zeit!« »Als Student der Alma mater Wiens habe ich den Lienbacher-Rummel mitgemacht, ich habe den denkwürdigen Herzensschrei gehört: Herr, was hat Ihnen dieses arme Volk getan, daß Sie ihm sein einziges Brot, die Schule wegnehmen wollen? Mit sehr gemischten Gefühlen lesen wir soeben in Ihrem sehr geschätzten Morgen- und Abendblatte Nr. 16813 von dem Kompromiß, und Wiener Künstlerinnen rufen aus vollem Herzen und aus Franzensbad: Ein besonderes Hoch der Neuen Freien Presse! Tout comprendre c'est tout pardonner! Daß heute ein folgenschwerer Entscheidungskampf ausgefochten wird, prägt sich in den Physiognomien auf dem Wahlgange deutlich aus, und die lautlose Ruhe, mit der sich die Wahlhandlung allenthalben vollzieht, spricht eine deutlichere, vernehmbarere Sprache und gibt ein vollwichtiges Zeugnis für der politischen Reife der Wählerschaft. Man wird aufgefordert, nicht die Kandidaten zu verwechseln. In wirklich vornehmer, gentlemanliker Art hat sich das freisinnige Wien heute seines Sieges gefreut. In der Bechlarngasse wurden plötzlich zwei Polizeibeamte ohne ersichtlichen Grund

überfallen und zu Boden geworfen. Als die Sicherheitswache einschritt, wurde sie von der Menge mit Steinen beworfen, acht Personen wurden verletzt. So oft die Christlichsozialen einen Wahlerfolg erreicht haben, wurde er mit großen Spektakeln, Fenstereinwürfen, Raufereien und dergleichen gefeiert. Bei uns hat die allgemeine Freude einen durchaus würdigen Ausdruck gefunden. Im Terrassencafé wurde durch einen Steinwurf von außen eine Spiegelscheibe zertrümmert. Es hat keine Exzesse, keine Beschimpfungen der Gegenpartei auf der Straße gegeben. In Kaisermühlen gab es einen Gasthausexzeß mit mehreren Kontusionen und Arretierungen. Kaum hatte der 24jährige Schlosser Franz Chrumal, Greiseneckergasse 25 wohnhaft, das Gasthaus betreten, als ihm eine Flasche an den Kopf geworfen wurde, wodurch er eine Rißquetschwunde über dem linken Auge erlitt. Noch ist vieles zu tun übrig. Wenn zahlreiche Wähler nicht durch wirtschaftliche Abhängigkeit verschüchtert wären, so wäre der Zusammenbruch der klerikalen Gaukler ein vollständiger. Wir wollen aber die Wiedereroberung à tout prix —« »Wie haben sie sich an Prix versündigt!« »— und man hätte es so machen müssen wie in der Innern Stadt, wo Friedmann mit 150.000 Kronen war im Vorsprung. Im Rathausviertel aber hat sich der freiheitliche Genius mit seinen reinen Grundsätzen phönixgleich aus der Asche erhoben, es war Dr. Wilhelm Neumann, und auf den Schultern begeisterter Parteigenossen hoben sie ihn am Rathaus vorbei. Ein wahres Wunder ist geschehen. Dr. Wilhelm Neumann, der heute von einer jubelnden Volksmenge auf die Schultern gehoben und durch die Rathausstraße zum Parlament getragen wurde, hatte nach dem Ergebnis der Hauptwahl kaum eine ernste Aussicht durchzudringen. Dr. Wilhelm Neumann wurde unter brausenden Hoch-Rufen auf die Schultern gehoben. Als sich Dr. Wilhelm Neumann in das Agitationslokal der Freiheitlichen begab, wurde er von der daselbst versammelten Volksmenge mit stürmischen Hoch-Rufen empfangen und auf die Schultern gehoben. Als um halb 6 Uhr das Wahlresultat verkündet wurde, hoben einige Wähler den Dr. Wilhelm Neumann auf die Schulter, während stürmische Hochrufe erschollen —« »Hör' schon auf, das hab ich jetzt fünfmal gehört!« »So wahr ich da

leb, das wird morgen genau so in der Freien Press stehn. Man kann es ihnen nicht oft genug sagen! Zerschmettert sind sie, sag ich dir —« »Ich bitt dich Leo, steh auf endlich und schreite lautlos zur Urne!« »Der Blitz hat sie getroffen, zu Boden liegen sie, ein zu Boden weilender ungarischer Abonnent schreibt uns —« (Ihn wegdrängend und mit wild auflodernder Begeisterung:) »Kohary, es tagt! Jetzt sag ich dir geh, sonst versäumst du die Wiedergeburt!« (Kohary ab.)

— — — — — — — — — — — — — — — —

Und ich tat desgleichen und schrieb an die Neue Freie Presse:

»Jetzt, wo Not an Männern ist und wir Gattinnen freidenkender Bürger mit Aufregung den Stichwahlen entgegensehen, haben die Feinde des freien Gedankens es gewagt, einem Kompromiß zuzustimmen, welches geeignet ist, den erhebenden Gewinn, der kaum errungen, wieder hinzuopfern. Wie gewonnen, so zerronnen! Die Bresche, die wir im Sturmlauf gegen das klerikale Bollwerk geöffnet haben, soll sich wieder schließen? Nein! Wer noch einen freisinnigen Funken in sich spürt, wird am 20. Juni wissen, was er zu tun hat. Wir, die wir nur schlichte Hausfrauen sind, rufen aus voller Brust: Nieder mit den Dunkelmännern! Hoch die ‚Neue Freie Presse'! In Verehrung und mit heißem Dank für die herrlichen Leitartikel, per aspera ad astra! Marianne Bunzl, Grete Rosenberg, Hermine Pospischil, Stephanie Gödel.«

Ein Freund, der wie anno Erdbeben dabei war, meinte: Das wird nicht erscheinen. Ich sagte: Das *wird* erscheinen! Nicht im morgigen Abendblatt, sondern am Morgen der Stichwahl. Das hebt sie sich für den wichtigsten Tag auf. Es ist ein Partherpfeil, den ich gegen die Christlichsozialen abschieße. Es bedeutet sichere zwanzig Stimmen im Rathausviertel. Mein Freund sagte: Der freisinnige Funke, die Bresche und zumal die volle Brust — wird die Einsenderinnen verraten! Nein, sagte ich, es wird sie begehrenswert machen. Mein Freund sagte: Sie überschätzen die Dummheit der Leute. Ich sagte: Nein. Aber selbst wenn ich sie überschätze, die Zuschrift ist von der Bunzl, und darüber kommt kein Redakteur der Neuen Freien Presse hinweg . . .

Und sie erschien. Am 20. Juni. Gestrichen war nur der Satz: »Per aspera ad astra«, aus Platzmangel oder weil dieser Gedanke der Neuen Freien Presse bereits ein wenig abgebraucht erscheinen mochte. Sie war aber so gewissenhaft, ausdrücklich zu bemerken, daß die Zuschrift »unter anderem« den zitierten Wortlaut habe. Die Erkenntnis »Wie gewonnen, so zerronnen« schien ihr apart und sie ließ sie stehen. Ich hatte andere Paradoxe unterdrückt, weil mein Zeuge mich bat, durch Übertreibungen nicht das Schicksal der Zuschrift zu gefährden. Ungern gab ich nach und meinte, die anderen Zuschriften, die von echter Freundeshand, würden ja doch stärker sein. Meine Befürchtung sollte sich erfüllen. Ich hätte das Unglaublichste hinschicken können, die Neue Freie Presse hätte es, ohne mit der bekannten Wimper zu zucken, gebracht. Daß nicht etwa blinder Eifer die Drucklegung bewirkt hat, beweist außer der Streichung die sorgfältige Umstellung der Namen. Sie hat, deutschfortschrittlich wie sie ist, des vollständigen Wahlsieges noch ungewiß, die beiden Jüdinnen taktvoll zurückgestellt, die Deutsche voran, die Slawin an zweite Stelle. Am Abend, als sie die Partie gewonnen hatte und Bunzl Atout war, mag es ihr leid getan haben. Dabei habe aber auch ich eine große Genugtuung erlebt. Die Neue Freie Presse hat mich zwar zur Zeit, da ich noch in der Glockengasse wohnte, Zivilingenieur war und unter dem Namen Berdach schrieb, als Geologen ernst genommen, aber sonst von mir nichts wissen wollen. Jetzt unterstützte sie nicht nur meinen Versuch auf dem Gebiete der deutschfortschrittlichen Politik, sondern leitete ihn sogar durch die folgende schmeichelhafte Bemerkung ein:

Von vier Wiener Frauen, Stephanie Gödel, Hermine Pospischil, Marianne Bunzl und Grete Rosenberg, erhalten wir folgende schwungvolle und sympathische Zuschrift, die unter anderm lautet.

Meinen Schwung hat sie schon erlebt. Aber das hätte ich mir nie träumen lassen, daß sie mich einmal sympathisch finden werde. Man lernt nie aus. Aber auch die Neue Freie Presse wird noch eine harte Schule durchmachen müssen. Ich hatte sie gewarnt, und sie, der das Lied von der Glockengasse in den Ohren klingt, und die seit damals selbst das Schillersche Gedicht mit Mißtrauen betrachtet, ob es nicht doch ein Akrostichon gegen die Neue Freie Presse verberge, hätte endlich so weit sein sollen, sich den Zuschriften berauschter Analphabeten zu versagen. Zumal, wenn Weiber zu Hyänen werden, muß das nicht immer von der Begeisterung für Freiheit und Gleichheit kommen, sondern es kann auch darin seinen Grund haben, daß dem Ewigblinden eine Himmelsfackel geliehen wurde. Heißen Dank für die herrlichen Leitartikel — welches Intelligenzblatt der Erde hätte nicht schon daran gemerkt, wie viel es in der Glockengasse geschlagen hat! Wo in allen Weltblättern, außer in diesem stupidesten, hält man es noch für glaubhaft, daß Weiber, und vier auf einmal, an einem Leitartikel heiß werden? Aber der Wahlsieg ist nun einmal ein Erdbeben, und da spürt die Neue Freie Presse meine Stöße nicht. Sie verzeichnet die wenigen »noch hie und da herumschwankenden Säulen«, läßt den kranken, aber fortschrittlich gesinnten Abonnenten zu Wort kommen — wie sollte sie den schwächeren Spott von der stärkeren Lächerlichkeit des Ernstes unterscheiden können? Ihre Wähler sind sehend geworden — sie ist vom Licht der Freiheit geblendet. Sie sieht nichts, merkt nichts, auch den Hohn nicht, wenn ein deutschnationaler Journalist sie mit »Schriftleitung« apostrophiert und sich selbst als Redakteur unterzeichnet, sie sieht nicht nach rechts und nicht nach links, sie sieht nicht einmal in den Wohnungsanzeiger, ob es wirklich vier solche entmenschte Weiber in Wien gibt, die einen solchen

Brief zustandebringen. Sie druckt alles. Ich habe sie gewarnt. Wer nicht hören will, muß drucken. Und sie wird nicht eher Ruhe geben, bis ich ihr eines Tages honorarlos das ganze Blatt fülle.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Noch in den späten Nachtstunden stand heute das Straßenbild Wiens unter dem starken Eindrucke der Wahlergebnisse. Auf der Ringstraße schüttelte ein kräftiger Wind die Kronen der dichtbelaubten Bäume. . . . Staunend standen viele der Leser auf der Straße still, gleichsam als wollten sie das Gehörte oder Gelesene nochmals überprüfen, und auch in den Wagen der Straßenbahn, welche die letzten Pratergäste oder Ausflügler in die Stadt zurückbrachte, flogen die Ziffern und Namen der Wahlresultate durch die Luft, und das Studium der Extrablätter schien die meisten Fahrgäste in Spannung und Erregung zu versetzen. Man hörte verschiedene Aussprüche, wie ‚So hat es kommen müssen‘, ein anderer Fahrgast derselben Gesellschaft mit blondem Vollbart und Zwicker warf unter dem Beifall der Gesellschaft ein: ‚Das ist das Ende der Wiener Agrarpartei‘. — In den Verkehrsstraßen der Innern Stadt hatten sich vor und in den Kaffeehäusern kleinere Gruppen gebildet, welche die Wahlergebnisse besprachen . . . . Selbst die Kutscher und Chauffeure auf den Standplätzen sind eifrige Politiker geworden und debattierten, die letzten Zeitungen in der Hand haltend, in oft überlauter, erregter Diskussion, bis ein Fahrgast ihre Unterhaltung störte.

Dieser eine Fahrgast war ich. Ich bin der Antipode des Fahrgastes mit blondem Vollbart und Zwicker und störe die Unterhaltung. Ich habe die Gehirnjauche der Sieger, mit der sie die Morgenröte durch drei Wochen bespritzt haben, ich habe den zu Zeitungsdreck erstarrten Unflat aus Jargon und Phrase ausgeschöpft, gesammelt und in seiner ganzen phantastischen Wirklichkeit, in seiner ganzen unsäglichen Wörtlichkeit kommenden Tagen überliefert. Ich bin die Muschel, in der das Geräusch fortsingt. Sie werden hören, was sich in dieser Zeit und in dieser Gegend eine neue, freie Weltanschauung genannt und welche Sorte rabiater Wucherer als deren Hüter aufzutreten sich erfrecht hat. In was für Mäulern das Deutschtum, in was für Händen die Freiheit und in was für Füßen der Fortschritt aufgehoben war! Wenn nicht die Phrase selbst Rache

nimmt und lebendig wird, wenn nicht eines Tags Sturmflut und Erdbeben wirklich ihr Werk verrichten, man wird es dereinst nicht verstehen, wie die damalige Vorsehung das alles unter sich ergehen lassen konnte! Nichts verbindet mich mit den Besiegten. Aber wer immer sie wären, und wenn sie mir Brot und Fleisch unerschwinglich gemacht hätten, ich spüre nur den unersättlichen Haß gegen die Visage des Siegers, von dessen Lippen gratis Milch und Honig fließt! Mit solchem Völkerspielzeug, wie es die Politik ist, gebe ich mich nicht ab. Ich weiß, daß man ihnen die Freiheit lassen muß, »es lebe die Freiheit« zu rufen. Aber ich weiß auch, daß es nichts Fürchterlicheres gibt, als wenn die Dummheit zur Besinnung kommt oder wenn ein Universitätsprofessor unter dem Vorsitz eines Friseurs sein Programm entwickelt und sich von einem Selcher empfehlen läßt. Und nichts Widerlicheres, als wenn ein mit allen Geldern geschmierter Journalausbeuter, dem nichts heilig ist als die Politik der offenen Hand, einer Partei vorwirft, daß sie die innere Überzeugung ihrer Leute vergewaltigt habe, und wenn auf diese Phrase ein Journalist kandidiert, der sie im Dienst des liberalen Brotgebers an seinem Leibe erlebt hat. Der Zwang, das Kruzifix zu grüßen, scheint mir noch immer kulturvoller als die Anbetung einer aufklärenden Kanaille, die das ganze Staats- und Privatleben unter ihrer erpresserischen Fuchtel hält und einen volksbildnerischen Verein zwingen kann, einem Mißliebigen den Saal zu sperren. Diese lästigen Hausierer der Freiheit, die, wenn das Volk schon gar nichts kaufen will, mit dem Präservativ der Bildung herausrücken, mögen sich eine Zeitlang des Erfolges ihrer Zudringlichkeit freuen — die Kultur hat es immer noch lieber mit den Hausknechten gehalten! Dieses Gesindel will von Weltanschauung reden, weil es den nationalökonomischen Mist wirklich geschluckt hat, den Herr Bielohlawek

verabscheut, und will den Verdacht der silbernen Löffel, die es gestohlen hat, auf Leute abwälzen, die nichts weiter als den Mut verbrochen haben, das Bismarck-Wort zu unterstreichen: »So gottgläubig ich bin, so wenig traue ich den Ärzten«. Ich kenne die idealen Güter nicht, die die Sippe außer der Fleischversorgung und dieser vorgeschriebenen Ration von Phrasen zu verteidigen hat, aber ich will für sie in Versammlungen eintreten, ich will dem Genius der Freiheit zwei Stimmzettel opfern, wenn jemand imstande ist, mich über die Aufklärung aufzuklären, und wenn es einem dieser Phönixe gelingt, mit einem einzigen Gedanken aus der Asche emporzusteigen. Die gräßliche Zeit, wo der Ernst des Lebens zur Urne nicht geht, nicht fährt, nicht läuft, sondern schreitet, und wo die politische Reife gebeten wird, nicht die Kandidaten zu verwechseln, ist nun vorüber. Es wird sich nichts ändern; und es ist nur gut, daß die Leute, die den Staat mit Presse und Börse »effektiv« regiert haben, jetzt auch den Schein der Macht erhalten, der vor ihr warnen könnte. Man soll wünschen, daß der Greuel in der Majorität ist, dann wird der Kehrbesen wieder taugen, der als Szepter versagen mußte. Daß aber die Begeisterung den Wahlsieg überlebt, das glauben die am wenigsten, die den alten Gassenhauer mit ihrem Bollwerkel aufspielen. Oder meint wirklich noch einer, daß ein flammender Protest flammen kann? Wie kommt es denn, daß der liberale Inhalt keine andere Sprache findet als dieses entsetzliche seit Banalitätsäonen millionenmal ausgespuckte Idiom? Wie kommt es, daß man sich den Phönix nur noch als Versicherungsagenten vorstellen kann und den Genius der Freiheit nur noch als schäumenden Börseaner? Wie kommt es, daß man die Parolen eines Wahlkampfes nur zitieren und durcheinandermischen muß, um das klinische Bild einer säkularen Hirnhautentzündung zu erhalten? Aber mein Amt ist es, über dem

Kleinen die großen Zusammenhänge zu übersehen. Und so erwarte ich von dem Aufschwung der freisinnigen Weltanschauung die Abschaffung der Trompete des Beiwagenkondukteurs! Die spätere Entwicklung stelle ich mir so vor: Entziehung des Telephons, eventuell des Wahlrechts, im äußersten Fall der Menschenrechte für Herren mit blondem Vollbart und Zwicker, die auf der Straße »So hat es kommen müssen!« ausrufen oder »Das erste wird jetzt sein, daß —«. Einführung des Robot für volkswirtschaftliche Redakteure. Mit den Christlichsozialen habe ich nichts zu schaffen. Sie waren ein Gegengift, das sich selbständig machen wollte. Wie alles Gute, mußten sie in Wien den Weg alles Schlechten gehen. Aber wenn sie die schwarze Pest selbst wären, so wünsche ich sie diesen Lichtbringern an den Hals!

Juli 1914

Das Bild des Siegers

das als Beiblatt dieser Satire erschienen war

Noch immer gibt es Leser, die der Meinung sind, die bildlichen Darstellungen der Fackel seien Karikaturen. So wird zumal die photographische Echtheit des »Siegers« nicht vermutet, sondern bezweifelt oder gar bestritten. Der »Sieger« ist aber beileibe kein Kunstwerk, sondern ein schlichter Alpdruck nach einer Photographie. Es wäre ebenso wertlos wie überflüssig, das Gesicht des Herausgebers der Neuen Freien Presse in einer Karikatur darzustellen. Die Leser verstehen noch immer nicht, daß es sich hier wie in anderen Fällen um photographische Zitate der Wirklichkeit handelt und daß diese Reproduktionen eben dadurch Wert haben, daß das, was eine Karikatur sein könnte, keine ist. Der Glaube an eine solche muß also auf der Stelle durch das Wissen, daß es keine solche ist, widerlegt sein. Was an dem Porträt des »Siegers« Erfindung war, ist lediglich die Komposition. Natürlich hat er sich nie vor dem Parlament aufnehmen und die Pallas Athene sich zum Hals herauswachsen lassen. Die Photographie ist aus dem Gruppenbild der Wiener Journalistik, das in einem illustrierten Blatt zum 60jährigen Kaiserjubiläum erschien, ausgeschnitten. Der Sieger steht dort hoch über allen auf einer Estrade, »tritt unter sie«, dem Jugurtha zum Verwechseln ähnlich. Man nehme dazu eine Ansichtskarte vom Parlament, wo die Pallas Athene sich vergebens

nach einem Zeus sehnt, gebe das Ganze zum Klischee-Macher, und das Bild des Siegers ist fertig. Und das soll eine Karikatur sein? Es ist die Vereinigung zweier Sehenswürdigkeiten, deren eine bisher verborgen geblieben ist. Hier war nur etwas zu entdecken, nichts zu erfinden übrig. Denn wenn das Leben am Ende ist, haben der Satiriker und der Karikaturenzeichner schon vorher abgedankt. Vor dem Totenbett der Zeit stehe ich und zu meinen Seiten der Reporter und der Photograph. Ihre letzten Worte weiß jener und dieser bewahrt ihr letztes Gesicht. Und um ihre letzte Wahrheit weiß der Photograph noch besser als der Reporter. Mein Amt war nur ein Abklatsch eines Abklatsches. Ich habe Geräusche übernommen und sagte sie jenen, die nicht mehr hörten. Ich habe Gesichte empfangen und zeigte sie jenen, die nicht mehr sahen. Mein Amt war, die Zeit in Anführungszeichen zu setzen, in Druck und Klammern sich verzerren zu lassen, wissend, daß ihr Unsäglichstes nur von ihr selbst gesagt werden konnte. Nicht auszusprechen, nachzusprechen, was ist. Nachzumachen, was scheint. Zu zitieren und zu photographieren. Und Phrase und Klischee als die Grundlagen eines Jahrhunderts zu erkennen. Ein Ohr kann müde werden; so werde gezeigt, was in der österreichischen Versuchsstation des Weltuntergangs sich vor das Auge gestellt hat. Ich bin durch die Abenteuer aller Banalität gegangen und habe die Tiefen vieler Oberflächen durchmessen. Nun ist es zu sehen. Wie der Wiener lebt und wie er leibt. Und wie er sich auf dem Abtritt seines Geisteslebens benimmt. Sein Appetit, sein Geschmack, seine Weltanschauung, die den Lebenszweck den Lebensmitteln dienstbar macht; was er liebt und was er fürchtet; wie er sich behauptet und wem er sich unterwirft. Über allem aber der Herr seines und unseres Lebens: wäre er nicht photographiert, man hätte ihn so erfinden müssen.

Oktober 1912

Der Ton

Es gibt nur einen Ton, und die Kongruenz von Blatt und Welt muß in jeder Minute und in jeder Zeile nachzuweisen sein. Das Blatt spricht wie die Welt, weil die Welt wie das Blatt spricht. Das Blatt spricht aber auch wie die Familie, weil die Welt wie die Familie spricht und die Familie wie die Welt. Es gibt nur einen Ton, und das ist der Ton der Leute, die besorgt sind, weil die Leute noch nicht versorgt sind, und es gibt nur einen Standpunkt zu den Ereignissen und der lautet: ss..! oder, wenn es große Ereignisse sind: sss...! Alle Publizistik ist nur ein kühner Versuch der Umschreibung von Sentiments, die sich in einem Laut abmachen lassen. Wenn eine Mutter ihr neugebornes Kind tötet, was bei unserer Ordnung der Dinge sehr häufig vorkommt und jedenfalls in einem unpersönlichen Sinne humaner ist, als wenn sie es sich zum Kolporteur von Josefsblättern oder zur Verfasserin einer Zuschrift über den Parsifalschutz auswachsen ließe, so findet der Ton den Ausdruck: »Das eigene Kind in die Donau geworfen«. Es ist zwar noch nie oder gewiß sehr selten vorgekommen, daß eine Frau ein fremdes Kind in die Donau wirft, denn so heroisch fühlt keine, daß sie um den Preis des eigenen Lebens fremde Kinder den Infamien der Welt entziehen wird. Der Ton müßte das noch viel ärger finden; aber er ist so im Familiengefühl verankert, daß er selbst vom Standpunkt der herrschenden Auffassung den Mord am eigenen Kinde für verwerflicher hält als den am fremden. Darum sagt er mit entsetztem Kopfschütteln: »ss..! Das eigene Kind in die Donau geworfen!« Und wenn »zum zweitenmal innerhalb kurzer Zeit eine ledige Mutter wegen Verbrechens des Mordes angeklagt ist, weil sie das eigene Kind getötet hat«, so findet der Ton die Aufschrift: »Das eigene

Kind vergiftet«. Der Ton begreift ja auch, daß es schlimmer sei, sich selbst als einem andern zu schaden, und würde gegebenen Falls die Formel finden: »Das eigene Geschäft vernachlässigt«. Wenn sich zwei junge Mädchen umgebracht haben, so meldet der Ton, der sofort im Einverständnis mit den Familien ist, wiewohl es andersgläubige Familien sind: »Die H. ist die Tochter einer verwitweten Wäscherin, die außer ihr noch fünf Kinder hat, die A. ist die Tochter eines Bahnarbeiters und hat sechs Geschwister. Beide Mädchen waren etwas überspannt«. Die A. wollte nämlich zum Theater gehen und die H. kannte einen jungen Burschen. »Als man ihr dahinter kam, hat man ihr selbstredend diese Beziehungen verboten.« Die Eltern des Burschen aber wollten es sogar der Bürgerschule, die die H. besuchte, anzeigen, und diese Drohung trieb das Mädchen in den Tod. Hier ist einmal ein fremdes Kind getötet worden, aber das würde der Ton nicht beklagen. Dafür nennt er gern den Chefarzt der Rettungsgesellschaft. Der Ton, den die Tragik schlechter Geschäfte in Mitleidenschaft zieht, hört gern, wie viel einer gewonnen hat, aber noch lieber, wie viel einer verloren hat, und am liebsten, wie viel einer dadurch verloren hat, daß er nicht gewonnen hat. Er redigiert in diesem Sinne alle Rubriken und korrespondiert aus allen Städten. Aus Paris meldet er: Rochefort hat sich zurückgezogen. Verbittert. Er hat in der letzten Zeit schmerzvolle Enttäuschungen erlebt: »mehrere Stücke, welche bei der Auktion Doucet vor einigen Wochen Preise bis zu einer halben Million einbrachten, waren früher im Besitze von Rochefort gewesen, welcher diese wertvollen Kunstwerke um einige hundert Franks erworben und um 3000 bis 4000 Franks verkauft hatte.« Dazu noch ein schweres Leiden, sagt der Ton. Der Ton hält es mit Beschwerden aller Art. Er führt natürlich alle Eisen- und Straßenbahnbeschwerden und sonstigen Artikel. Einem Übelstand nun ist es in der Regel ganz gleichgiltig, ob er den Beschwerdeführer selbst oder nur einen Verwandten betroffen hat. Der Ton aber legt Wert darauf, daß man bei dieser Gelegenheit auch einiges über die Familie erfahre: daß der Beschwerdeführer gut verheiratet ist, ein schönes Haus führt und abgesehen von der vorübergehenden Störung durch die Eisen- oder Straßenbahn

in geordneten Verhältnissen lebt. »Neulich wollte meine Frau in der Operngasse —«, sagt der Ton. Besonders Schwägerinnen stehen ihm nah. »Neulich wollte meine Schwägerin mit ihrem Onkel« und dergleichen. Der Ton würde es für unehrlich halten, sich selbst eine Beschwerde zuzuschreiben, die er nicht erlebt hat. Da dem Ton aber die fremde Familie so ans Herz gewachsen ist wie die eigene, so kommt er am liebsten dort in Schwingungen, wo er sie alle zusammen umfassen kann, nämlich wenn es sich um die Völkerfamilie handelt. Wenn diese einen Geburtstag feiert, beginnt er sich Mitte August zu interessieren und hört erst Mitte Oktober auf und wird nicht heiser, wenn er unermüdlich versichert, daß sie sich auch hier, auch dort, wie immer so auch diesmal und wie alljährlich so auch heuer und gleichfalls im blumengeschmückten Saal und in würdiger Weise und im Lichterglanz nach einem vorzüglichen oder gar opulenten Souper versammelt oder nach eingenommenem Souper in heiterer Festesstimmung in die Nebenräume begeben haben, wo eine gewählte Gesellschaft lauschte. Der Ton ist gastfreundlich und läßt jedermann jederzeit und überall sich »wie zuhause« fühlen. Oft freilich — kein Wunder wenn man so viel Gäste hat — verwechselt der Ton die Begeisterung mit der Beschwerde, indem er etwa ausführt: »Am nächsten Morgen weckten 24 Salutschüsse, die im nahegelegenen Sperrfort Plätzwiese abgefeuert wurden, die zahlreichen Hotelgäste.... Vier Generaldechargen wurden abgegeben, deren Echo in den Bergen tausendfach widerhallte.... Aus aller Munde ertönte die Volkshymne.« Wenn nicht zum Glück den Abend ein Tanzkränzchen beschlossen hätte, an dem Jung und Alt teilnahm, würde man rein glauben, der Ton sei nervös, mißvergnügt, gar illoyal und wolle sich über die Störungen eines ohnedies verpatzten Sommers beschweren.

Im Sommer gibts Fliegen, und die Fliegen fühlen sich überall wie zuhause. Wir glauben, es sei Geschmeiß. Sie aber wissen es nicht. Man darf es ihnen nicht sagen. Sie haben Zeitungen, durch die sie sich nur mitteilen, wo sie sind und daß sie sich wie zuhause fühlen. Der Ton ist das einzige Verständigungsmittel der Fliegen. Dieses Gesumme ist allerorten. Kommt der Ton, was er mit Vorliebe tut, nach

St. Moritz, so ist er »nicht wenig überrascht, in den wohlgepflegten Kuranlagen des waldgebetteten Gebirgsorts dieselben Bekannten anzutreffen, denen die Karlsbader Brunnenfee noch vor kurzem den perlenden Verjüngungstrunk gereicht hatte. So verblüffend war die Fülle der längstvertrauten Gestalten ...« Sie haben also leider doch nicht abgenommen, weder an Fülle noch an Menge. Der Ton kommt aber »auf dem sommerlichen Exodus der fashionablen Welt« sehr, sehr weit, bis zum Deuteronomium und ruft: »Interessante Gesellschaft in Biarritz.« Der Ton gibt also vor, nur eine Spitzmarke zu wählen, in Wirklichkeit tut er einen Aufschrei wie beim Anblick des gelobten Landes. Aber wenn der Ton für einen Ort schwärmt, so ist es — Ischl? Selbstredend, aber vor allem Edlach. Es geht nichts über Edlach. Erstens ist er dort mit dem Sanatorium verwandt und hat billigere Preise. Zweitens fühlt man sich wie zuhause und drittens interessiert er sich andauernd für das Befinden des türkischen Thronfolgers Jussuf Izzeddin, der sich bekanntlich in dem idyllischen Edlach aufhält, wo er, wie ebenfalls schon mitgeteilt wurde, in Behandlung des kaiserlichen Rates — das weitere ist auch schon bekannt. Die türkische Frage, die der Ton kennt, lautet: Wie gehts ihm? Dem kranken Mann in Edlach nämlich. Kuranstalten brauchen immer zu ihrer Erholung einen Khedive oder ähnliches und Neurosen inklinieren zu wohlhabenden Orientalen. Man kann sich kein Sanatorium ohne einen leidenden Achmed vorstellen. Da wird dann drauf los gelebt, und der Ton ist so gut auf den Betrieb wie der Betrieb auf den Ton eingeschworen. Was hat ein Sanatorium schon davon, wenn dort die ganze erholungsbedürftige Familie Mammonides aus Kairo absteigt. Eine ständige Rubrik muß man haben, und das treffen sie nur in Marienbad oder Edlach. Eine Depression eines türkischen Thronfolgers ist mehr wert als hundert Paralysen unter der Woche. Der Ton diktiert natürlich auch das offizielle Bulletin, das täglich ausgegeben wird und in welchem viel Beruhigendes steht, zum Beispiel, daß der Patient seine Behandlung nimmt und seine täglichen Promenaden macht. Zur äußersten Vorsicht und zur speziellen Beruhigung interveniert noch ein Freund des Blattes, der sich zufällig auch in Edlach aufhält, und dieser erzählt, daß der

Dr. Konried lange Zeit vergebens gekämpft hat, nämlich gegen die Gewohnheit des Prinzen, nach dem Souper noch spät in die Nacht hinein aufzubleiben. Zuerst war der Prinz mißmutig. Infolgedessen war auch der Ton mißmutig. Dann war der Prinz griesgrämig. So war auch der Ton griesgrämig. Aber er ließ doch immer durchhören, daß er an eine Besserung im Befinden des Prinzen im Innersten glaube. Immer sagt ja der Sanatoriumsarzt, wenn der Kranke schon am ersten Tag über die Wurzerei rabiat wird und vor den Herausreißern Reißaus nehmen möchte, zu den Angehörigen: »Er wird sich beruhigen, er wird sich beruhigen, seien Sie ganz beruhigt, er wird sich beruhigen.« Richtig, er beruhigte sich. So daß er jetzt schon komplett ruhig ist. Jetzt fühlt er sich täglich wohler, sieht blühend aus, ißt gut, was will man mehr, unterhält sich und gedenkt natürlich noch lange Zeit zu verweilen, wiewohl er eigentlich schon pumperlgesund ist. Er will überhaupt nicht mehr weg. Er kann sich nicht trennen. Sein Wohlbefinden wirkt auf seine gute Laune nach, seine gute Laune auf sein Wohlbefinden, täglich macht er Spaziergänge und ist in bester Laune, was wieder, wie der Ton bemerkt, von seinem Wohlbefinden zeugt. Die Hoteldirektion zerstreut ihn, wie sie kann. Er hat sich bereits vollständig eingelebt. Die würzige Luft trägt das ihrige bei. Mit einem Wort, er fühlt sich wie zuhause. Fortwährend nimmt er etwas. Kein Mensch protestiert dagegen. Um 8 Uhr morgens nimmt er ein Bad. Es wird zu diesem Zweck eine Wanne in das Zimmer gestellt, und ein Badewärter der Kuranstalt verabfolgt ihm die in der Kur vorgeschriebenen Waschungen und Abreibungen. Der Ton beneidet den Badewärter. Dann nimmt er — wir haben's uns gedacht — sein Frühstück. Bestehend aus. Nach einiger Zeit erscheint unter feierlichen Verbeugungen der Leibeunuch, und mit seiner Hilfe wird Morgentoilette gemacht. Es läßt sich gar nicht sagen, wie der Ton den Leibeunuchen beneidet. In die Fenster des Hotels darf niemand hineinschauen. Ausgenommen Rax und Schneeberg. Der Ton beneidet sie. Schlag halb 1 wird das Dejeuner genommen. Bestehend aus. »Das Menü bestimmt als oberste Behörde natürlich der Arzt.« Natürlich. Hauptsach ist die Diät in solchen Fällen. Er scheint ein starker Esser zu sein. Aber

das gibts in Edlach nicht! Hier heißt es parieren und tun, was der Dokter sagt. Man gibt sich natürlich Mühe, in die Beschränkung Abwechslung zu bringen und auf die Besonderheiten Rücksicht zu nehmen. »Nicht selten paradiert auf der Menükarte auch ein echter Pilaw alla turca.« No bin ich brav? sagt der kaiserliche Rat, der natürlich den Ton des Tones hat, und was bekomm ich? No doch auch etwas alla turca, womit man paradieren kann! Der Ton hat ein Herz für Medschidje und Bakschisch. Der Prinz benützt doch nicht zum Trinken etwa einen goldenen Becher? Ka Spur, einen güldenen! Das ist, sagt der Ton etwas schalkhaft, das einzige, was an die Märchenpracht des Orients erinnert, sonst ist der Gast die Einfachheit selber. Der Ton hat den Männerstolz vor Königsthronen und den Humor vor Leibstühlen. Hohe Patienten behandelt er wie Kinder, weil sie sonst nicht nehmen, was man ihnen eingibt. No also, er ist ja brav — scheint der Ton immer zu sagen. Natürlich drückt er ein Auge zu und gestattet auch Extravaganzen. Zum Beispiel bleibt man in Edlach, wenn man eigentlich schon ins Betterl gehört, noch beim Kaffee zusammen. Der Kaffee ist natürlich schwarz und obligat und wird auf orientalische Art zubereitet. Wie alles in dieser Angelegenheit. Hierauf folgt die Siesta. Aber dann, »dann gibt es eine sehr wichtige Angelegenheit zu erledigen — das . . .«, no no was ist denn — man kann sich ja auf den Ton verlassen, er ist ein feiner Ton, er meint ja nur das Bad, das gleich daneben genommen wird. Alles wird genommen. Nicht zu vergessen das Diner. Bestehend aus. Der Patient, der sich bekanntlich in Edlach aufhält, ist aber wie gesagt schon ganz frisch und hat durch sein liebenswürdiges, bescheidenes Auftreten sich rasch die Sympathien des distinguierten Publikums gewonnen, unter dem er sich bewegt. (Wiewohl ihm nicht viel Bewegung erlaubt ist.) Er ist schon ganz zahm. Wäre er Thronfolger in Persien, könnte man sagen: er frißt aus der Hand. Mit Politik beschäftigt er sich so gut wie gar nicht. Also ganz gut. Die jüngeren Mitglieder des Gefolges dagegen sind unternehmungslustiger, sie haben schon eine Ansprache im Hotel gefunden. Sie spazieren immer in der Gegend herum, auch bilden sie den Mittelpunkt vergnügter Gruppen, die sich dort bilden, und alle Welt ist begeistert von der Liebenswürdigkeit —

der Türken? ka Spur, der Fremden aus dem Reiche des Padischah. Es ergibt sich ein Einverständnis: Der Prinz; hierauf Gefolge, Kurgäste, Ärzte, Landbevölkerung, Ritter, Pagen, Vertreter der Presse: Ich bin der Pa — ich bin der schah. Und der Chor weiß schon: Er ist der Pa — er ist der schah. Dann gehts schon von selbst weiter: Ich bin ein Prinz. Er ist ein Prinz. Kein Zweifel — Seine — Hoheit — sinds! ... Ich bin der di. Er ist der schah. Ich bin (Er ist) der Papa Padischah ... Noch hätte der Ton nachzutragen, daß der Prinz, dem die Bewegung nicht erlaubt ist, kein Freund vieler körperlicher Bewegung ist und daß es dem Dr. Konried wieder einen wahren Kampf gekostet hat, bis er ihn dazu bekam, Bewegung zu machen, und daß dem Freund des Blattes, der auch ein Freund der Bewegung ist, jemand versichert hat, der Thronfolger habe die Schweiz Schweiz sein gelassen, liebe nur Edlach und halte Wien für die schönste Stadt Europas und seine Bewohner dementsprechend für die liebenswürdigsten der Europäer. Finale: Ich bin Prinz Jussuf Izzeddin, und drum gefällt's mir nur in Wien. Chor der Türken: Ja nur in Wien, ja nur in Wien. Chor der Wiener: Am besten ist — er ist hier fremd — wir ziehn ihn aus bis auf das Hemd! ... Es gebe überhaupt keinen liebenswürdigeren Menschen als den Österreicher. Der es sagte, war ein hochgewachsener jüngerer Mann mit schwarzem Schnurrbart und dunklen Orientalenaugen. Der Freund des Blattes hielt ihn deshalb irrtümlich für Nesib Bey. Es herrschte Nebelwetter. Der türkische Thronfolger, der sich bekanntlich in Edlach aufhält, hat sich inzwischen vollständig erholt. Aber das Bild, wie er da hinausgebracht wurde, und dann die bange Zeit, bis man endlich hoffen durfte, und dann die Stadien der Rekonvaleszenz — wer das mitgemacht hat, das vergißt man nicht so bald. Man wird sich noch oft erkundigen müssen, und manchem wird es sich dereinst entringen: Ich bin sonst nicht neugierig — aber wissen möcht ich, wie es dem türkischen Thronfolger Jussuf Izzeddin, der bekanntlich in Edlach weilt, jetzt geht.

Während sich also inzwischen der türkische Thronfolger bereits vollständig erholt hat und der Ton froh war, daß er ihn so weit hatte — denn damit spaßt man nicht —, ist vieles andere noch vorgefallen, was den Ton in Schmerz und Freude zur

Teilnahme zwang. Daß die Türkei ihm auch sonst Sorgen macht, weiß man. Und da der Ton bekanntlich ein Wiederkäuer ist und der Phantasie nichts zu verdauen übrig läßt, ja sie vollständig aushungert, so befaßt er sich auch mit den Sorgen, die sich bereits als grundlos erwiesen haben. Er erzählt nicht nur alles, was geschehen ist, dreimal, sondern auch alles, was nicht geschehen ist, viermal. Aus einer Tatsache macht er ein Ereignis, aber wenn die Tatsache nicht eingetroffen ist, so ist es eine Katastrophe für den Ton. Wenn zum Beispiel an die Länderbank kein Telegramm gelangt ist, daß Bulgarien der Türkei den Krieg erklärt habe, so ist er durch drei Seiten erschrocken, braucht vier, um zur Ruhe zu kommen, und fünf, um erleichtert aufzuatmen. Dabei exzediert er natürlich in der Fähigkeit, schon im Titel alles das zu sagen, was den Artikel überflüssig macht. »Alarmierende Gerüchte über eine bulgarische Kriegserklärung.« »Ein Tag der Gerüchte und der Unruhe in der österreichischen Delegation.« Seine Titel sind durchwegs Jerichoposaunen über Mauern, die entweder schon vorher eingestürzt sind oder nie einstürzen werden. Jede Spitzmarke ein Schofar. Manchmal auch zwei. Manchmal auch nur ein Vibrationsapparat, der zur Massage verwendet wird. Besonders bei großen Gelegenheiten, wo Volk angesammelt ist, unentbehrlich. Denn der Ton sagt dann immer: sie begannen sich zu massieren. Wenn dies geschehen ist, zerstreuen sie sich gern. Auch das geschieht mit Alarm. Immer hat der Ton gellende Rufe nötig, um die Unentbehrlichkeit seiner Anwesenheit bei den Ereignissen zu betonen. Man hört förmlich den Krawall, den es wieder in der Redaktion gegeben hat. Man versteht endlich, was ein »Organ« ist und daß es eigentlich ein Orkan ist. Der Ton, der sich wie zuhause fühlt, schreit mit den Redakteuren, er schreit mit dem Publikum, er schreit mit den Ereignissen. Diese Schreie vermitteln einem den Eindruck, daß Berserker auf die Börs ziehen oder homerische Helden direkt aus dem trojanischen Pferd in Österreich eingebrochen sind. Es klingt so: »Eine englische Stimme über den Artikel der Neuen Freien Presse über die Dreadnoughts im Bau.« Die Stimme ist also noch im Bau und wird nie fertig. Denselben Furor betätigt der Ton, wenn er mit einem Satz

in den Leitartikel springt. Zum Beispiel: »Tolstoi hat sich angeklagt.« Der Ton beruhigt sich nur, wenn er es mit besseren Leuten zu tun hat. Eine »Entente cordiale« wirkt kalmierend und ein »Exposé« imponiert ihm an und für sich dermaßen, daß er es mit drei e schreiben möcht'. Auch wenn man ihm ein Communiqué gibt, gibt er Ruh. Aber besser ist schon ein Exposé. Welchen Kursvariationen war der Ton nicht in diesem ereignisvollen Herbst ausgesetzt! Er war heftig, wo er gereizt, zärtlich, wo er versöhnt wurde, er war besorgt, er war zufrieden — aber was immer er auch war, so war er immer auch nachdenklich. Scheinbar läßt er sich ja gehen; aber er weiß doch stets, welcher Welt Geschäft und Gefühl er zu verantworten hat. Da er von Haus aus ein guter Ton, ein gebildeter Ton ist, so wird ihm festlich zumute, wenn die Bildung Feste feiert. Er wird aber geradezu orgiastisch, wenn, wo Juristen tagen, gleichzeitig Priester zu tagen wagen. Vor dem Kruzifix sich würdig beherrschend und nur zwischen den Zähnen etwas murmelnd wie: Weit gebracht!, hält er den deutschen Juristentag für die eigentliche Erlösung der Menschheit, und wenn noch dazu die Konzipienten zu tagen beginnen, so ist des Jubels kein Ende. Denn es tagt dann überhaupt. Er kann sich gar nicht fassen über diese glänzende Reihe von Trägern gediegener Namen, alle sind sie markant, die bei Tag über die Todesstrafe debattieren und abends in launigen Toasten brillieren, natürlich auf Wien und die Frauen, oder da die ernste Arbeit selbstredend vom Frohsinn abgelöst wird, sich an Kneipzeitungen delektieren. Natürlich Straßenanzug. Warum? Der Ton erklärt es: Zu ernst, zu gemessen ist der Frack — für den heutigen Abend waren Fröhlichkeit und Herzlichkeit auf die Tagesordnung gesetzt. Überall sah man tatsächlich fröhliche Gesichter, überall bildeten sich Gruppen, und alles war in frischgewonnener Freundschaft zusammengeschlossen. Überall sah man, wie die Einheimischen sich bemühten, den Fremden aus dem Reiche, von einer kleinen Fischvergiftung abgesehen, den Abend so angenehm als möglich zu machen. Alles ging wie am Schnürchen und den Namen des Nestors Unger konnte man jedem förmlich von den Lippen ablesen. Eine alte Schwäche hat der Ton bekanntlich für den Männergesangsverein und er ist deshalb sehr zufrieden, daß

auch dieser sich im Kreise der Männer, die die ernste Arbeit hinter sich haben, ein neues Blatt in den Kranz seines Ruhmes geflochten hat. Welcher Sektionschef oder Vertreter des Reichsjustizamtes, der gegen die Abschaffung der Todesstrafe ist, wäre denn nicht gerührt, wenn er »O Diandle tief drunt' im Tal« zu hören bekommt, he? Natürlich spielt auch die kulturelle Zusammengehörigkeit, die bei solchen Gelegenheiten herauskommt, die größte Rolle und es ist nur in Ordnung, daß hiebei, wenn einmal Berliner und Wiener Juristen schon beisammen sitzen, auch Beethovens in anerkennender Weise gedacht wird. Auch sind Puffendorf (Hamm) und Runge (Kassel) hoch erfreut, daß sie endlich wieder mal mit Swobóda (Krems) und Rosenbacher (Biala) gemütlich beisammen sein können. Man fühlt sich wie zuhause. Umgeben von einem duftigen Kranz von Gärten und inmitten eines Blütenkranzes deutscher Frauen gelangt die Geistesarbeit, nämlich ob man in dem Fall pfänden darf, zu einem gedeihlichen Abschluß. Der Ton ist einfach weg vor Begeisterung. Oft aber auch vor Verlegenheit. Natürlich ist der Ton selbst dort noch hörbar, wo er keinen Ton findet. Denn wenn hundertfünfzig Juristen an verdorbenen Fischen erkranken, so würde es ihnen, wenn man's weitertratschte, die Freude am Bankett stören, und darum schweigt der Ton und stellt sich erst nach acht Tagen mit einem Achselzucken ein: »Angebliche Vergiftungsfälle nach dem Juristenbankett«. Nicht der Rede wert. Der Ton ist ja besorgt, aber die Angehörigen sollen ihm nichts anmerken. Gesprächig wird er erst in der Administration, wo er sich wie zuhause fühlt; denn dort sind Fischhändler erschienen und versichern, daß ihre Ware unschuldig sei. Der Ton interessiert sich nicht einmal dafür, ob die vergifteten Juristen nicht vielleicht in Ausübung ihrer schweren Pflicht gehandelt haben, um endlich einmal etwas zu erleben, indem sie sich korporativ entschlossen, die Merkmale des Tatbestandes der Übertretung gegen das Lebensmittelgesetz an ihrem eigenen Leib festzustellen. Freilich müßte er dann auch berichten, daß es ihnen nur gelungen ist, des Tatbestandes, aber nicht des Täters habhaft zu werden. Wiewohl geradezu Staatsanwälte erkrankt darniederliegen. Und wenn hundertfünfzig Ärzte — praktischer Weise

gleich im Allgemeinen Krankenhaus — nach dem Genuß eines Nußstrudels erkranken, so gleitet der Ton mit der schlichten, aber beruhigenden Versicherung darüber hinweg, daß es sich um eine Vanillinvergiftung handeln dürfte. Er interessiert sich nicht einmal dafür, ob die vergifteten Ärzte nicht vielleicht in Ausübung ihrer schweren Pflicht gehandelt haben, nämlich um die Erscheinungen einer Vanillinvergiftung an ihrem eigenen Leib festzustellen.

Item, Medizin und Jurisprudenz liegen darnieder. Die Philosophie ist zur Stunde gesund, denn sie kann in Ausübung ihres Berufes zwar verblöden, aber nicht erkranken. Und nun stellt sich heraus, daß leider auch die Theologie gesund ist. Wenn der Ton das Glück gehabt hätte, daß auch nur zwei Teilnehmer des Eucharistischen Kongresses bei der Ausspeisung erkrankt wären, er hätte sichs, weiß Gott, einen Leitartikel kosten lassen, und er hat wohlweislich nicht versäumt, jedes Unwohlsein, das sich im Gedränge ereignete, auf die mittelalterliche Tendenz dieser Veranstaltung zurückzuführen. Man muß aber Gottes Wunder preisen, daß der Ton, der so verschiedenartige Interessen hat, auch noch die Zeit zu einem ausgiebigen »Parsifalschutz« findet. Nicht nur, daß er unter der Hand Josefsblätter verteilt, als wär's ein Schwindelmittel für eine brustkranke Zeit. Er hat sich in den Tagen, da so viele Lebensfremde in Wien anwesend waren, entschlossen, gleich zehntausend Stück »Parsifalschutz« gratis abzugeben. Die Gräßlichkeit dieses Eindrucks, der natürlich nur ein Mißverständnis war, hat der Ton verschuldet. Er tat, als ob er die Kunst für ein so erhabenes Gut hielte wie die Ware selbst, und man mußte glauben, daß er es mit den reinen Toren, die nach Wien gekommen waren, gut meine und einen ausgiebigen Männerschutz Viro auch im Textteil propagieren wolle. Zu der widerlichen Indiskretion dieses Handels kam noch, um das Mißverständnis komplett zu machen, daß der Parsifalschutz auch das Entzücken der Frau war, denn manche bekannte Vorkämpferin hat zu dieser Frage das Wort ergriffen. »Allen Menschen soll alles Schöne zugänglich sein. Julie L.«, schloß sogar eine, eine andere erfüllte es mit Befriedigung, und ein kaiserlicher Rat fügte hinzu, daß er sich angenehm berührt fühle.

Aber nicht nur, daß jeder zufrieden war, jeder bestellte auch gleich ein Dutzend. Denn es erhob sich ein großes Pro, Kontra und Rekontra, alles fragte: Haben Sie schon Parsifalschutz? und ein Chorus von Einsendern kicherte: Hihi, nämlich »Hie ‚Parsifal' — hie ‚lex Parsifal'«. Die Frage, ob der Parsifal profaniert werden solle oder nicht, gelangte schließlich zur Entscheidung: es ist bereits geschehen und die schäbigste Aufführung auf der letzten Schmiere könnte nur als Erholung von dieser Debatte wirken, in der Leute, die sonst seriöse Erdbeben-Zuschriften verfassen, sich mit dem letzten Willen eines Künstlers auseinandergesetzt haben. Ich weiß nichts von Wissenschaft. Aber ich glaube, daß die Erde bebt, wenn solche Dinge im Anzug sind. Seit es diesen Ton in der Welt gibt, verfolgen sich die Jahreszeiten mit Haß und Mutter Natur mordet den neugebornen Frühling. Das eigene Kind getötet! Die Fliegen sind in den Himmel gekommen und fühlen sich wie zuhause. Der Ton, der, was immer er auch sagen mag, nur zwei Fragen an den Künstler hat — wenn der Künstler schafft: »Was haben Sie davon?« und wenn der Künstler haßt: »Was haben Sie gegen ihn?« — dieser Ton, dieser nämliche Ton hat als Zeuge darüber ausgesagt: ob Kunst oder Religion durch ihn entweiht werden könne oder nicht. Er hat die Frage verneint. Er war nicht befangen. O, daß ich ihn vor Gericht stellen könnte, diesen Ton!

Juni 1909

Die schweigenden Ärzte

Ein Gerichtsfall hat das ärztliche Berufsgeheimnis zur Diskussion gestellt, und die journalistischen Berufsschwätzer hatten wieder einmal Gelegenheit, den Kapazitäten die Tür einzurennen. Es war allen Beteiligten sichtlich eine Freude, sich für das Schweigen aussprechen zu können. Daß nicht immer die Schwatzsucht, sondern auch ein Gewissenszwang das Opfer der Standesehre nahelegt, davon wissen jene nichts, deren Mund jedem Interviewer offen steht und die die Standesehre so hoch halten, daß sie mit freiem Auge nicht mehr wahrnehmbar ist. Aber viel schlimmer als die Warnung vor einer Heirat, zu der sich Tripper und Mitgift verbinden, ist das Gebaren solcher verläßlichen Ärzte, die sich mit jedem Laufburschen der öffentlichen Meinung einlassen und andeutend von den Fällen erzählen, in denen sie das Berufsgeheimnis gewahrt haben.

Da ist vor allem jener vielgenannte Samariter, der den Ruf der Wiener Mehlspeisen in Messina begründet hat. Er tritt entschieden dafür ein, daß die Krankheit ein Geheimnis bleibe, aber er würde sich gewiß nicht zu einer Moral bekehren, die gebietet, daß auch über den Arzt nicht gesprochen werde. Zu weit geht er nicht; man muß doch hin und wieder Gelegenheit haben, sich seiner Diskretion zu rühmen. So zum Beispiel wurde einmal die Rettungsgesellschaft in ein Haus gerufen, wo ein Mann in Ohnmacht und bei einer Frau lag, deren Gatte in einer halben Stunde zurückkehren sollte. »Die Dame bat mich auf

den Knien, den Erkrankten nur rasch fortzuschaffen, da ihr Mann von dessen Anwesenheit nichts erfahren durfte.« Versteht sich. Nach wenigen Minuten war der Kranke transportfähig. »Einige Tage nach dieser Intervention kam der Gatte jener Dame zu mir und sagte, er habe durch das Gerede der Hausparteien erfahren, daß wir in seiner Wohnung erschienen waren. Er verlangte von mir nun Auskunft.« Denn die Freiwillige Rettungsgesellschaft könnte eher unter Diskretion in Sizilien landen und ohne daß eine Zeitung etwas davon erfährt, als daß sie die Aufmerksamkeit der Wiener Nachbarsleute vermeiden könnte. Was tat Charas? »Ich verweigerte ihm die Auskunft mit Berufung auf mein Berufsgeheimnis und habe damit das Glück einer Ehe erhalten.« Hoch klingt das Lied vom braven Mann. Und hätte er nicht nach einigen Jahren einem Reporter die Auskunft erteilt, wir hätten nie erfahren, wie diskret ein Arzt von der Freiwilligen Rettungsgesellschaft sein kann. Der Gatte ging damals beruhigt nachhause, machte dem Gerede der Nachbarsleute durch Berufung auf das Berufsgeheimnis ein Ende, und die letzten Zuckungen der Eifersucht beschwichtigte die Gattin selbst mit dem plausiblen Einwand, daß das Erscheinen der Rettungsgesellschaft ein Tratsch der Nachbarn sei und die Diskretion der Ärzte ein Beweis für das Nichterscheinen. So lebten die Eheleute in Frieden dahin, bis eines Tages im Neuen Wiener Journal die Erinnerung an jenes Abenteuer zu lesen war, bei dem die Charitas der Venus aus der Patsche half. Namen waren — bis auf den des Retters — nicht genannt. Aber da die Nachbarsleute noch leben und auf das Neue Wiener Journal abonniert sind, so machten sie den Ehemann auf den interessanten Artikel aufmerksam und fragten ihn, ob der Fall nicht eine gewisse Ähnlichkeit mit jenem von damals habe, als das ärztliche Berufsgeheimnis sie beinahe um den Ruf gebracht hätte,

wahrheitsliebende Nachbarsleute zu sein. Eine abermalige Anfrage des Ehemannes bei Herrn Charas prallte abermals an der Berufung auf das Berufsgeheimnis ab, und abermals war es gelungen, das Glück einer Ehe zu erhalten.

Man glaubt immer, daß es nur die Pflicht des Arztes sei, zu heilen. Der wahre Samariter verteilt Makkaroni an die Nebenmenschen, und erhält nicht nur das Glück der Lebenden, sondern auch die Ehre der Toten. Was bleibt der ärztlichen Kunst noch zu tun übrig, wenn einer ohnehin schon tot ist? Der Arzt kann sich damit begnügen, die Rechnung einzuschicken; er kann aber auch noch ein übriges tun, nämlich die Ehre des Verstorbenen retten. Eines Falles, in dem es ihm gelang, darf sich der Chefarzt der Freiwilligen Rettungsgesellschaft mit Recht rühmen. Diese sei einmal in die Josefstadt gerufen worden. »Wir fanden da in der Wohnung einer Halbweltdame eine bekannte Persönlichkeit tot auf. Da mir bekannt war, daß der Mann verheiratet war, ordnete ich seine sofortige Abtransportierung durch unseren Wagen an — obwohl wir zum Leichentransport nicht verpflichtet sind — und überführte ihn in die nächste Leichenkammer mit der Motivierung, daß er erst im Wagen gestorben ist. Ich habe dadurch die Ehre eines Toten gerettet, der Witwe aber eine häßliche Erinnerung erspart.« Hätte das Neue Wiener Journal von der Sache früher erfahren, so hätte es vielleicht nicht versäumt, die Wohnung der Halbweltdame zu beschreiben und zu melden, daß dort u. a. eine bekannte Persönlichkeit anwesend war. Aus der Schilderung des Herrn Charas aber spricht ein diskretes Verständnis für die Peinlichkeit der Situation, in der sich eine bekannte Persönlichkeit befindet, wenn sie in der Wohnung einer Halbweltdame stirbt. Die Rettungsgesellschaft ist zwar zur Hilfe in dieser Lage nicht verpflichtet, aber der Humanität sind keine Schranken gesetzt. Was ein rechter Samariter ist, sagt

sich in solchem Fall, daß es da nichts gibt als wegschaffen und schweigen, bis einst ein Reporter kommt und sich die interessantesten Fälle erzählen läßt, in denen man geschwiegen hat. Die Halbweltdame schweigt länger. Sie ist nicht einmal an die Witwe der bekannten Persönlichkeit herangetreten, um ihr eine häßliche Erinnerung zum Kaufe anzubieten. Und wenn die Witwe nicht glücklicherweise Abonnentin des Neuen Wiener Journals wäre, hätte sie bis heute von der Sache nichts erfahren. So aber hat sie wenigstens den Argwohn, der ihr auch durch eine direkte Anfrage bei der Rettungsgesellschaft nicht genommen werden kann, weil man dort bekanntlich mit Berufung auf das Berufsgeheimnis die Auskunft verweigert.

Wie unberufen wichtig diese Schweigepflicht des Arztes ist, beweist uns ein anderer Samariter, nämlich der Direktor jenes Wiener Sanatoriums, in welchem die Kapazitäten ihre Finanzoperationen ausführen. »Ein Beispiel. Ich habe in meinem Institut einen an Krebs erkrankten Kaufmann liegen. Ein Geschäftsfreund von ihm erkundigt sich bei mir über den Zustand und die Art der Krankheit. Würde ich in diesem Falle die Wahrheit sagen, dann wäre die nächste Folge, daß dieser jenem den Kredit entzieht. Ich hätte also durch die Preisgabe des Berufsgeheimnisses die Existenz eines Menschen untergraben, vielleicht sogar vernichtet. Es kann doch der Fall sein, daß der Mann noch zehn oder mehr Jahre am Leben bleibt und nach wie vor kreditfähig ist.« Goldene Worte eines Samariters. Die Anständigkeit ist immer etwas, das der Begründung durch ökonomische Rücksichten bedarf. Es gilt nicht, eo ipso zu schweigen, nicht gegen die selbstsüchtige Neugier des Geschäftsfreundes statt von der Pflicht zu schweigen, vom Recht des Hinauswerfens Gebrauch zu machen; sondern es gilt die Kreditfähigkeit des Patienten zu erhalten. Daß die ärztliche Kunst, soweit sie sich in Sanatorien betätigt, vor allem darauf ihr Augenmerk richten muß,

versteht sich von selbst. Ihre Sorge um die wirtschaftliche Wohlfahrt der den besseren Ständen angehörenden Krebskranken gehört zu ihren vornehmsten Aufgaben. Und wie wichtig überhaupt die Erhaltung der Kreditfähigkeit ist, wenn es sich darum handelt, die Dauer der Behandlung festzustellen, weiß man. Es kann der Fall sein, daß einer zehn und mehr Jahre behandelt wird und nach wie vor kreditfähig ist. Hier hilft eben die Natur. Patienten, von deren gesunder Anlage ein geschickter Diagnostiker wie der Professor Noorden sich mit einem Blick überzeugt, werden für die Kürze der ärztlichen Visite durch deren Häufigkeit entschädigt. So erscheint angesichts der Fülle wohlhabender Patienten, die ein Sanatorium beherbergt — denn die Klienten des Professors Noorden waren über die ganze Welt zerstreut, ehe sie hier eingesammelt wurden —, immerhin ein System durchgeführt, durch das weder der Kranke noch der Arzt verkürzt wird; und wenn die zwischen Tür und Angel hingeworfene Frage: »Wie gehts? Etwas besser? Na also, nur essen, tüchtig essen!« mit vierzig Kronen berechnet wird, so mag man die allgemeine Teuerung beklagen, aber niemand wird sein Mitleid an jene verschwenden, die mit einem Luxusartikel nichts anderes einkaufen, als das Bewußtsein, ihn erschwingen zu können. Und wen sollte das Walten einer ökonomischen Nemesis nicht befriedigen, die das Geld, das im Osten erwuchert wurde, in jenem großen Zug zum Noorden dahintreibt? Mag die Stadt Frankfurt einen verlorenen Sohn im Namen des Fremdenverkehrs um Rückkehr anflehen — Wiens Sorge sei es nur, daß jene Fremden, deren es endlich habhaft wird, nicht durch eine allzu ausgedehnte ärztliche Behandlung zu Einheimischen werden. Kreditfähig empfangen, gesund entlassen: das sollte eine klinische Regel sein. Kreditentziehung schwächt mehr als Blutverlust, und wir haben es ja aus dem Munde eben jener Autorität gehört, daß zu

den günstigen prognostischen Anhaltspunkten bei Zuckerkrankheit »gute äußere Lebensverhältnisse« gehören, während wiederum zu den ungünstigen prognostischen Anhaltspunkten »ungünstige äußere Lebensverhältnisse« zu zählen sind. Die guten Einwirkungen eines Konkurses auf das Allgemeinbefinden sind von der Wissenschaft längst festgestellt, aber immerhin empfiehlt es sich, die Operation vorzunehmen, solange Patient noch im ersten Stadium der Kreditfähigkeit ist. Zur Kampferinjektion ist immer noch Zeit. Nicht immer freilich muß operiert werden. Noorden selbst ist es, der bei hohem Perzentsatz Stoffwechselprolongierungen empfiehlt. Die Voraussetzung ist stets, daß der Patient nicht bei Bewußtsein, aber kreditfähig ist. Manchmal bannt ein besorgter Blick des Operateurs den Assistenten, der schon die Instrumente mustert. »Was werden wir dem Patienten abnehmen, Herr Kollega?« »Ich denke doch nicht, daß wir amputieren müssen!« »Nein ich meine ja —!« »Ach so — ja, das möchte ich diesmal lieber nicht sagen, der Kranke ist nämlich mein Bruder.« Das sind Zwischenfälle, auf die ein Operateur gefaßt sein muß. Und nicht jeder ist so glücklich, daß ihm für die Schwierigkeiten seines Berufes eine ehrenvolle Entschädigung durch die Malerei zuteil wird, die sich doch hin und wieder von dem Moment begeistern läßt, wie der Chirurg das Messer an die Bauchwunde einer Dame setzt. Denn noch immer ordinieren die meisten Kapazitäten nicht bildlich, sondern schriftlich, nicht in der Kunstausstellung, sondern in der Lokalrubrik der Zeitungen.

Das Berufsgeheimnis wird hier wie dort in ausgesprochener Weise gewahrt. Und es muß sich nicht allemal um wirtschaftliche Dinge handeln, auch die Ehre hat ihre Existenzberechtigung. Es muß nicht immer die Kreditfähigkeit eines alten Juden auf dem Spiel stehen, auch die Heiratsfähigkeit einer jungen Jourbesucherin ist ein Gut, das dem Schutze der

Medizin empfohlen ist. Der Sanatoriumsdirektor weiß wieder ein Beispiel. »Vor nicht allzu langer Zeit kam eine junge Dame aus sehr vornehmem Hause zu mir, die mir gestand, daß sie guter Hoffnung sei. Ihre Eltern wüßten aber nichts davon und dürfen auch nichts erfahren. Die Dame brachte im Sanatorium ein Kind zur Welt, ihre Eltern lebten und leben im Glauben, daß sie eines Frauenleidens wegen bei uns operiert wurde. Die junge Dame ist heute die glückliche Gattin eines glücklichen Mannes und kein Mensch hat eine Ahnung von dem, was sich hinter den Mauern dieses Hauses abgespielt hat. In diesem Falle hat die Wahrung des Berufsgeheimnisses das Glück einer ganzen Familie erhalten und neu aufbauen geholfen. Hätten wir aber die Pflicht gehabt, die Eltern zu verständigen, dann wäre allen geschadet, aber niemand genützt gewesen. Darum möge auch in Zukunft an der Schweigepflicht festgehalten werden.« Der Mann hat nur zu recht. Aber er hat vergessen, zu erwähnen, daß das Schweigen in solchen Fällen auch dem Besitzer des Sanatoriums eine Frucht trägt. Sie wäre noch ergiebiger, wenn man die andere beseitigen dürfte. Das verbietet ein törichtes Gesetz, durch dessen Übertretung sich freilich noch kaum ein Gynäkolog in der Karriere hat behindern lassen. Immerhin wird die Diskretion über eine Geburt noch besser bezahlt als die Preisgabe einer Fruchtabtreibung. Die jungen Damen aus vornehmem Hause, die in guter Hoffnung und gutem Glauben in das Sanatorium kommen, würden sichs künftig überlegen, wenn die Nachfrage der Eltern die Entbindung vom ärztlichen Berufsgeheimnis bedingte. Es wird ihnen ohnehin nicht angenehm sein, daß von offizieller Seite im Neuen Wiener Journal für alle Zukunft das harmloseste Frauenleiden als Schwangerschaft verdächtigt wird. Manche Frau, die es sich versagen möchte, dem Reporter jenes zarte Geheimnis ins Ohr zu flüstern, das sie ihrem Gatten vorenthalten muß,

wird den Weg in ein Sanatorium scheuen, wo man sich allzu laut des Schweigens rühmt. Und vor allem wird vielleicht jene junge Dame selbst fortan unter dem Argwohn der Eltern und des glücklichen Mannes zu leiden haben; denn sie konnte zwar die Existenz ihres Kindes verheimlichen, aber das Neue Wiener Journal kommt ins Haus, und eines Tages erkennt sie, daß ihr Aufenthalt im Sanatorium nicht ohne Folgen geblieben ist. So hat die ärztliche Diskretion wieder einmal das Glück einer Ehe, nein, das Glück einer ganzen Familie erhalten, nein, mehr als das: neu aufbauen geholfen. »Darum möge auch in Zukunft an der Schweigepflicht festgehalten werden«, nein, mehr als das — die Ärztekammer sollte sogar gegen jene einschreiten, die nicht geneigt sind, sie auf den Verkehr mit Reportern auszudehnen!

Nimmt dieser überhand, so besteht die Gefahr, daß die ärztliche Diskretion zu einer sozialen Kalamität erwächst. Durch die Aufhebung der Schweigepflicht könnte der Gesunde vor dem Kranken geschützt werden, die Ruhmredigkeit der Diskretion gibt auch den Kranken preis. Ob die Medizin sich dazu hergeben soll, das Glück einer bürgerlichen Ehe, die durch Einheirat des Trippers zustande kommt, zu erhalten, ist wenigstens eine prinzipielle Frage. Aber die Vergiftung der Humanität durch die Reklame, die Verwendung ethischer Ideale für einen unethischen Betrieb, das Geschwätz über Diskretion sind erledigte Standpunkte. In Berlin sind die angetrauten Männer der Wissenschaft jüngst überführt worden, daß sie, um der viel strapazierten Dame Kunden zu verschaffen, Zutreiber in ihrem Dienst hielten. Bei uns gehen sie selbst auf die Gasse und scheuen sich nicht, zwischen Lokalreportern und Feuilletonisten ihre Ware anzubieten. Wer besser kurieren kann, das soll sich in freier Konkurrenz erweisen, und wer besser schweigen kann, der beweist es durch die lautere Stimme. Eine Kupplerin, die einmal gefragt wurde, ob sie auch

diskret sei, rief entrüstet: »Ich? Glauben Sie, daß ich sonst eine so noble Kundschaft hätte? Erst gestern war der Graf Matsch von Rückenmark bei mir! Wissen Sie, der die Tochter vom alten Lustgewinn geheiratet hat! Morgen kommt er selbst. No, die war auch keine Jungfrau mehr. Das ist doch die, die die Geschichte im Sanatorium gehabt hat, fragen Sie den Herzfeld, meinen Cousin — lieber Herr, wenn unsereins nicht schweigen möchte —!«

Mai 1910

Philosophen

Ich preise mich im Besitz der Midasgabe, daß jede Stelle eines Journals, einer Zeitschrift, eines Verlegerprospekts, die nur mein Finger berührt, vorher Blech geworden ist. Ich könnte ein Literaturblatt mit geschlossenen Augen lesen. Ich revidiere diese ganze Schmach seit elf Jahren mit unausgeruhtem Hirn, das glücklich wäre, wenn keine neuen Mißeindrücke es zur Reaktion zwängen. Ich tippe nur so durch die Kolumnen, und ein ganzer Schwarm von Dummheit erfüllt mir das Zimmer, ein ganzer Schwaden von jener hundsgemeinen Intelligenz, die verderblicher ist als ein Kometenschweif, verpestet mir die Luft. Und aus dem letzten Eckchen eines Zeitungsblattes, das noch unter meiner Lektüre liegt, lugt mir, da ich sie durchfliege, schon die Judasfratze des Jahrhunderts hervor, immer dieselbe, ob es sich um den Journalisten oder den Mediziner, den Hausierer oder den Sozialpolitiker, den Spezereikommis oder den Ästheten handelt. Immer derselbe Stupor, vom Geschmack gekräuselt und mit Bildung gefettet. Im Frisiermantel der Zeit sind alle Dummköpfe gleich, aber wenn sie sich dann erheben und von ihrem Fach zu reden beginnen, ist der eine ein Philosoph und der andere ein Börsenagent. Ich habe diese unselige Fähigkeit, sie nicht unterscheiden zu können, und ich agnosziere das Urgesicht, ohne mich um die Entlarvung bemühen zu müssen. So wie ich auf der Straße einen Redner von hinten nach der Stimme feststelle, die ich einmal vor fünfundzwanzig Jahren gehört habe, oder beim Durchsuchen

jahrzehntealter Korrespondenzen aus Format oder Falte, Farbe oder Stempel eines umgelegten Briefkuverts den Absender errate. Das klingt wie Kammerjägerlatein. Aber wenn es nicht wahr wäre, so wäre auch die Aufnahme, Fixierung und Typisierung aller Eindrücke des öffentlichen Lebens, deren ich schuldig bin, eine unmögliche Leistung. Eigentlich ist sie es und was ihr not täte, wäre, daß einmal acht Tage lang die Gemeinheit der Welt, Fortschritt und Geselligkeit, ausspanne, damit wenigstens nichts Neues dazu komme, denn an dem Alten ist immer noch genug zu tun. Und da die Erfindung der Buchdruckerkunst und nicht der Komet den Weltuntergang herbeiführt, so müßte wenigstens ein Setzerstreik die ersehnte Pause bringen. Die Gesichter und Stimmen der Leute, die dann nach den Zeitungen riefen, gäben noch immer so viel fürchterliche Anregung, daß ich nicht müßig wäre, aber mir's wenigstens einteilen könnte. Jedes Ereignis, über das ich nichts lese, ist Ruhe, jedes Gebiet, das ich nicht betrete, Erholung. Je weniger ich weiß, desto besser errate ich. Ich habe nicht Soziologie studiert und weiß nicht, daß der Kapitalismus an allem schuld ist. Ich habe die christliche Entwicklung der jüdischen Dinge nicht studiert und weiß nicht, was gewesen ist. Aber ich lese in der Kleinen Chronik und weiß, was sein wird. Ich ergänze mir ein Zähnefletschen, eine Geste, einen Gesprächsfetzen, eine Notiz zu dem unvermeidlichen Pogrom der Juden auf die Ideale. Daß unsere Kultur den Einbruch des Platzagenten in das Geistesleben bedeutet, spüre ich an den kleinsten ihrer Äußerungen; und mir genügt die Ahnung, daß es Gebiete geben muß, in denen sich der Einbruch als Festzug abspielt.

Der Geist der Medizin ist leicht zu fassen und ihr Ruf als Kommiswissenschaft steht heute unbedingt fest. Die Juristerei erscheint mir als die Entschädigung von Gaunern, die nicht den Mut haben, es zu sein. Die Philosophie halte ich mir vom Leib, weil ich

das Gefühl habe, daß sich hier tagaus tagein das Schlimmste begibt, und weil ich zu gut informiert werden könnte. Denn hier scheint ein Rotwälsch eigens erfunden, um den Unwert jener, die sich dem Gewerbe ergeben, als Schleichgut in die Kultur zu schmuggeln. Man muß nur den Mut haben, dem Jargon zu mißtrauen und durch Zeit und Raum, durch das intelligible Ich und die immanente Gottheit, durch die religiöse Substanz und die Monadologie hindurchzulesen, so wird man auf einen betulichen Reporter stoßen, der, wenn er Zeit und Raum zur Verfügung hat, Feuilletons im Dutzend liefert. Er heißt Oskar Ewald und kassiert derzeit den Nachruhm Otto Weiningers ein. Er hat ein Werk von über 880 Seiten geschrieben. Der Himmel, der Kometen sendet, bewahre mich davor, daß ich sagen könnte, ich hätte dieses Werk gelesen. Ich kann sogar sagen, daß ich dieses Werk nicht gelesen habe. Aber ich kenne die Aufsätze, die derselbe Ewald in deutschen und österreichischen Revuen veröffentlicht hat. Und ich habe immer die kleinen Schriften eines Autors als Warnung empfunden, die großen zu lesen, woraus es sich erklären mag, daß ich über die Autoren so gut Bescheid weiß, ohne daß ich gezwungen war, meine Bildung über Gebühr zu vermehren. Wenn einer auf neun Seiten ein Schwätzer ist, so ist es gewiß keine Frivolität, zu zweifeln, ob er auf neunhundert ein Philosoph sein werde. Dagegen ist es sicher, daß in solchen Dimensionen auch die geringste Fähigkeit einen Schein erwirbt, dessen sie in engem Spielraum sofort verlustig geht. Herr Ewald wird jetzt in den Literaturblättern als Gigant beschrieben, aber ich habe noch keinen Leser seiner Aufsätze getroffen, der Appetit auf seine grundlegenden Werke gehabt hätte, und die Unmäßigen, die diese zuerst gelesen haben, sagen, es könne nicht derselbe Ewald sein. Und doch ist es derselbe, nur daß die Philosophie ein Kostüm ist, das man nicht alle Tage anzieht, und daß nur der auch anders kann, der

gar nichts kann. Ewalds großes Werk »Gründe und Abgründe«, dessen Untertitel »Präludien zu einer Philosophie des Lebens« lautet — die eigentliche Philosophie des Lebens steht noch aus und das Leben selbst nimmt sich Ewald von jenem Leben, das sich Weininger genommen hat —, sein großes Werk also wird jetzt von den Berufsflachköpfen im In- und Ausland in einer Tonart gepriesen, nicht als ob Weininger nie gelebt hätte, nein, als ob er an Ewald gestorben wäre. »Unsere Zeit täuscht uns auf allen Gebieten durch Überwuchern von Surrogaten«, beginnt einer in einem Berliner Blatt, und schon erwartet man, jetzt werde die Enthüllung kommen, daß die Gründe des Herrn Ewald seicht und seine Abgründe ungefährlich seien. Im Gegenteil, der Mann empfindet »das Dasein dieses Buches als eine Lebenssteigerung«. Ewald biete »aus dem Reichtum einer großangelegten, profunden Natur Bausteine zu einer Philosophie des Lebens«. Das ist wahr, aber es hätte der Vollständigkeit halber auch gesagt sein müssen, aus wessen Natur. Der Selbstmord Weiningers, den Herr Ewald überlebte, hat nicht nur »Geschlecht und Charakter« berühmt gemacht. Aber Herr Ewald hat, wie wir hören, nebst Nietzsche auch Weininger »innerlich verworfen«, und wie wir schon aus der Inhaltsangabe dieser Überwindung ersehen, Weininger mit Erkenntnissen, die von Nietzsche, und Nietzsche mit Erkenntnissen, die von Weininger stammen. Ewald »rührt an die tiefsten Mysterien«; aber da sie ihm nicht gehören, so hätte er sie nur besichtigen sollen, denn es wird ersucht, die ausgestellten Mysterien nicht zu berühren. Der Berliner Kritiker freilich ist anderer Ansicht. »Ich schließe mit der Konstatierung«, schreibt er, »hier endlich einmal sagen zu können, auf einen großen und erhabenen Geist gestoßen zu sein, der sicher dazu berufen ist, die Epoche Nietzsches zu überwinden usw.« Dieselben Töne hört man jetzt überall. Wo der Sitz der Korrespondenz ist, die diese falschen Nachrichten verbreitet,

weiß ich noch nicht; aber irgend ein Bureau ist in voller Tätigkeit, welches der Überzeugung zu sein scheint, daß sich der Ruhm eines Um- und Umwerters durch Reklamenotizen halten lasse. Überall dieselben Versicherungen: »Gedankengebäude . . . hinausragt . . . Tiefe des Weltgefühls . . .« Ewald »überragt Weininger an Reife und innerer Festigung«, meint die ‚Österreichische Rundschau‘, die allerdings nur von den Seekranken der Lloydschiffe gelesen wird, aber die Neue Freie Presse meint, Ewald habe »den Drang in sich gefühlt, dem einsamen Meister von Sils-Maria nach-, ja über ihn hinwegzufliegen«. Dieser Drang ist Herrn Ewald schon zuzutrauen. Sein Buch habe ich, wie gesagt, nicht gelesen, aber in den Aphorismen, die sein Buch enthält, habe ich gern geblättert und da gewahre ich leider den Drang, anstatt auch über meine Aphorismen hinwegzufliegen, an sie zu rühren und sie abzuplatten. Er gibt freilich jeder Sentenz einen Titel und schmückt auch jede Seite mit netten Zusammenfassungen wie: »Distanzen«, »Mysterien«, »Hölle und Himmel«, »Höhen und Tiefen«. Aber was nützt das? Es ergibt noch immer keine Höhen, keine Tiefen, nicht Himmel und Hölle und keine Mysterien. Höchstens Distanzen. Herr Ewald ist so sprachfern, daß er sich von der Leichtigkeit, ein tausendseitiges Buch zu schreiben, verführen ließ und vor der Schwierigkeit nicht zurückschrak, Aphorismen draufzugeben. Aber er wirds gewiß nicht wieder tun. Wer wird denn umständlich in einer Zeile ausdrücken, was man bequem in hundert Seiten sagen kann? »Der Stil ist nicht das Kleid, sondern die Seele des Künstlers«, schreibt Herr Ewald. Ich will nicht sagen, daß der Gedanke von mir ist, wie mancher andere, er ist von jedem Künstler, nur nicht von Herrn Ewald; denn der Satz, in dem er ihn sagt, ist schlecht wie alle andern Sätze. Aber wenn der Stil die Seele des Künstlers ist, so habe ich die Seele des Herrn Ewald in jenen populären Artikeln gefunden, mit denen er die deutschen Zeit-

schriften versorgt. Und wenn die Wissenschaft nach einem andern Wahrwort heute nur aus Werken besteht, die ein Jud vom andern abschreibt, so besorgt Herr Ewald diese Aufgabe in eigener Regie, indem er seine Dünnsauce immer von neuem verdünnt. Solche Schreiberei, die noch bedenklicher ist als der landläufige Feuilletonismus (weil dieser doch an allen Fächern schmarotzt und darum auch vom Laien bequem zu entlarven ist, während jene sich das Air spezieller Wissenschaftlichkeit gibt), ist hinlänglich charakterisiert durch einen Satz, mit dem Herr Ewald in dem Artikel »Das Weib in Kunst und Weltanschauung« sichtlich zum Schlusse eilt. Nachdem er die ganze Seichtheit eines tiefen Problems ausgeschöpft hat, schreibt er wörtlich: »Wir können zum Abschluß dies Verhältnis von einer noch tieferen Seite her beleuchten.« Nu, ist der Stil nicht die Seele des Künstlers? Natürlich hat Herr Ewald mit sämtlichen Meinungen, die er jetzt in den alten, neuen und noch nicht gegründeten deutschen Revuen vertritt, vollständig recht. Er vertritt die Meinungen so sehr, daß man sie wirklich nicht mehr über die eigenen Füße bringt. Er ist ein gutes Exempel für die Wertlosigkeit der richtigen Meinung. Er läßt es sich etwa nicht nehmen, das Genie gegen die Psychiatrie zu schützen. Wo er recht hat, hat er recht. Aber als ichs gelesen hatte, schwor ich mir zu, von jetzt an die Psychiatrie gegen das Genie zu schützen. So ganz und gar vertreten schien mir die richtige Meinung zu sein. Man wird bald wirklich nichts mehr erleben können, ohne daß einem dabei geholfen wird. Wenn nur diese Echos sich einmal verfrühen, einmal nur sich zuerst bemühen möchten, man könnte wieder Freude an seinem Ruf bekommen. Aber so laufe ich nächstens aus der Gegend! »Zu einem solchen Phänomen muß man Stellung nehmen«, schreibt Herr Ewald über die Pathologisierung des Genies, »und zwar in möglichst unparteiischer Art, alle Argumente sorgsam abwägend.« Tue er. Aber

wenn er Stellung nimmt, lege ich mich nieder. »Von diesem höheren Gesichtspunkte ist es mithin begreiflich, daß wir heute, auch in unserm Verhältnis großen Geistern gegenüber, die subjektive Seite stärker hervortreten lassen, dem Persönlichen, dem Menschlichen, Allzumenschlichen, unsre Aufmerksamkeit schenken«, schreibt Herr Ewald. Er ist, wie man sieht, ein Eigener. Er fühlt den Drang in sich, über Nietzsche hinweg-, und es ist ihm sogar gelungen, dem Marco Brociner nachzufliegen. Herr Ewald hat die Psychiater aufs Korn genommen, er ist wahrscheinlich ein Satiriker. Mit bitterer Ironie bemerkt er: »Wie schade, daß sie (die Genies) nicht gesund und normal waren! Sie würden wahrscheinlich geheiratet haben und wären gute Familienväter und brauchbare Mitglieder der menschlichen Gesellschaft geworden. Aber ich will der Verlockung nicht nachgehen und an Stelle des verdienten Spottes, zu dem eine solche Betrachtungsart herausfordert, objektive Kritik treten lassen«. Wie schade, daß er der Verlockung nicht nachgegangen ist! Es hätte sich gezeigt, was schwerer ist, nachzugehen oder Stellung zu nehmen. Aber so schreibt Ewald, wenn man ihn der Verpflichtung enthebt, zu Zeit und Raum Stellung zu nehmen. Schreiben die andern anders? Und muß ich ihre philosophischen Werke lesen, um zu wissen, wie sie schreiben? Muß ich ihre Bandwürmer untersuchen, um zu wissen, was in ihnen steckt? Der Privatdozent Ewald sagt, der Stil sei die Seele des Künstlers, und erspart mir wirklich durch ein paar Zeilen die Beachtung seiner grundlegenden Werke. So praktisch sind die Philosophen, so kürzen sie das Leben ab. Der Professor Vaihinger zum Beispiel, der Kant-Gelehrte, kommt mir mit einem Waschzettel unter die Augen, den er über Nietzsche geschrieben hat. Mir genügt es: »Nietzsche ist heute ein literarischer Machthaber ersten Ranges ... Nietzsches Schlagwörter tönen überall wieder, wie ‚Jenseits von Gut und Böse', ‚der Wille zur Macht', ‚die Vielzuvielen', die ‚Umwertung

aller Werte', ,der Übermensch' und manche andere ähnliche, schon geläufig gewordene Wendungen ... Der Gründe, welche den Erfolg Nietzsches erklären, gibt es verschiedene; der eine Grund wirkt mehr auf diesen, der andere mehr auf andere.« Und über Nietzsche als Stilkünstler: »Er handhabt die Sprache mit seltener Virtuosität ...«

Es ist praktisch. Es ist unpraktisch. Der Journalismus ist ein Übel, aber wir können ihm schließlich nicht wehren, weil wir nicht wüßten, was wir mit den Journalisten anfangen sollten, wenn es keine Zeitungen gäbe. Sie könnten höchstens, wenn sie ihr Sitzfleisch pflegen wollten, Philosophen werden. Aber die Philosophen, die den Ehrgeiz haben, auch mit der Hand zu arbeiten, sind eine überflüssige Plage. Alle Achtung vor ihrem Wissen, ihrem Fleiß und ihren sonstigen sozialen Tugenden, und mögen sie in Gottes Namen in den Hörsälen den zahlenden jungen Leuten erzählen, was sie wollen. Aber diese Gier nach Druckerschwärze ist des Teufels. Sie führt zu Verwechslungen. Man will einen Journalisten packen, und er sagt, er mache sich nichts draus, er sei ein Philosoph.

Plan einer Razzia auf Literarhistoriker

April 1911

Historiker sind Leute, die zu schlecht schreiben, um an einem Tagesblatt mitarbeiten zu können. Schreibt einer von ihnen so gut, daß er an einem Tagesblatt mitarbeiten kann, so entsteht eine Sensation in den Kreisen der Historiker und der Journalisten, indem sich zwar keiner über die minderentsprechenden Sitten beklagt, aber die Journalisten über den Fleiß und die Historiker über die äußere Form der schriftlichen Arbeiten staunen. Ein rechter Ausgleich zwischen Hand und Hintern ermöglicht so den »Kampf um die Vorherrschaft«. Dem Problem Friedjung, dem ins Archiv verschlagenen Leitartikler, verwandt ist das Problem Harden, der in den Leitartikel verschlagene Archivar, nur daß dort die Annäherung zweier geistigen Ebenen erreicht ist, während hier ein Abgrund klafft, den ein schwitzender Tourist emporklimmt, um auf die Höhe seiner Fläche zu gelangen. Wenn Journalisten Leute sind, die ihren Beruf verfehlt haben, so haben sie immerhin einen Beruf erreicht, den die Historiker verfehlt haben. Vollends jene unter diesen, die an der literarischen Entwicklung schmarotzen, führen ein unnützes und ärgerliches Dasein. Sollte ich irgendeinmal in den Zustand einer Narkose gelangen, die mich stumpf gegen die Eindrücke des Tages macht und taub vor den Motiven, mit denen ein Zeitungsblatt auf mich eindringt, ja die bloße Vorstellung eines solchen, so gebe ich das Versprechen, daß ich mich nur noch von den Reportern der Historie anregen lassen und die Seminare so gründ-

lich heimsuchen werde wie bis nun die Redaktionen. Traun, da werden Verwandtschaften zutage kommen, von denen man noch keine Ahnung gehabt hat, und es wird ein neues Erlebnis sein, mit germanistischer Lückenlosigkeit die verschiedenen Lesarten derselben Nullität darzustellen. Es wäre nicht unklug, wenn vor der Razzia auf Literaturprofessoren, die ich vorhabe, die Redaktionen rechtzeitig ihren Bedarf decken wollten; denn wenn ich erst einmal die Katheder-journalisten, die da in die Nachwelt hineinstinken, mit nassen Fetzen dorthin jage, wohin sie gehören, in den lokalen Teil, dann könnte ein solches Gedränge in den Redaktionen entstehen, daß der Tagesbetrieb gestört wäre, was beim Publikum, dem die Interessen der Ewigkeit ohnehin etwas fern liegen, einige Beunruhigung hervorrufen möchte. Bis dahin ergötze mich der Typus des literarhistorischen Schmocks, den die Tagespresse schon hat, von Fall zu Fall. Der, den sie noch nicht hat, kommt hinein, das verspreche ich ihm. Aus Fiakern werden Chauffeure, und war es noch voriges Jahr eine Drohung, dem roßbewußten Kutscher zuzurufen, er werde noch einmal ein Automobil lenken müssen, so habe ich es unlängst erlebt, daß mir ein Chauffeur, dem ich wegen Unbotmäßigkeit die Rückverwandlung in einen Fiaker androhte, die Worte zurief: »Dös wern Sö nöt derleben!« Es gibt Kantianer, denen ich es prophezeie, daß sie noch als Warenbörseberichterstatter enden werden, und es gibt Schillerbiographen, denen ein Varietéreferat dringend nötig wäre und nur die Gelegenheit, nicht die Fähigkeit dazu fehlt. Gelingt's einmal, werden sie gar nicht mehr zurück wollen. Literaturgeschichte ist die Unfähigkeit zum Journalismus, aber wenn der Mensch Glück und etwas Ausdauer hat, so kann er es auch in einem schweren Beruf zu etwas bringen.

* * *

Februar 1912

Auch mir blüht der unmittelbare, der praktische Erfolg. Den Journalisten deckt die Institution. Dort ist nur ein allgemeiner Ekel groß zu ziehen, freilich so groß, daß die übernächste Generation, wenns eine gibt, mit ihm zur Welt kommen wird. Das werde ich erreichen! Aber solange ich diese Schweine schlachte, wachsen sie nach. Da ist nicht mehr zu wollen. Den Journalisten deckt die Institution, schlage ich ihm das miserable Ich kaputt, flüchtet er in das sichere Wir, dort kann ihm nichts geschehn, und um den Betrieb zum Stillstand zu bringen, müßte ich schon eine Bande organisieren, die dem geistigen Wink mit der Tat gehorchte. Oft gelüstet's mich. Eine Osternummer zu verhindern, wäre mein Traum. Für ein Sonntagsliteraturblatt, das man mir lebend liefert, würde ich eine Woche lang hungern. Oft denke ich mir, noch ist es Zeit, in ein paar Stunden wird gedruckt, wer jetzt hinginge und ihnen in den Arm fiele — sie überlegten sich's vielleicht. Ich bin überzeugt, daß der ganze Schweinekoben durch einen rauhen Zuruf einzuschüchtern ist. Vor dem gedruckten Wort fürchten sie sich nicht, den Schwindel kennen sie — aber wer sie persönlich anriefe: Was fällt euch denn ein, ihr Steißgeburten der Empuse? Hand weg vom Geist, ihr Bankerte, erschaffen im Übersatz der Natur! Klöße aus Druckerschwärze! Ebenbilder eines Satans, der täglich zweimal das Abweichen hatte, was fällt euch ein? — wer so spräche, ich glaube, der hätte gewonnenes Spiel. Wer's nur aufschreibt, kann ihnen nicht schaden. Sie lachen über den Witz und stinken mehr. Es macht ihnen Reklame, es hilft ihnen zur Karriere. Sie stinken harmonisch mit der Zeit —: ich kann nur über die Generation hinaus wirken. Anders die Schapseln der Unsterblichkeit, die Literarhistoriker. Die sind noch Stück für Stück abzutöten. Hier läßt sich Schrecken

verbreiten. Hier kann man noch auf die Herren Eltern einwirken, die es sich zehnmal überlegen werden, ehe sie den Jungen das unsaubere Handwerk ergreifen lassen. Hier habe ich die nervenschmeichelnde Hoffnung auf den unmittelbaren, den praktischen Erfolg. Schließlich braucht unsereiner zu Zeiten auch so was. Ich nehme sie alle einzeln vor und bin meiner Sache sicher. Ich bin entschlossen, die Dezimierung der Literaturgeschichte erbarmungslos binnen kurzem zu vollziehen. Versteht sich, ich will nicht, daß die Professoren brotlos werden. Sie haben nur aufzuhören, vom Blut der Künstler zu leben. Wenn sie Diurnisten werden wollen, lege ich ihnen kein Hindernis in den Weg, und es ist mir nur erwünscht, wenn sie dann den Beruf verfehlen und Journalisten werden. In dieses Gebiet unendlicher Nichtigkeit peitsche ich sie mit Lust! Es macht mich ja so nervös, daß ich die ganze Gesellschaft nicht auf einem Misthaufen beisammen habe. Es zersplittert mich. Wenn alles, was sich heute irgendwie erfrecht, Hand an den Geist zu legen, Journalist geworden sein wird, dann wird mich die Welt weniger ermüden. Und dann gehe ich weiter. Dann bring' ich sie alle in die Neue Freie Presse. Es soll nur diese geben! Alle andern sind überflüssig, tun zum Weltbild nichts Neues oder verwirren es. Es soll nichts sein außer der Neuen Freien Presse. Dann werde ich am siebenten Tage ruhen können.

März 1914

Wenn die Lehrkanzel nicht besetzt ist

Zu den vielen Forderungen, die das öffentliche Leben bietet, gehört die, daß die Lehrkanzel Minors endlich besetzt oder vielmehr daß die Besetzung der Lehrkanzel Minors nicht länger hinausgeschoben werde. Man ist versucht zu glauben, daß es wirklich Interessenten für derlei gibt, man hört aufgeregte Zeitungsstimmen und wenn man wissen will, worin denn eigentlich die Gefahr einer ferneren Nichtbesetzung der Lehrkanzel Minors liege, so bekommt man die Antwort: »Zu Ende des laufenden Schuljahres wird sich das Ungeheuerliche ereignen —« ja was denn? »daß künftige Lehrer des Deutschen an den österreichischen Mittelschulen die Universität verlassen, ohne eine eingehende Vorlesung über Lessing oder Herder, Goethe oder Schiller gehört zu haben«. Mit einem einfachen Kusch kommt man in solchem Fall nicht mehr aus. Man müßte die gramvolle Entrüstung, die die Gefahr der verwahrlosten Germanisten mit der der ungeschulten Ärzte vergleicht und mit bitterer Ironie davon spricht, daß es sich ja »nur um die geistige Entwicklung einiger Schülergenerationen handelt«, schon mit einem Hinauswurf beantworten. Wie ich über die Schülergenerationen denke, die sich von der Lehrkanzel Minors aus geistig entwickeln lassen, ist ja bekannt; auch daß ich das Nichtbesetztsein solcher Örtlichkeiten für das weitaus kleinere Übel halte. Das ganze Geschrei, das die Bildung gegen das Unterrichtsministerium erhebt, wird aber von einem gewissen Hock instrumentiert, einem Zeitungsschreiber, der auch eine Dozentur betreibt und der jetzt sichtlich ungehalten ist, weil man einen Literaturprofessor aus Posen ihm vor die Nasen setzen will. Da es nun nichts auf Erden gibt, was für die Kultur belangloser wäre als die Frage, wer künftig in Wien über den

Unterschied zwischen Schiller und Goethe unmaßgebliche Behauptungen aufstellen soll, so wirkt die Verpflanzung dieses Zunftkrakeels in die Zeitungsspalten als eine der schwersten Belästigungen, die der Öffentlichkeit je angesonnen wurden. Um das Problem dem Publikum schmackhaft und die Behörde in der gesunden Verachtung, die sie für die Literaturgeschichte zu haben scheint, irre zu machen, wird die Aufgabe des Mannes, mit dem die Lehrkanzel besetzt werden soll, in jenen Dunstkreis von liberalen Phrasen gestellt, die eine Zwecklosigkeit durch unvorstellbare Mittel beglaubigen. »Denn der Vertreter der neueren deutschen Literaturgeschichte an der Wiener Universität«, heißt es, »hat nicht nur Pflichten als Lehrer zu erfüllen«, beileibe nicht, und nun wird der Schabernack, den er sonst noch auszuführen hat, wie folgt beschrieben: »Er spielt auch eine wichtige Rolle im geistigen Leben der Residenzstadt«. Was hat er da also zu tun, wenn ihm nicht die Überzeugung, daß das geistige Leben der Residenzstadt keine wichtige Rolle spielt, die Lebensfreude genommen hat? »Er ist in unzähligen Fällen der freiwillig anerkannte Führer der Schriftsteller dieser Stadt und dieses Reiches.« Gut, ich bin ein Sonderling, der zeitlebens nie einen Germanisten als seinen Führer anerkannt hat. Aber wie führt er die andern? »Ihm fällt gleichsam als Krongut die Würde und die Verantwortung des Preisrichters in unseren vornehmsten literarischen Stiftungen zu.« Das haben wir schon oft gemerkt, und wenn er, anstatt sich des Krongutes zu bemächtigen, in derselben Zeit lieber kegelschieben gegangen wäre, mancher Verdruß wäre uns erspart geblieben, allerdings nicht die Befürchtung, daß er auch beim Kegelschieben noch einen Idioten kennen gelernt hätte, dem er schließlich den Bauernfeldpreis zuschanzen würde, so daß wir am Ende doch die Überzeugung gewonnen hätten, daß der Kegelbub ein besserer Preisrichter sei und jedenfalls viel mehr von der Literatur verstehe als der Literaturprofessor. Der Liberalismus verlangt deshalb, daß für diese Stelle wie für jede Stelle der Beste gerade gut genug sei. Das ist bescheiden, mir ist auch der Beste noch nicht gut genug, denn ich halte sie alle für völlig wertlose Wichte, die sehend, daß sie nichts wissen können, aber ohne daß es ihnen das Herz verbrennt, für eine nichtsnutzige Tätigkeit dem Staat das

Geld herausreißen. Der Liberalismus meint, die »Persönlichkeit« des Literaturprofessors — wirklich und wahrhaftig, seine Persönlichkeit — müsse »etwas Ragendes und Bezwingendes haben«. Nun, das alles ist ja recht schön und gut, aber man wird zugeben, daß der Literaturprofessor, selbst wenn er diese Forderungen erfüllt, nur Liebhaberwert hat. Wir möchten gern wissen, was er außer dem Eindruck, den er auf seinen Raseur macht, und außer der Verleihung des Bauernfeldpreises an Herrn Trebitsch noch für eine Mission hat. Wir möchten gern etwas Sachliches hören. Also hören wir: »Wenn Dichtung und Wissenschaft die unzerreißbaren Bande sind, die uns Deutschösterreicher mit den Volksgenossen im Reiche verknüpfen, so fällt dem Manne, der die Wissenschaft von der deutschen Dichtung an der wichtigsten Universität Deutsch-Österreichs vertritt, die Aufgabe zu, an der Festigung dieser Verbindung in erster Reihe mitzuwirken«. Das läßt sich hören, darunter kann ich mir etwas vorstellen. Ich bin überzeugt, daß der vorsichtige Kommerzienrat, ehe er sich mit dem Kommerzialrat in eine Verbindung einläßt, durch eine Auskunftei feststellen wird, wer jetzt an der Wiener Universität das literarhistorische Kolleg inne hat und unter Umständen achselzuckend sagen wird: »Nee, nich zu machen, der Mann, den Sie jetzt dort für Literatur haben, flößt uns kein Vertrauen ein. Wärn Se unter Minor gekommen!« Er würde sich mit Meyer zufrieden geben. Er kann sich auf die Wiener Presse berufen, die flau gemacht hat. Zwar, das literarische Leben in Wien, meint sie, werde »weiter blühen«, auch wenn es an dem offiziellen Vertreter der neueren deutschen Literaturgeschichte »keinen Führer und keinen Schirmer hat«. Aber die Universität werde es büßen, und an ihrem »Wohl und Wehe« sei die ganze Bevölkerung unserer Stadt interessiert, »von den Arbeiterscharen, die am 1. Mai im Vorbeiziehen an dem Universitätsgebäude ihr ‚Hoch!' rufen, bis zu der Elite der Wiener Gesellschaft, die sich an den Festtagen der Alma mater in der hohen Aula versammelt«. Die Alma mater kenne ich vom Vorbeigehen; aber wer ist die hohe Aula? Die muß sehr hoch sein. Die Hochrufe der Vorbeiziehenden und die Toilettenschau der Anwesenden — zwischen diesen Sensationen hat das Interesse Wiens an der Wissenschaft einen hinreichenden

Spielraum. Und welcher Umstand hat dieses Interesse Wiens speziell jener Lehrkanzel zugeführt, die noch immer nicht besetzt ist? Was macht gerade den Literaturprofessor so beliebt? »Aus seinem Hörsaal, aus seinem Seminar entspringen die Quellen, die noch nach tausendfältiger Verästelung den Durst unserer Mittelschüler löschen.« Hier tritt bereits Delirium ein. Und hier muß wieder einmal die im eigenen Nebel torkelnde Bildung mit der Beruhigung ernüchtert werden, daß das wahre Studium bis zur Matura reicht und an den Brüsten der Alma mater aufhört. Daß es nur durch die Charaktermassage des Gymnasialunterrichts besorgt und durch die Wissenschaft vernachlässigt wird. Daß der ödeste Formelkram des Mittelschullebens besser zum Leben hilft als der Geist der Hochschulfreiheit zur Freiheit. Daß Mathematik wichtiger für die Literatur ist als Literaturgeschichte. Daß man Deutsch durch Latein besser lernt als durch Deutsch. Und daß es ganz egal ist, welchen Literaturprofessor die Deutschlehrer der Mittelschulen gehört haben. Und daß die Frage, ob eine so anrüchige Kanzel frei oder besetzt ist, zwar die wartenden Herren beschäftigen mag, aber daß es die unbeteiligte Öffentlichkeit keineswegs dringend hat, und daß sie sich durchaus nicht dafür interessiert, wer dort sitzt, steht oder hockt.

Druck und Nachdruck

Dezember 1909

Nachdruck nur ohne Quellenangabe gestattet!

Im Vertrauen darauf, daß die zeitgenössische Publizistik ohnehin nicht mehr den Mut, die Fackel zu zitieren, und nur noch die Lust, sie zu bestehlen, aufbringen werde, habe ich kürzlich bei der Neuanordnung des Titelblattes auf das Nachdrucksverbot verzichtet. Auf dem Umschlag des vorliegenden Heftes ist es wieder zu lesen. Denn jetzt erst sehe ich, wie notwendig es war. Ein Ausschnittbureau sendet mir nämlich einige Nachdrucke, durch die mir angezeigt wird, daß mein Eigentum nicht gestohlen, sondern verunreinigt ist. Endgiltig gebe man es auf, Respekt vor dem Gedanken zu verlangen, erkenne man, daß mehr als der Beifall für die Meinung auf dem heutigen Leserniveau nicht zu erreichen ist. Nun ist es ja nicht mehr unbekannt, daß ich gerade darauf und auf nichts lieber verzichte in einer durch und durch journalisierten Zeit, der der Geist zur Information dient und die taube Ohren hat für den Einklang von Inhalt und Form. Sie unterscheidet »schreiben können« von »recht haben«, versichert, »zwar nicht mit allem einverstanden zu sein, aber . . .«, und hat keine Ahnung von der geheimnisvollen Unmöglichkeit, das, worin ich »recht habe«, anders als eben so zu sagen, wie ich es sage, und darin, wie ich es sage, etwas anderes haben zu können, als Recht. Sie glaubt, es handle sich vorweg um den Inhalt und hinterher komme noch eine Forderung ästhetischer Sauberkeit. Wenn

ich ihr sagte, daß ich an drei Seiten eine Stunde und an einer Zeile drei Tage arbeite, diese sprachverlassene Zeit würde es unverständlich finden. Und wenn ich ihr verriete, daß ich um einer Konjunktion willen, die mir während des Druckes zu mißfallen beginnt, die halbe Auflage vernichten lasse, so würde sie sagen, dies sei närrisch, denn sie, auf die es doch ankomme, bemerke den Unterschied sowieso nicht, und ich solle Zeit und Geld an populärere Bestrebungen wenden.

Nun kann man freilich über religiöse Angelegenheiten nicht streiten, und die Zeit muß sich damit abfinden, daß einer, der sich als einen Todfeind des Ästhetentums gibt, das Geheimnis eines Doppelpunkts für wichtiger hält als die Probleme der Nationalökonomie. Wir können darüber nicht streiten, ob der Schöpfer oder der Nützer dem heiligen Geist näher steht; ob es auf den Umfang des Schöpferischen ankommt und ob nicht in der Wonne sprachlicher Zeugung aus dem Chaos eine Welt wird. Aber ich will zugeben, daß der Priester des eigenen Glaubens an den eigenen Gott es am schwersten hat, und es kann sein, daß ich unter allen Autoren, von denen sich der Leser bedienen läßt, der weitaus größte Betrüger bin: das Publikum dankt mir für Brot und ich sage hinterdrein, daß es Steine waren. Wenn ich jemand an meinen Schreibtisch ließe und ihm die Zumutungen zeigte, die mir die Post eines Tages bringt, er würde über die Zähigkeit staunen, die hier an einen Bäckerladen pocht und sich jahraus jahrein mit einer altbackenen Illusion zufrieden gibt. Kein Hund nähme mehr einen Bissen von mir, wenn er wüßte, wie unverdaulich er ist. Eine groteske Erscheinung dieser unbeirrbare Glaube an den Inhalt! Weil »Zyankali« drauf steht, fressen sie's und holen es noch aus der Tabaktrafik. Ich lechze nach dem Zeitpunkt, wo man mir auf die Inkongruenz zwischen mir und meinen Stoffen, mir und meinen Aktualitäten, mir und meiner Verbreitung kommen und mich

der Ehre überheben wird, zwischen Trabukkos, Staatslotterielosen, Revolverblättern und Ansichtskarten Aphorismen anzubieten. Bis dahin wirds noch manchmal heißen: Wo er recht hat, hat er recht. Ich falle der Entwicklung nicht in den Arm. Die Kenner, die solches Zögern von einer geschäftlichen Raison ableiten — aber wenn ich ihnen sage, daß ich einige Tausend Bogen um eines Wortes willen zerstören lasse, mit der Fabel kommen, daß ich mir's eben leisten könne —, sie sollen auch leben. Inzwischen, bis einmal die Geschichte der Fackel von reinerer Hand geschrieben wird, will ich wenigstens dafür sorgen, daß ihr geistiges Bild nicht entstellt werde.

Es geschieht durch ein niederträchtiges System des Nachdrucks, dem ich hiermit den Riegel vorschiebe. Ich habe nichts dagegen, daß man Publikationen, die ich heute unpubliziert wünschte, mit dem richtigen Datum zitiert. Auch was ich verwerfe, gehört zu mir, und ich bin nicht imstande, irgend etwas zu bereuen, was mir heute als Sünde erscheint. Was aus den ersten Jahren der Fackel aufhebenswert ist, kommt in meine Bücher; trotzdem räume ich jedem das Recht ein, mir Irrtümer, Fehler, Widersprüche, so sehr er Lust hat, vorzuhalten. Aber ich gestatte keinem, eine Äußerung von heute in wohlwollendster Absicht zu zitieren, wenn er sich nicht verpflichtet, an die Kontrolle des Nachdrucks wenigstens den hundertsten Teil der Sorgfalt zu wenden, die ich an die Kontrolle des Drucks gewendet habe. Diese Mahnung geht alle an, die mir eine ihnen bequeme Meinung abknöpfen wollen und den Nachdruck mit jener Einleitung versehen, die mich sofort zur entgegengesetzten Meinung hinreißen könnte: »Mit Recht bemerkt der bekannte Herausgeber der ‚Fackel'«. Wenn der Unfug schon geduldet werden soll, so müßte wenigstens der Text, der selbst nach solcher Einleitung seinen künstlerischen Ursprung behaupten könnte, unverändert dastehen. Sie nehmen

aber, was ihnen paßt, und markieren die Auslassungen nicht einmal durch Punktreihen. Welchem organischen Ganzen der Teil entrissen war, ist dann nicht mehr zu erkennen. Daß man durch Streichung eine Plattheit in einen Gedanken, aber auch einen Gedanken in eine Plattheit verwandeln kann, verstehen diese sprachverlassenen Meinungssucher nicht. Und sie unterlassen ein Übriges: sie sehen auch nicht nach, wie der Setzer ihr Flickwerk zugerichtet hat. In einer deutschen Monatsschrift, die von einer Dame redigiert wird, ist jeder Satz, mit dem ich angeblich recht habe, verstümmelt oder in sein Gegenteil verkehrt. Daß durch Weglassung der Anführungszeichen in einer Stelle, die noch ein zweitesmal vorkommt, statt einer Wirkung nur eine Wiederholung bewirkt wurde, dafür muß ein Setzer kein Verständnis haben. Aber ein Redakteur, der's auch nicht hat, kennt nicht einmal die Pflicht, dort eine mechanische Kontrolle zu üben, wo ein Anderer gedacht hat. Die Dreistigkeit eines Versuchs, mich zu redigieren, würde ich nicht unverzeihlicher finden als die grundsätzliche Nichtachtung vor geistiger Arbeit, die in der sorglosen Preisgabe an die Gefahren des Druckes gelegen ist. Ich halte die eigene Maschine auf und zwinge sie, meinen Launen zu dienen, und nach Tagen und Nächten solchen in den Schlaf fortgesetzten Kampfes, solchen auch am fertigen Werk noch wirkenden, nie beruhigten Zweifels, kommt ein anderer, der meine Meinung teilt, und opfert mich einer Maschine auf, die mir unerreichbar ist. Ich habe der Zeitschrift, die es mir angetan hat, eine Berichtigung geschickt. Aber ich habe nicht Lust, in den Druckereien Deutschlands und Österreichs die Arbeit zu verrichten, die mich in einer einzigen kaputt macht. Ein christlichsoziales Tagblatt, das seine Kerzelweiber mit Zitaten aus einer Fackel erfreuen zu müssen glaubt, hat meine Sprache in seine Sprache glatt übersetzt. Hier handelt es sich nicht um Verstöße gegen

Stil und satirische Absicht, die ein sorgloser Nachdruck mit sich bringt, sondern um Vorstöße gegen die Grammatik, die ich nicht so schmerzlich empfände, wenn sie nicht eigens für das Fassungsvermögen der Leserschaft berechnet zu sein schienen. Wollte ich den Nachdruck nachdrucken, man würde es nicht für möglich halten, daß ein so lesbares Manuskript, wie es die Seiten einer Zeitschrift ergeben, in einer Druckerei solchen Verheerungen ausgesetzt sein kann. Selbst die Volltrunkenheit des Setzers könnte sie nicht erklären. Bleibt nur die Annahme, daß in christlichsozialen Druckereien ein nüchterner Korrektor angestellt ist, der darüber zu wachen hat, daß nichts Deutsches durchrutscht. Aus der »Behörde, die jetzt den Fall übernommen hat und die durch Tradition und ein veraltetes Gesetz vor den Verlockungen der Reklame geschützt ist« werden »Behörden, die jetzt den Fall übernommen haben und die durch die Tradition und einem veralteten Gesetz vor den Verfolgungen der Reklame geschützt ist«. Eine Person, die »unweit dem Verdachtskreis« wirkt, ist jetzt eine, die »unweit des Verdachtskreises« wirkt. Hat sie »dem Hauptmann Mader ein zweites Opfer gesellt und in der entfachten Sensation die eigene Spur verwischt«? Nein, sie hat ihm »ein zweites Opfer gestellt, deren entfachte Sensation die eigene Spur verwischt hat«. »Es ist doch wahrscheinlicher, daß .... als daß ....« gilt nicht; sondern: »Es ist jedoch wahrscheinlich, daß .... als daß ....«. Ein »zurechtgelegtes Alibi«? Nein, ein »zusammengelegtes«. Gegen die Schuld Hofrichters sollte »die unwahrscheinliche Dummheit« sprechen, »mit seinem notorischen Handwerkszeug einen Giftmord zu verüben und zu hoffen, daß er dem Verdacht durch Harmlosigkeit begegnen könne«. Jetzt heißt es: »Gegen die Schuld H.'s spricht die unwahrscheinliche Dummheit, mit einem notorischen Handwerkszeug ist nicht Giftmord zu verüben und zu hoffen, daß er

den Verdacht . . begegnen könne«. Und an der Spitze die ärgste aller Entstellungen: »Die ‚Fackel' schreibt«.

Aber sie hat für dieses Pack zu schreiben aufgehört. Von jetzt an ist nur noch das Stehlen erlaubt. Da wird vielleicht auch etwas mehr Sorgfalt auf den Druck verwendet werden, und wenn nicht, so fällts nicht auf mich zurück. Deutschland ist das Land jener Dichter und Denker, die es nicht verhindern können, daß sie dreißig Jahre nach ihrem Tod von den Dummköpfen verhunzt werden. Aber bei Lebzeiten können sie sich wehren. Ein Berliner Sudelblatt, das sich erst kürzlich wegen Erpressung verantworten mußte, kompromittiert sich ganz unnötigerweise durch Zitierung der Fackel. Nur hin und wieder geniert es sich und stiehlt. Es müßte konsequenter sein. Einigen wir uns darauf: Nachdruck nur ohne Quellenangabe gestattet.

* * *

September 1911

Bitte um Diebstahl

Der Vorteil, den mein Text durch die Zitierung herbeiführen könnte, wird reichlich durch den Nachteil aufgewogen, den er durch die Verstümmelung erleidet. Aber nicht allein die Unmöglichkeit, sich gegen die Gefahren eines unbewachten Nachdrucks zu schützen, nicht die infame Sorglosigkeit, mit der die Redaktionen das Schicksal eines Zitats, auf das sie doch scheinbar Wert legen, den Druckereien überlassen, macht jetzt ein Verbot zur Notwehr. Vielmehr ist es der geistige Anteil der Redaktionen, was mich die empfangene Ehre als Beleidigung empfinden läßt. An einem Auszug, den die Rheinisch-Westphälische Zeitung aus »Heine und die Folgen« macht, offenbart sich wie an einem stilistischen Schulbeispiel — an einem

Beispiel, das in einer Stilschule zu entwickeln wäre — die linke Midashand des Journalismus, die jeden Gedanken, den sie berührt, in eine Meinung verwandelt. Dabei kommt die Meinung naturgemäß viel dürftiger heraus, als wenn der Leitartikler über dasselbe Thema schriebe, so daß der eigentliche journalistische Zweck verfehlt wird. Gedanken, die ein Journalist selbst buchstäblich und in tadellosem Druck übernimmt, sind entwertet. Man weiß, daß einem Gold in der Tasche fehlt, und soll das Blech, das der andere in der Hand hält, als sein Eigentum reklamieren. Auch wenn in dem genannten Fall die zitierten Stellen nicht willkürlich zusammengeschoben wären oder der Redakteur sich die Mühe genommen hätte, den gedanklichen Übergang durch Punkte anzudeuten — was er schamlos unterlassen hat —, wäre das Gesicht des Zitats nicht wiederzuerkennen. Ein Journalist oder ein Redner beschwert sich darüber, daß man ihm Stellen »aus dem Zusammenhang reißt«. Seine Meinung leidet, und da es um diese so sehr schade ist und der Mann möglicherweise sein Recht verliert, so hat er ein Recht sich zu beschweren. Er selbst hat aber keine Ahnung davon, was er am Stil verbrechen kann, wenn er die Meinung korrekt von ihm abzieht. Der Kunst kommt es nicht auf die Meinung an, sie schenkt sie dem Journalismus zu eigener Verwertung, und sie ist gerade dann in Gefahr, wenn er ihr recht gibt. Denn er reißt nicht »aus dem Zusammenhang«, sondern aus der Sphäre. Ein Aphorismus, den er zitiert, kann wertlos im Nachdruck sein: sein Wert ist im Buch, dem er entnommen wurde. Meine Glossen sind unverständlich ohne die Glossen, die früher erschienen sind. Die zwanzig Sätze vollends, die mir ein Redakteur aus »Heine und die Folgen« ausschneidet, leben nur in der Luft aller andern: so ausgesetzt haben sie keinen Atem. Was der Mann selber schreiben kann, ist unter allen

Umständen besser. Aus purer Faulheit ist er bescheiden. Solche Feinschmecker glauben Proben eines Organismus liefern zu können. Um zu zeigen, daß ein Weib schöne Augen hat, würden sie sie ihm ausschneiden. Um zu zeigen, daß mein Haus wohnlich ist, setzen sie meinen Plafond auf ihr Trottoir. Das geht nicht. Die Journalisten werden gebeten, die Quelle, die sie vergiften, nicht anzugeben.

Februar 1911

Bitte an Menschenfreunde

Ich bin alt und möchte mein Haus bestellen. Manches ist in Ordnung zu bringen. Ich bin vielen Leuten Erklärungen schuldig. Daß ich dies getan und jenes gelassen habe, genügte ihnen nicht. Sie wollten auch wissen, warum. Ich möchte ihnen, was sie zu fordern haben, zahlen, ehe ein unerledigter Posten meinem Andenken Schwierigkeiten macht. Es geht um das, was jene, die nicht einmal das haben, Ehre nennen. Meine Ehre also ist dort, wo ich sie nicht gern hinterlassen möchte: in den Händen der Leute. Es geht um eine Selbstverständlichkeit, für die ich nicht mehr pathetisch zu werden brauche, wenn sie mir genommen wird. Denn die Zeit ist vorüber, wo der Kampf gegen den Schmutz dem Kämpfer außer der Reinheit auch die Empfindlichkeit zur Pflicht machte. Wenn mich jetzt einer verdächtigt, schützt mich die Distanz. Jetzt schneide ich das Glas mit einem Diamanten: noch immer ist es nur Glas. Wie aber könnte Glas den Diamanten ritzen? Ein peinliches Geräusch, geistigen Dingen mit Verdächtigung der Motive beizukommen! Noch steigt mir das Blut zu Kopf, wenn einer behauptet, ich haßte nur, weil mir ein Butterbrot verweigert wurde: aber es ist nicht mehr wegen meiner Ehre, sondern schon wegen seiner Dummheit. Jetzt, da mir die Nacht über einem Wort vergeht, ist der Verdacht, daß der ganze Artikel aus Gewinnsucht geschrieben sei, wohl von der Hand zu weisen. Jetzt, da ich einem verlorenen Komma bis Leipzig nachlaufe, im Traum mir Feinde mache und die des

Tages mir zu Hirngespinsten forme, dürfte der Beweis, daß es aus Skandalsucht geschieht, kaum mehr zu erbringen sein. Aber der leibhaftige Wiener kann dem Unbegreiflichen nur standhalten, wenn er es zu motivieren sucht, und weil ihm nur seine eigenen Motive zur Hand sind, verleumdet er. Gegen mich steht eine Skepsis, die an sich selbst verzweifeln müßte, wenn sie glaubte. Es darf nicht sein, daß ich ein Ehrenmann bin; sonst müßten Stadtteile an dem Gefühl ihrer Ehrlosigkeit zugrundegehen. Sie sind ohnedies ständig in Lebensgefahr. Haß, der nur aus Blicken spricht, ist Leiden. Könnte man ihn zu einer Tat summieren, ich wäre längst tausend Tode gestorben; da ich lebe, fürchte ich, daß die City an Gallensteinen leidet. Was muß die in den zwölf Jahren gelitten haben! Stumm; und die Satiriker, die der Stimmung Ausdruck gaben, verschlechterten nur den Zustand. Was als Angriff begrüßt wurde, erledigte sich als die Hemmungslosigkeit eines scherzhaften Schwachkopfs, und meine Feinde begannen sich meiner Spötter zu schämen. Mit mir anbinden wollen, war ein Symptom der Minderwertigkeit; der Wert hat nichts gegen mich. Es ist eine kulturelle Sensation, daß die Wut, die seit Jahren täglich an Stammtischen und in Ämtern, auf Jour und Korso explodiert, ihren ebenbürtigen literarischen Ausdruck noch nicht gefunden hat. So leidet diese Gesellschaft mehr durch mich als ich durch sie, von jedem Gott verlassen, auch von dem, der es zu sagen gibt. Sie helfen sich, indem sie mich für ihresgleichen halten; für einen, der ich wäre, wenn ich wie ich denken und wie sie empfinden könnte. Sie bewahren sich, indem sie einander versichern, ich sei aus jenen Eigenschaften zusammengesetzt, die sie sich im Alphabet der Gefühle eben noch zusammensetzen können: aus Rachsucht und Undankbarkeit. Da sie aber auch noch die Feigheit verstehen, so sagen sie es nicht laut. Immer nur einer dem andern, nie einer für alle. Das spuckt mir

nun seit zwölf Jahren zwischen die Gedanken. Wenn ich fliegen möchte, halten sie sich an meine Achillesferse und unterstellen mir ihre Stofflichkeit. Was nützt es, daß sich meinen Weg entlang nachweisen ließe, wie ich immer nur Rache für persönliche Gefälligkeit nahm und undankbar war gegen öffentliche Gemeinheit! Die Welt der Beziehungen, in der ein Gruß stärker ist als ein Glaube und in der man sich des Feindes versichert, wenn man seine Hand erwischt, hält die Abkehr von ihrem System für Berechnung, und wenn sie den Herkules nicht geradezu verachtet, weil er sich und dreitausend Rindern das Leben schwer macht, so forscht sie nach seinen Motiven und fragt: Bitt Sie, was haben Sie gegen den Augias? Heute zwinge ich einen Schwätzer zu schriftlicher Abbitte, morgen wärmt seine leibliche Kaffeeschwester die Behauptung auf, man wisse schon, warum ich die Neue Freie Presse angreife. Hätten die Leute doch ein Gefühl dafür, daß hier längst nicht mehr die Lüge trifft, sondern nur die Dummheit! Daß selbst die Wahrheit nicht so beschämend für mich wäre wie für sie das Argument! Es ist tragisch, durch Kopfschmerzen an der Verteidigung seiner Ehre gehindert zu sein. Ich habe immer den Gegenbeweis, aber es wäre ein Beweis gegen mich, wenn ich den Ehrgeiz hätte, das Niveau zu halten, welches mir der Feind bestreitet. Es wäre blamabel, auf eine Darstellung zu verweisen, durch die ich schon vor zwölf Jahren Rechenschaft abgelegt habe. Und es wäre nutzlos; denn der Wasserkopf, den ich damals der Verleumdung abschlug, ist ihr nachgewachsen und wüchse ihr immer wieder. Wenn der Rationalismus Mythen bildet, ist ihm mit der Geschichtsschreibung nicht beizukommen. Es ist sicher, daß die Verleumder mit einem Antrag, wie ihn mir im Jahre 1898 die Neue Freie Presse gestellt hat, keine Fackel gegründet hätten. Darum muß es für sie feststehen, daß die Fackel gegründet wurde, weil ihr kein Antrag der Neuen Freien Presse vorausging. Aber selbst wenn

die Tatsache wahr wäre und der Konnex beweisbar, was bewiese er gegen die Lauterkeit der Konsequenz? Könnte nicht ein persönlicher Anstoß die Vertretung einer allgemeinen Notwendigkeit übernommen haben? Und wenn es selbst wahr wäre, daß ich vor fünfzehn Jahren irgendeinen Kalbeck »um Protektion gebeten« habe, den ich zehn Jahre später für eine Versündigung an Hugo Wolf zur Rechenschaft zog: wie sollte diese elende Wahrheit mein Bild entstellen? Rache wäre hier Ehrenpflicht. Undank ist Befreiung, wenn ich dem Übel verbunden war. Und nur der Eifer, das Gegenteil zu beweisen, eine Schande. Oder soll ich meine tiefe Nichtachtung des Herrn Maximilian Harden, die wahrlich nicht mehr von dieser Welt ist, gegen den Vorwurf schützen, sie sei entstanden, weil mir eine Notiz, um die ich ihn angebettelt hätte, versagt wurde? Könnte Schäbigkeit so produktiv wirken, man müßte sie die Kinder lehren. Sechs verweigerte Grüße, die ich mir zu Herzen genommen, und sechs Einladungen zum Nachtmahl, die ich vergessen habe, reichen aus, um den verjauchten Hirnen meiner Zeitgenossenschaft zwölf Jahre am Schreibtisch zu erklären. Weil ich aber in dieser Dauer gewacht habe, wenn sie schliefen, gedacht habe, wenn sie rülpsten, gearbeitet habe, wenn sie sich vergnügten, so will ich mir auch eine Erholung gönnen! Meine Nerven lechzen nach den tatsächlichen Feststellungen, die meinen Kopf nicht interessieren. Es ist eine Emotion, die wohltut, auch einmal in der Zeit den Ehrenpunkt zu beziehen. Ich treibe keinen Sport, ich besuche kein Theater — ich will ein Gesellschaftsspiel mit der Verleumdung spielen und wenn der Plumpsack umgeht, so tun, als wäre ich getroffen. Ich werde beleidigt sein, wenn man mich beleidigt. Ich werde das Grauen, mich mit einem Subjekt, das sich Reklame machen will, im Gerichtssaal koordinieren zu lassen, überwinden. Nur muß ich verlangen, daß sich das Subjekt auch endlich melde. Mit anonymen Briefen ist mir nicht gedient.

Sie sind so wenig zu fassen, wie signierte Zeitungsartikel, deren Urheber wohl wissen, daß ich nur gegen den klaren Vorwurf des Meuchelmords die Justiz geschworener Lohnfuhrwerksbesitzer anrufen möchte und selbst dann nicht sicher wäre, ob sie den Beleidiger, der entweder Familienvater ist oder dem ich das Geschäft gestört habe, verurteilen würden. Berichtigungen sind untunlich. Denn die Lüge lebt parasitär von der Wahrheit, bläht sich im Stolz, von ihr beachtet zu sein, und ich habe den Wert meiner Existenz einschätzen gelernt, als ich einmal ein Plakat sah, das eine Zeitung ausgab, welcher ein unbekannter Namensvetter eine Zuschrift geschickt hatte, und das den weithin sichtbaren Text trug: »Kraus berichtigt!« Es gibt keinen Schutz gegen Lüge, die mit Druckerschwärze umgeht; man behielte nur Recht, wenn man direkt ins Faß greifen und das Gesicht des Lügners beschmieren wollte. Der Beleidigung durch die Presse lasse ich, der die Presse wahrlich besser beleidigt, freien Lauf und jeder junge Schmock darf sich auch künftig an mir die Sporen verdienen. Was ich suche, ist die Beleidigung, die vor ein Bezirksgericht gebracht werden kann. Schließlich mag es ja meinen Feinden, denen es nur um die Wahrheit zu tun ist, gleichgiltig sein, ob man sie vor einem Juristen oder zwölf Kleingewerbetreibenden beweist. Aber wo ist der Mann, dem ich die Klage zustellen lassen könnte? Die Beleidigung surrt mir um die Ohren, nach jedem Heft und nach jeder Vorlesung melden sich Leute, die gehört haben, wie einer gesagt hat, er habe erfahren, daß einer gemeint hat, es lägen gegen mich die schwersten Bedenken vor oder es sei nicht alles Gold was glänzt oder Hochmut komme vor dem Fall oder der Simplicissimus habe mich gekauft, während mich die Neue Freie Presse nicht gekauft hat, und Herr Kalbeck habe einen Brief in Händen und es sei erweislich wahr, daß Herr Harden mich zurückstieß, und aller Laster Anfang sei schwer. Was es aussagt, habe ich; aber das Subjekt fehlt mir

in der Syntax der Verleumdung. Ich habe den Vorschlag gemacht, daß ein Löwenmaul errichtet werde, worin die Feigheit alle Beschwerden über mich hinterlegen könne. Man ließ es bei dem Maul bewenden; bei jener anonymen Post, die nicht einmal immer den Adressaten erreicht. So rächt sich der Haß bloß an meinen Nerven, und täte sich doch erst genug, wenn er einmal zu einer Feststellung helfen wollte. Wäre der Halbschlaf nicht der Zustand, den ich mir für das Hindernisrennen des Tages vorbehalte, wahrlich ich könnte es nicht bestehen. Aber die Flüsterstimmen werden zudringlicher. Sie wollen mich in der Arbeit stören und schaffen sich Gehör bei Leuten, die ohne bösen Willen sich mit der Erwägung begnügen, wenn so viel gesagt werde, müsse »etwas dran« sein. Daß einer sich so lange überheben konnte, ohne durch stärkere Waffen, als Gerüchte sind, gebändigt zu werden, ist ihnen kein Einwand. Aber den Haß sollte die Aufgabe reizen, und wenn je eine, so diese ihm Mut machen, den Klatsch zu lassen und mit der Sprache herauszurücken. Auf die Satiriker ist kein Verlaß. Erstens können sie nicht schreiben, zweitens können sie nur dann schreiben, wenn sie mich abschreiben, und drittens können sie, wenn man gerade auf einen Angriff gefaßt ist, auch Liebesbriefe schreiben. Ich brauche ernste, gediegene Charaktere, die »etwas auf mir wissen«. Ich gebe zu bedenken, welches Verdienst es wäre, endlich zu enthüllen, daß ich eigentlich gar nicht der bin, sondern ein anderer, und daß ich die silbernen Löffel, mit denen ich die Weisheit gegessen, vorher gestohlen habe. Sollten wirklich Mächte wie die Neue Freie Presse, Herr Kalbeck oder Herr Harden dem Genuß, mich totzuschweigen, die Pflicht nachsetzen, mich zu entlarven? Könnten sie nicht der Vornehmheit wenigstens so viel vergeben, daß sie einem von den tausend Schmierfinken, die ihrem Wink gehorchen, das ihnen erschlossene Material liefern? Ich fordere Herrn Harden mit der Waffe seines Stabreims heraus: er räche zehntausend, denen

das Würgen der Wut die Wange gewelkt hat! Stumme Blicke der Verzweiflung genügen mir nicht mehr. Ich bin das Schicksal, das sich der leidenden Kreatur erbarmt und sie zum Aufstand stachelt. Man versäume die Okkasion nicht. Man rede. Sollte sich aber — und den Fall müssen wir bedenken — zufällig ergeben, daß aus der leidenden Kreatur kein Ton herauszubringen ist, dann würde ich mich nicht scheuen, ihre Leiden zu vermehren! Ich würde alle Furien der Verdammnis zu Hilfe rufen, um zu rächen, was sie an mir verbrochen hat, um mein Dasein von ihrem Dabeisein zu sondern und um mir die Luftlinie zu den Idealen freizulegen. Ich würde der Banalität, die im Vollbesitz der bürgerlichen Rechte heute wagen darf, sich am Recht des Geistes zu vergreifen, einen solchen Schreck einjagen, daß sie sich in die Leibeigenschaft, ins Mittelalter, ins Ghetto zurückgeworfen wähnte und auf den Knien dankte für die Gnade, die die freie Meinungsäußerung gewährleistet und die man sich nicht verscherzen darf. Man muß die intelligente Mittelmäßigkeit, die vor Bildern grinst und Bücher über die Achsel liest, die sich durch Unglauben ihre Überlegenheit vor Gott und durch Frechheit ihre Sicherheit vor dem Künstler beweist, mit einem Ruck zu jenem Punkt hinreißen, wo die politischen Errungenschaften und die technischen Fortschritte wieder problematisch werden. Die Vorstellung, daß das allgemeine Wahlrecht in besonders berücksichtigenswerten Fällen entzogen und das Telephon strafweise abgenommen werden könnte, würde wie ein redaktionelles Erdbeben wirken. Der Geist, der den Wundern des Fortschritts Vorschub geleistet hat, könnte sie für Augenblicke so wieder verdunkeln, daß den glücklichen Besitzern angst und bange wird. Seine Hand langt selbst in die Gedankenfreiheit des Bürgers, greift unter das Bewußtsein der Bürgerin, und kann eine Generation heraufbringen, die die Kultur in Ruhe läßt und innerhalb ihres Horizonts ein bescheidenes, aber auskömmliches Dasein fristet.

Recht und Pflicht, mich totzuschweigen

März 1912

Bitte um Totschweigen

Es hat sich in die ohnedies empfindlichen Gehirne meiner Zeit-, Orts- und Berufsgenossen — wie gern wäre ich schon dieser dramatischen Einheit verlustig — ein Mißverständnis eingefressen. Darüber, daß ich mich über das Totgeschwiegenwerden beklage und gern das Echo jener Stimmen mache, die den Kordon des Schweigens durchbrechen. In Wahrheit tue ich nur so und die Wahrheit ist, daß ich nicht so tue. Man denkt nicht immer auf derselben Ebene, nie auf derselben, auf der der Leser denkt, und Konsequenz kann immer einen andern Sinn haben. Der Abdruck der Rezensionen, anfangs wohl einer literaturpolitischen Absicht, nie dem Vergnügen an oft völlig wertlosem Lob entsprungen, dient immer dem Zweck, das Milieu der Empfänglichkeit festzuhalten und künftigen Literarhistorikern die Arbeit und das Verdienst abzunehmen. Was aber die Klage über das Totgeschwiegenwerden und die Freude über die Entschädigung betrifft, so ist längst ein wohltätiger Wechsel eingetreten und es wird hoffentlich noch dahin kommen, daß die Klage über die Entschädigung in der Freude über das Totgeschwiegenwerden verstummt. Möchte es doch! Denn es kann schwer sein, über mich zu schweigen — über die Schwierigkeit, von mir zu sprechen, kommen die wenigsten hinweg. Wenn ich der Wiener Presse deutsche Urteile unter die Nase hielt, so geschah es

weiß Gott nicht, weil ich sagen wollte: So ist's mir recht. Oder: Dort geschieht mir Recht, hier Unrecht. Sondern, weil ich, die eigene Sache objektiv wie fremden Wert betrachtend, eine kulturell beträchtliche Unterlassung feststellen wollte. Wenn ich endlich — auf die Gefahr hin, an allgemeinem Gut mich zu versündigen — meinen persönlichen Geschmack zu Wort kommen lassen darf, so möchte ich eine inständige Bitte um weiteres Totschweigen vorbringen. Ich habe es getadelt, weil es eine Sünde ist, die zum Himmel stinkt. Ich strebe es an, weil es mir Erlösung bringt. Ich habe nie von mir gesprochen, wenn ich das Verhalten der Wiener Presse gegen mich angriff. Das hat sie nur nicht verstanden. Jetzt erst spreche ich von mir und für mich, da ich dieses Verhalten lobenswert finde und um geneigte Fortsetzung bitte. Denn was ich so im Laufe eines Monats zu hören bekomme, wenn die, deren Schweigen verdrießlich scheint, zu reden beginnen, gibt mir den Wunsch ein, ihnen das Maul zu halten. Ich kriege das Asthma, wenn sie mich nur zitieren: sie sollten es lieber ohne Angabe der Quelle tun als mit Weglassung des Atems. Keiner hat eine Ahnung, was aus einem Satz von mir werden kann, wenn er ihn in die Hand nimmt. Ich baue die Nacht lang an einem Gedanken und solche Ziegelschupfer der Meinung, der öffentlichen, zeigen dem Passanten, woraus er besteht. Ich habe annähernd ein Gefühl dafür, wie schwer es ist, mich zu zitieren; denn ich erleide siebenfachen Bedacht, ehe ich einen Satz aus dem Klima einer Glosse hole und zwischen Aphorismen leben lasse, und ich erlebe die Ahnungslosigkeit des Lesers, der nur die Gleichheit merken und den Weltenunterschied nicht spüren wird. Wie ist es nur möglich, daß man drei Seiten in einer Stunde schreibt und — wenns fertig ist — zu einer Zeile davon drei Tage braucht? Solange die Intelligenz diese Rechnung unlöslich findet, verzichte ich auf jedes Urteil über das Resultat. Wie es zustande-

gekommen ist, davon wissen ein paar. Die können mir in Briefen sagen, daß sie es wissen, ich bin ihnen dankbar, und sie brauchen sich nicht für mich in ein Mißverständnis zu wagen, das wie alle besseren Mißverständnisse nicht coram publico, sondern nur post publicum zu beheben ist. Alles Herausstreichen des Verständlichen aber ist wertlos. Der größte Kampf wiegt weniger als das kleinste Wort. Was in dreizehn Jahren getan ist, braucht seinen Lobsprecher nicht zu finden, solange, was in einer Nacht vorgeht, durch stummen Mund auf taube Ohren trifft. Ist wirklich ein Vollsinniger in der Nähe, der glauben könnte, mir wäre es irgendwann und irgendwo um eine Besprechung zu tun gewesen? Und ich hätte je eine gewollt, von einer auch nur vorher gewußt und einem Kritiker je für anderes gedankt als für den Mut oder die manuelle Mühe der Übersendung? Ich erkenne, daß es ein literarischer Skandal ist, wenn eine Besprechung über mich nicht erscheint. Das nehme ich so sachlich, wie ichs gegenüber einem andern Autor von meinem Maß persönlich nehmen würde. Aber ich bringe damit ein Opfer; denn ich muß sagen, daß mir die Besprechung maßlos lästig ist. Vom Enthusiasmus habe ich genug und den Blödsinn möchte ich nur genießen, wenn er einem andern gilt. Mir geht er durch Mark und Bein. Aus allerinnerster, tiefster und auf Wunsch eidlich zu erhärtender Überzeugung erkläre ich, daß mir persönlich, so groß die Infamie auch sein mag, das Verhalten der Wiener Tagespresse, dieses sich mit der Welt Verhalten, dieses Verhalten der Rede über mich eine Wohltat bedeutet. Ein diesem Heft beigelegter Verlagsprospekt behauptet, sie wolle mich in Schweigen ersticken. Das mag sein, aber es kitzelt so angenehm. Die größte Lust, die meine Haut kennt, ist hinterm Ohr rasiert zu werden; ich hatte nie dabei die üble Empfindung, daß es an den Hals geht, auch wenn man mir hundertmal versichert hätte, daß dem Friseur nicht zu trauen sei. Doch wenn er zu reden anfinge,

wär's um mich geschehen; ich würde mich langweilen. Was die Feuilletonisten hinter meinem Rücken mit mir treiben, ist wohl getan. Es gibt Schwarzseher, die mir mit der Vermutung aufwarten, es könne nicht immer so bleiben, eines Tages müßten sie, über kurz oder lang würden sie. Ich wünsche es nicht zu erleben. Die Vorstellung, daß sie eines Tages müßten oder würden, weil sie dürften; daß sie es über sich brächten oder daß es ihnen angeschafft würde; daß die Begeisterung der Wiener Redaktionen über jedes Heft der Fackel sogar in die Wiener Blätter dränge — hat bei Gott wenig Reiz für mich. Es gibt Ironiker (merkwürdiger Weise gibt es Ironiker über mir), die sagen werden: aha, er fürchtet für seine Unabhängigkeit. Aber das ist ja Unsinn. Ich bin meiner so sicher, daß keine Beachtung imstande ist, mir meine Verachtung abzukaufen. Ich wäre dann endlich für sie auf der Welt: aber was nützte es, da sie ja noch immer für mich auf der Welt wären? Sie hätten dann an einem »Fall« ihre Pflicht erfüllt und an der Sache noch immer, noch schlimmer, versäumt. Sie hätten sie aus den schlechtesten Motiven erfüllt. Sie hätten gesagt, ich sei etwas, um mich darüber zu täuschen, daß sie nichts sind. Das würde nicht nur nicht gelingen, sondern der Versuch wäre eine Vermehrung meiner Argumente gegen sie. Noch nie habe ich einen Schuft deshalb für ehrlich gehalten, weil er so unehrlich war, zu sagen, ich sei kein Schuft. Wenn sie mir einen Beweis geben wollen, genügt es nicht, mich leben zu lassen. Aufhören, selbst zu leben: das ist die Friedensbedingung, von der ich auch kein Jota abhandeln lasse. Primum non vivere, deinde wird sich finden. Eines Tages mögen sie — bei mir verändert sich nichts! Sie könnten einen letzten Bestechungsversuch machen, indem sie mir in Aussicht stellen, daß sich auch bei ihnen nichts verändert und daß ich keines Tages anerkannt würde. Aber selbst wenn sie meine Bitte um Totschweigen erfüllten, könnte ich mich ihnen nicht

erkenntlich zeigen. Ob sie mich loben oder nicht: da ich meiner privaten Behaglichkeit kein Opfer bringe und die Pflicht mich zwingt, sie für den Auswurf der Menschheit zu halten, so läßt sich leider nichts machen und alles bleibt zwischen uns beim Alten. Der Friseur schweige. Ich spreche weiter.

* * *

März 1912

Erlebnisse

Und man glaube mir, daß die Bitte um Totschweigen ihren Grund in Erlebnissen hat und daß die Erschütterung stark sein muß, welche den, der so gern von sich spricht, zu dem Wunsch treibt, daß es die andern wenigstens unterlassen mögen. Weiß man denn, wie ich lebe? Da irrt in zweistündigem Schlaf ein Komma durch den Weltraum und droht die Erde zu zerschellen: aber der Postbote pocht an die Tür und bringt den Ausschnitt aus der Allgemeinen Sportzeitung, die nicht für Pferde geschrieben ist, sondern nur für Pferdehändler und darum sich zur Erfassung künstlerischer Dinge nicht eignet. Und dennoch ist es die erste Zeitung, die über Pro domo et mundo geschrieben hat. »Eine prickelnde Lektüre«, sagt sie. Und über den »Provinzonkel« sagt sie gleich darauf: »Ein ungewöhnlich witziges Buch.« Dadurch, daß ich, was mir die Post bringt, in das Fach des Traumes zurückstecke und nach jedem Briefe mich für eine Stunde noch auf ein Postskriptum des Schlafes einlasse, kann mir nichts geschehen und ich erwache, als wäre nichts geschehen. Sonst wäre der Wunsch in mir zu stark, fortzueilen und einem, der mich prickelnd findet, jedes Barthaar einzeln auszurupfen. Ich überschlafe den Entschluß, und erinnere mich nachher nur dunkel, daß ich am Abend zuvor Sodawasser getrunken und dann unruhig geträumt habe... Dieses war die erste

Rezension. Einen Tag später wollte es der Himmel, daß mir eine Stimme aus Breslau zurief, das Buch sei »nachdenklich und amüsant zu lesen«. Und zum Schlusse krümmte sich ein zitierter Satz, den ich nicht wieder erkannte. Im Buch war er ein Flammenblitz. Neben meinem Bett aber lag eine Blindschleiche. »Dieses Aphorisma soll geistreich sein. Wir möchten es anders nennen«, rief Breslau. Aus Überzeugung stimme ich zu. Über Oderberg verändert sich manches. Aber selbst wenn ich eine Stufe ausbräche, um zu sagen, wie gut eine Treppe sei, wäre die Stufe kein Beweis und die Treppe in Gefahr. Ich konnte weiter schlafen, denn ich dachte in Frieden an einen Verleger, dem ich immer den Waschzettel hatte ausreden wollen und der gesagt hatte, er sei notwendig. So ist es; aber man muß ihn den Hunden vorbinden, daß sie ihn anbehalten und nicht mehr beißen können noch auch bellen. Ein Buch darf, wenns denn schon darauf ankommt, es ins Publikum zu bringen, überhaupt nur durch ein vorgeschriebenes Urteil empfohlen und bei Strafe der Entziehung weiterer Rezensionsexemplare muß der Redaktion verboten werden, sich einer selbständigen Ansicht zu bedienen. Die Rezensionsexemplare sollen vor der Lektüre verkauft werden. Ich bin ein Fanatiker des Waschzettels ... Dieses war die zweite Rezension. Aber das Ärgste war noch nicht geschehen. Oft hatte ich mir gedacht: was werde ich tun, wenn eines Tages eine Rezension erscheint, in der so nebenbei gesagt wird, »Pro domo et mundo« — das heiße auf deutsch »Für Haus und Welt«? Denn domus heißt ja Haus und mundus heißt doch Welt. Ich habe schon so viel Ungunst von der Welt erfahren, ich würde, glaubte ich, auch das hinnehmen, aber ich würde dann jenen Verleger bitten, nicht nur den Zeitschriften, die ich ihm ausdrücklich bezeichnet habe, sondern überhaupt allen besseren Journalen das Exemplar zu entziehen. Denn den Waschzettel drucken

doch nur die kleinen Provinzblätter, aber so ein Kerl, der in einer Hauptstadt wohnt, glaubt zu einer selbständigen Ansicht verpflichtet zu sein. Am dritten Tag also pochte der Postbote an die Tür und brachte mir die ‚Post', die in Berlin erscheint und national ist. Ei, da steht ja ein Feuilleton und darüber — »Für Haus und Welt«! Ich wünschte mich über Land und Meer. Die erste Zeile lautete:

Karl Kraus sagt die Sache natürlich lateinisch. »Pro domo et mundo« betitelt er eine Kurzgedankensammlung, die er im Verlag Albert Langen (München) in einem Bande von 178 Seiten (2,50 M.) erscheinen ließ.

Das kommt von dieser Fremdwörtersucht. Man sucht eine Erklärung:

— — Es scheint, als ob auch für Kraus etwas heilig wäre. Vor Stillreligiösem, vor irgendeiner Ordnung, die er nirgends vorfindet, scheint er Achtung zu haben. Und das gab ihm vielleicht den Titel des Werkes. Aber man kann das nur fühlen, nicht finden. tu.

Diese Trompete wird mich nicht mehr loslassen. Von Schlaf keine Rede mehr. Man kann das nur fühlen, nicht finden. Der Kerl zitiert meine Kurzgedanken zu 2,50 und erläutert sie stillreligiös. tu. Der Kerl ist ein Beiwagenredakteur. tu. Ich will nichts mehr hören.

* * *

April 1912

Das Recht, totzuschweigen

.... Große Kritiker sind selten. Ein solcher, unter den Deutschen vielleicht der größte, war Lessing ....

Ein solcher leidenschaftlicher Kritiker war Kürnberger ....

Der Satiriker ohne innere Leidenschaft ist undenkbar, wenn er äußerlich auch oft kalt und schroff erscheint. Es ist kein Zufall, daß der bedeutendste Satiriker der deutschen Gegenwart, Karl Kraus, uner-

müdlich für Kürnberger gekämpft hat. Schon das hat ihn den Wiener Zeitungsschreibern unangenehm gemacht. Sie werden nicht gern an Kürnberger erinnert, der die Dinge mit einem Ernst nahm, der einfach unbequem ist .... Lebte Kürnberger heute, so würde er das Schicksal des Karl Kraus erfahren. Man würde versuchen, ihn totzuschweigen. Und darin hat ja die Wiener Presse so mannigfache Übung! .... Immer wenn man sagen möchte: »er (Kürnberger) schießt übers Ziel«, muß man doch sich an der echten Entladung seines Zornes so sehr freuen, daß man gern die Ungerechtigkeit mit in Kauf nimmt. Auch Karl Kraus, der unter den Heutigen in der Kritik eine ganz einzige Stelle einnimmt, ist oft ungerecht. Aber auch seine Ungerechtigkeit kommt, wie bei jedem echten Satiriker, zuletzt aus dem Drang nach der Wahrheit. In der Übertreibung des Satirikers liegt eine Notwendigkeit. Mit der Übertreibung erreicht er nicht nur seinen sachlichen, sondern auch seinen künstlerischen Zweck. Die Übertreibungen des mittelmäßigen Kopfes wirken leer und schal, die Übertreibungen des schaffenden kritischen Genies geben ungeahnte Einsichten. Die Vergrößerungen und Verkleinerungen entfalten ihre größte Kraft in ihrer vergleichenden Zusammenstellung, wo sie denn oft wie Offenbarungen wirken. Aber große Kritiker und Satiriker im Stil Kürnbergers und Kraus' sind selten. Sie geben weder den Maßstab noch sind sie Muster. Sie sind einzelne und können nur aus sich heraus verstanden und beurteilt werden. Sie haben als zum wirklichen Adel gehörig Vorrechte, die man ihnen gar nicht zuzugestehen braucht. Sie nehmen sie sich. Sie nachzuahmen macht lächerlich, abgesehen davon, daß ihre Größe in ihrer Person so bodenständig ist, daß sie einfach nicht nachzuahmen sind.... Es ist aber gar nicht auszusagen, welchen Einfluß die Presse auf das Publikum hat und wie sie es, freilich wohl nicht auf die Dauer, zuwege bringt, das Mittelmäßige in die Höhe zu treiben und das Gute zu hemmen. Dagegen sind nur wenig Fälle bekannt, in denen die Presse im Gegensatz zur allgemeinen Strömung wirklich Bedeutendes gefördert hätte. Das zeigt sich zum Beispiel jetzt in dem Fall Kraus, der von fast der ganzen Presse Wiens totgeschwiegen wird, während er doch eine der wichtigsten Erscheinungen des deutschen Schrifttums der Gegenwart ist. Wohl gibt es gewiß eine Reihe von Wiener Tagesschriftstellern, die gern über ihn schreiben möchten, aber erstlich erlauben es ihnen die Herausgeber nicht und dann müssen sie ihre Kollegen fürchten, denen ja Kraus oft genug übel mitgespielt hat. Sie sind kleinlich genug, einen vielleicht scharfen Angriff nicht vergessen zu können und beweisen dadurch nur, daß Kraus recht gehabt hat.... Die Wiener Presse ist sehr empfindlich, sie verzeiht nie. Sie bewahrt als treuen Schatz den alttestamentarischen Haß und läßt bis ins zehnte Glied jedes Verbrechen an ihr fühlen. Aber wir Alten denken noch dreißig, vierzig Jahre zurück. Wir erinnern uns, wie die Presse sich gegen Richard Wagner, gegen Nietzsche gestellt hat. Gegen jenen mit giftigem Hohn, gegen diesen mit dem Totschweigeverfahren....

Engelbert Pernerstorfer.

Hierin steckt ein wohlgemeinter Irrtum; und es ist Zeit, daß in Ruhe darüber gesprochen werde. Die Rache der Presse an dem Werk jener, die durch ein Wort die Presse beleidigt haben, ist nicht zu verwechseln mit der organischen Antwort des Schweigens über einen, dessen Werk es ist, die Presse totzusprechen. Wie sollte sie denn anders tun? Ich muß endlich rückhaltlos zugeben, daß ich die stumme Quittung Wiens begreife und leichter ertrage als das redende Mißverständnis, das jetzt mit Lob oder Tadel aus deutschen Blättern auf mich eindringt. Man unterscheide zwischen Kritik und Berichterstattung. Totschweigen der Kritik ist das Schweigen der Toten. Es ist plausibel. Die Institution, der ich das Dasein nehme, kann nur schweigen. Der einzelne, der dem Gesetz der Trägheit und dem Gebot der Schwäche folgt, auch dort, wo kein Auftrag der Lumperei an ihn ergangen ist, steht außer der Verantwortung, und die Institution hat recht. Nur jene einzelnen, die von mir leben und schweigen, handeln schimpflich. Literaten, die es sich nicht versagen können, mir Abgelesenes zu verwenden oder so zu zitieren, daß man die Hemmung des Schamgefühls, den Konflikt und den Sieg der Feigheit spürt, und die sich auch in Berlin so benehmen, weil es ihnen in Wien schaden könnte, handeln schimpflich. Die es ihnen übelnehmen könnten, die Vertreter der Institution, handeln folgerichtig. Es wäre ungerecht, gerade bei der Wiener Presse den Selbsterhaltungstrieb im Kampf ums Dasein zu übersehen. Die Fähigkeit einer Spinne, die Gestalt einer Pflanze anzunehmen, hat die Natur der Presse nicht verliehen, und selbst wenn sie, um sich vor Verfolgung zu schützen, sich platt hinlegen könnte und so tun, als wäre sie anständig, so würde ihr diese Mimikry bei mir nichts nützen. Das weiß sie. Von ihren kulturellen Verpflichtungen hält sie selbst nicht viel und Fleißaufgaben mutet ihr niemand zu. Wie sie sich nun aber mit ihrer Berichterstatterpflicht

abfindet, ist eine Angelegenheit von niedrigem Interesse, die lediglich zwischen ihr und ihren Kunden spielt. Den Übelstand, daß sie diesen nicht mitteilt, wie's an meinen Leseabenden zugeht, habe nicht ich zu rügen. Was sie unterläßt, ist gleichgiltig neben dem, was sie tut. Und nicht einmal das Publikum kann ihr einen Vorwurf daraus machen, daß es durch sie nicht auf die Gelegenheiten, mich zu lesen oder lesen zu hören, aufmerksam gemacht wird. Jene, die die Gelegenheit suchen, wissen sie auch ohne die Presse zu finden. Das hat sich in einer Art gezeigt, die sie selbst als Faktor der Reklame problematisch macht. Es ist sogar gerichtsordnungsmäßig festgestellt. Die Tagespresse ist durch meine Leseabende an der Wurzel ihrer Daseinsberechtigung getroffen. Berichte sind überflüssig; aber die Notwendigkeit der Nachrichten war bis dahin nicht angezweifelt worden. Hier ist der Fall eingetreten, daß einer zwischen Oktober und Juni sieben Wiener Säle füllen kann, ohne daß irgendwo ein bezahltes oder unbezahltes »Morgen findet statt« zu lesen war. Mehr als das. Der Berichterstatter muß sehen, daß Autorabende, denen er seine volle Werbekraft leiht, schenkt oder verkauft, gemieden werden. Daß die Suggestion nachgelassen hat, ist wohl mein Verdienst. Mein geringeres, daß ich ihrer selbst nicht bedarf. Ich schreibe es einer Popularität zu, die nicht dem Wert gilt. Aber es kann nicht laut genug als journalistisches Debacle ausgerufen werden. Meine Vorlesungen gehören zu mir; zu mir gehört nicht der Andrang; aber zu mir gehört, daß er ohne die Presse zustande kam. Die Entbehrlichkeit journalistischer Hilfe in diesem Fall ist der wahre, der erste praktische Erfolg meines Wirkens gegen die Presse. Mögen jene Kunden, die kein Aviso mehr brauchen, aber am Morgen lesen wollen, was sie am Abend erlebt haben, sichs mit ihr ausmachen, was für den Bezugspreis geliefert werden muß und was unterschlagen werden darf.

Mich geht die Versäumnis an mir lange nicht so viel an als die Beachtung, die den Schwindlern und Dilettanten gewährt wird. Ich will, daß weniger, und nicht daß mehr geschrieben wird. Daß sich die Großpresse kritisch nicht mit mir abgibt, ist eine der letzten Annehmlichkeiten des Wiener Daseins. Das fehlte noch! Ich bin zufrieden und begreife. Aber außer mir sollten es auch andere gerechte Urteiler begreifen. Denn hier wird nicht ein Ganzes um einer Einzelheit willen, die einzelne betroffen hat, geächtet, sondern um eines Ganzen willen, das allen ans Leben geht. Dieses Ganze tritt, wenn es auch über die Negierung der Presse hinausgeht, doch als solche in Erscheinung, und wenn ich ein Gedicht an eine Sonnenfinsternis schriebe, so fühlte sich die Journalistik mit einigem Recht getroffen, und man könnte nicht verlangen, daß sie ihr Standesbewußtsein verwinden solle, um zu einer objektiven Würdigung des Gedichtes zu kommen. Ich habe nicht Musik oder Epen geschrieben und mit gelegentlichen Seitenhieben die Presse vor den Kopf gestoßen. Natürlich steckt auch in einer Oper wie in jedem Kunstwerk Preßverachtung. Aber sie ist nicht sein Stoff. Es schneidet nicht die Riemen aus der Haut derer, die es trifft. Das wäre doch viel verlangt, daß die Leute einen Maler würdigen sollten, der seine Landschaften auf ihre Rücken malt. Sehen sie sie denn? Ist es nicht genug, daß sie sie spüren? Ist nicht das stille Martyrium die würdigste Antwort? Niemand überblickt die Situation besser als ich. Was ich will — wenn man von dem, was ich tue, unmittelbar eine Tendenz abziehen kann — ist, daß die Presse aufhöre, zu sein. Das will ich schließlich in fast jeder Zeile. Wie soll nun die Presse dem Werk, das sich aus solchen Zeilen zusammensetzt, gerecht werden? Sie hat zwei Wege: entweder daß sie aufhört, zu sein, oder daß sie so tut, als ob ich aufgehört hätte zu sein. Ein drittes: Antworten, gibt es nicht. Es würde auf meine Existenz hinweisen und die

der Presse nicht verbessern. Ein viertes: Anerkennen, wäre faustdicke Heuchelei, die man der Presse in jedem, nur nicht in meinem Fall zutrauen kann. Was soll sie also tun? Zwei Wege sind möglich. Aufhören: das wäre schön, aber nicht einträglich. So bleibt nichts übrig als Totschweigen, was immer noch für sie die bequemste und für mich die angenehmste Art ist, in der sich die Presse mit mir auseinandersetzt.

Nach dem Erdbeben

Die Neue Freie Presse vom 18. November 1911 brachte das Folgende:

»Die Wirkungen des Bebens im Ostrauer Kohlenrevier.« Von Herrn Dr. Ing. Erich R. v. Winkler, Assistenten der Zentralversuchsanstalt der Ostrau-Karwiner Kohlenbergwerke, erhalten wir folgende Zuschrift:

Gestatten Sie, daß ich Ihre Aufmerksamkeit auf eine Beobachtung lenke, die ich, dank einem glücklichen Zufall, gestern abends zu machen in der Lage war und die durch Veröffentlichung in Ihrem hochangesehenen Blatte auch außerhalb unseres Vaterlandes hohe Beachtung aller technischen und speziell montanistischen Kreise finden dürfte.

Da ich gestern abends mit dem Nachtzuge nach Wien fahren mußte, so benützte ich die vorgerückte Stunde, um noch einige dringende Arbeiten in unserer Versuchsanstalt zu erledigen. Ich saß allein im Kompressorenraum, als — es war genau 10 Uhr 27 Minuten — der große 400 pferdekräftige Kompressor, der den Elektromotor für die Dampfüberhitzer speist, eine auffällige Varietät der Spannung aufzuweisen begann. Da diese Erscheinung oft mit seismischen Störungen zusammenhängt, so kuppelte ich sofort den Zentrifugalregulator aus und konnte neben zwei deutlich wahrnehmbaren Longitudinalstößen einen heftigen Ausschlag (0·4 Prozent) an der rechten Keilnut konstatieren. Nach zirka 55 Sekunden erfolgte ein weit heftigerer Stoß, der eine Verschiebung des Hochdruckzylinders an der Dynamomaschine bedingte, und zwar derart heftig, daß die Spannung im Transformator auf 4·7 Atmosphären zurückging, wodurch zwei Schaufeln der Parson-Turbine starke Deformationen aufwiesen und sofort durch Stellringe ausgewechselt werden mußten.

Da bei uns alle Wetterlutten im Receiver der Motoren zusammenlaufen, so hätte leicht ein unabsehbares Unglück entstehen können, weil auf den umliegenden Schächten die Förderpumpen ausgesetzt hätten.

Völlig unerklärlich ist jedoch die Erscheinung, daß mein im Laboratorium schlafender Grubenhund schon eine halbe Stunde vor Beginn des Bebens auffallende Zeichen größter Unruhe gab. Ich erlaube mir

bei dieser Gelegenheit anzuregen, ob es im Interesse der Sicherheit in Bergwerken nicht doch angezeigt wäre, die schon längst in Vergessenheit geratene Verordnung der königlichen Berginspektion Kattowitz vom Jahre 1891 wieder in Erinnerung zu bringen, die besagt, daß:

»... in Fällen von tektonischen Erdbeben die Auspuffleitungen aller Turbinen und Dynamos stets zur Gänze an die Wetterschächte derart anzuschließen sind, daß die explosiblen Grubengase selbst bei größtem Druck nicht auf die Höhe der Lampenkammer gelangen können.«

Mit der Veröffentlichung des Vorgesagten glaube ich einen kleinen Beitrag zu den nie rastenden Bemühungen unserer Bergbehörden zwecks Sicherung des Lebens der Bergarbeiter geleistet zu haben, und bitte Sie, hochverehrter Herr Redakteur, den Ausdruck meiner aufrichtigsten Hochschätzung entgegennehmen zu wollen.

Die ältesten Leute können sich nicht erinnern. Seit dem 22. Februar 1908 hat es keine Katastrophe gegeben, welche sich mit dieser vergleichen ließe, und die aus den hauptsächlich betroffenen Gegenden einlaufenden Nachrichten lassen es bereits heute als feststehend erscheinen, daß das Ereignis vom 18. November 1911 selbst jenes in den Schatten stellt, das damals die Ahnungslosen so schwer heimgesucht hat und dessen Folgen noch heute nicht vollständig verschmerzt sind. Erst allmählich vermag man die ganze Ausdehnung der Katastrophe zu überblicken. Der Jammer ist grenzenlos. Wo gestern noch Lebensfreude und Zuversicht herrschten, ist Trauer eingezogen. Herzzerreißende Szenen sollen sich in der Neuen Freien Presse, aber auch in den umliegenden Redaktionen abgespielt haben, und überall suchten sie sich zu vergewissern, ob nicht auch bei ihnen etwas geschehen sei. Da und dort verließen sie fluchtartig die Arbeitsräume, und bis vollständige Beruhigung eingetreten wäre, wurde beschlossen, im Freien zu redigieren, um vor dem Einlauf von Briefen geschützt zu sein. Freilich erlebte man auch bei dieser Gelegenheit wieder das so unsäglich traurige Schauspiel, daß die menschliche Natur, wenn sich einmal die Bande der Ordnung gelockert haben, zu anarchischen Gewalttaten neigt, die sich wider den Nächsten kehren;

die Bestie im Menschen erwachte, und überall sollen die gefangenen Nachtredakteure ausgebrochen sein. In Scharen ziehen besorgte Einleger vor die Redaktion, um ihre Erdbebenbeobachtungen zurückzuziehen. Um das Gebäude der Neuen Freien Presse ist ein Kordon gezogen, die Schätze der Bildung sind, soweit menschliche Voraussicht noch etwas zu sagen hat, in Sicherheit gebracht, und Patrouillen bewachen die vom Wüten der Elemente verschont gebliebenen Güter des Fortschritts. Aber was nützt das alles, da auf den Trümmern des Autoritätsglaubens, aus denen man soeben einen alten Abonnenten vom Beginn des Erscheinens hervorgezogen hat, die Leichenräuber des Witzes herumschleichen und die Gelegenheit benützen, um im Trüben zu fischen? Zur Verzweiflung gesellt sich der Verrat, der Redakteur mißtraut dem Redakteur und die seriösesten Zuschriften werden unterdrückt, weil man nicht wissen kann, während man früher immer alles gewußt hat. Deutschland wird Frankreich den Krieg erklären, und sie werden es nicht bringen, weil sie es nicht glauben; was immer von jetzt an geschehen mag, es könnte den Zweck haben, sie hineinzulegen, und in das Gefühl der Genugtuung bei den befreundeten Redaktionen mischt sich die bange Empfindung, daß das jedem von uns passieren kann. Ein schwacher Trost ist, daß der Appell an die Mildtätigkeit der Inserenten sowie einige Erpressungen nicht ohne Erfolg bleiben, und während die Fürstin Pauline Metternich auf der Unglücksstätte erschien, um sich an der Ausspeisung der Redakteure zu beteiligen, haben die Banken beschlossen, Subventionen zu bewilligen, weil sie sich sagen, daß der volkswirtschaftliche Teil der Neuen Freien Presse noch immer ernst zu nehmen ist. Trotzdem dürfte an den heute noch unabsehbaren Schaden kein Versuch, die Not der Ärmsten der Armen zu lindern, auch nur hinanreichen. Was man zunächst befürchtet, ist die Möglichkeit, daß die

explosiblen Grubengase neuerlich in die Lampenkammer eindringen könnten. Einer unserer Mitarbeiter, der Gelegenheit hatte, mit Professor Eduard Sueß zu sprechen, berichtet, daß der Gelehrte sich zwar zuversichtlich, aber skeptisch geäußert habe. Denn selbst die Geologen können heute nicht mehr umhin, zuzugeben, daß die Wissenschaft keinen hinreichenden Schutz gegen die Satire bietet.

Die Wissenschaft ist konsterniert. Sie fühlt, daß der Antigelehrte, der unter der Maske eines Dr. Ing. Erich Ritter von Winkler die Neue Freie Presse beriet, zwei Fliegen von einem Grubenhund hat schnappen lassen. Denn nicht allein der Journalismus, jene Offenbarungsmacht, die sich jeder Analphabet zulegen kann, wenn er zur Druckerschwärze greift, ist durch den Fall entblößt, sondern auch die Wissenschaft selbst. Nicht nur die Allwissenheit des Trottels hat den Kredit verloren, sondern auch die Spezialdummheit der Wissenschaft. Was hier ein Fachmann geschrieben hat und was die Fachleute noch mehr als die Journalisten beklagen müssen, ist nichts Gelinderes als die ad-absurdum-Führung des wissenschaftlichen Tonfalls. Mein schlichter Berdach hat bloß die Zeitung gefoppt, aber der Mann der Wissenschaft beide. Ein Ingenieur hatte seiner Tischgesellschaft proponiert, dem anmaßendsten Intelligenzblatt das Stärkste zuzumuten, was ein gegen den Wahn erbitterter Hohn bisher erfinden konnte, und hat die Wette gewonnen. Wer diesen Sieg nur für einen Ulk hält und das Hineinlegen vielbeschäftigter Redakteure, die ja auch nur Menschen seien, für eine billige Wirkung, ist ein Tropf. Ein solcher ist unfähig, das Weltbild, das der Satiriker gerade in den Belanglosigkeiten überrascht, zu erkennen, und reduziert es auf den unverantwortlichen Redakteur. Der Tropf, der nicht nur kein Weltbild hat, sondern es auch nicht sieht, wenn es ihm die Kunst entgegenbringt, muß von einer

satirischen Synthese so viel für sein Verständnis abziehen, daß ein Nichts übrig bleibt, denn dieses versteht er; er gelangt auf dem ihm gangbaren Wege der Vereinzelung bis zu den Anlässen, die der Satiriker hinter sich gelassen hat, und er identifiziert sich liebevoll mit dem Detail, gegen das sich nach seiner Meinung der Satiriker wendet. Der Tropf muß sich auch durch eine Satire getroffen fühlen, die ihm nicht gilt oder weitab von seiner Interessensphäre niedergeht. Ich weiß nicht, ob der Philister ein Vakuum im Weltenraume vorstellt oder ob er nur die Wand ist, die von dem Geist durch eine Torricellische Leere getrennt bleibt. Aber ob Minus oder Schranke, er muß gegen die Kunst prinzipiell feindselig reagieren. Denn sie gibt ihm ein Bewußtsein, ohne ihm ein Sein zu geben, und sie treibt ihn in die Verzweiflung eines cogito ergo non sum. Sie würde ihn zum Selbstmord treiben, wenn sie nicht die Grausamkeit hätte, ihn bei lebendigem Leibe zum Beweise seiner Nichtexistenz zu zwingen. Ob ein Bild gemalt oder ein Witz gemacht wird, der Philister führt einen Kampf ums Dasein, indem er die Augen schließt oder sich die Ohren zuhält. Der Witz kann durch die stoffliche Erheiterung für die tiefere Bedeutung entschädigen. Ist der Philister aber von der Partei derer, denen auch die stoffliche Beleidigung gilt, so wird er rabiat. Rufe und Briefe aus verschiedener Richtung beweisen mir, daß die Leistung des »Dr. Ing. Ritter v. Winkler« ein satirischer Meisterschuß war, der durch zwei Zentren des intellektuellen Wahns getroffen hat. Der Journalismus, den die meisten noch immer für einen Wahrsager, viele für einen Ausrufer, aber wenige für eine Schießbudenfigur halten, wackelt und klappert, und hinter ihm schnarrt die Wissenschaft, ins Herz getroffen, ihren Tonfall. Auch sie überhob sich über ihre praktische Nutzbarkeit. Was aber ist sie einem geistigen Bedürfnis wert, was gilt sie im Kosmos, wenn es gelingen mag,

ihre Termini so toll zusammenzukoppeln, daß mit dem Maß der Tollheit der Respekt des Bürgers wächst und das Interesse des dem Bürger dienstbaren Journalisten? Es versteht sich, daß es die Sachen, die hinter dieser Sprache stecken, samt und sonders gibt und daß sie nützlich sind. Aber auch die willkürliche Gruppierung dieser Begriffe deckt eine Welt, ja der Geist des Bürgers könnte in ihr noch atmen, wenn die Termini erfunden wären. Nicht der Laie ist der Wissenschaft hereingefallen, sondern beide beiden. Denn die Wissenschaft ist von Natur so gebaut, daß Überraschungen nicht ausgeschlossen sind, und ihr Kredit beruht auf Verwechslung. Indem sie den Journalismus hineingelegt hat, hat sie ihre Identität bewiesen und sich selbst dazugelegt. Hier kam der Tonfall dem Gehör entgegen. Der Wahn hatte die Wissenschaft erwartet, und er hatte guten Grund, sie zu erwarten, weil sie noch nie ein Bedenken getragen hat, mit Händlern und Hausierern jene schmutzige Herberge zu teilen, die sich Presse nennt. Der Tonfall klopfte an und ihm ward aufgetan. Selbst seinen lebendigen Grubenhund ließ man ein. Mit dem Tonfall ist die Welt als ganze zu erobern. Schreiet Mordio, so ist ein Mord begangen, murmelt Abracadabra, so ist es Religion, schreibet Auspuffleitungen von Dynamos, und es ist Wissenschaft. Diese, am äußeren Bau der Welt verdienstlich beschäftigt, hat es nicht gelernt, sich von dem Ehrgeiz fernzuhalten, mehr Glauben finden zu wollen als sie verdient. Darum geschieht ihr recht, wenn sie in jene Gegenden des Geistes gezerrt wird, wo der Schwindel den Glauben erledigt hat. Der Hereinfall des Schwindels ist der letzte Witz, der einer verstimmten Kultur einfällt. Wäre Wissen eine Angelegenheit des Geistes, wie könnte es durch so viele Hohlräume gehen, um, ohne eine Spur seines Aufenthaltes zurückzulassen, in so viele andere Hohlräume überzugehen? Nahrung

ist eindrucksfähiger als Bildung, ein Magen bildsamer als ein Kopf. Aber was die Lehrer verdauen, das essen die Schüler, während Zeitungspapier seine unhygienische Bestimmung schon am andern Tag hinter sich hat. Der Ritter von Winkler hat es gut gemeint, da er die Wissenschaft auf solches Papier projizierte. Die Folgen sind nicht auszudenken. »Also das erste wird jetzt sein« — daß man sein Mißtrauen nicht wird zersplittern müssen, sondern gegen die Presse vorsichtiger sein wird, indem man der Wissenschaft nicht über die Fichtegasse traut. Mein schlichter Berdach hat bloß den Betrug der Zeitung betrogen. Winkler, der Mann der Wissenschaft, ist eine Blasphemie auf beide; auf die falsche Bildung und auf die wahre, auf die Einrichtungen und auf die Errungenschaften und überhaupt auf alles, was es notwendig hat, sich vor dem Lachen in Acht zu nehmen. Man kann sich den Mann des sozialen Ernstes von jetzt an nur mehr als Hanswurst und den Mann der Wissenschaft nur noch als Wissenschaftlhuber vorstellen. Der Fachmann lebt fortan wie der Clown im Kompressorenraum der Versuchsanstalt, der alles parat hat, um es im geeigneten Moment nicht verwenden zu können. Sie werden befangen sein, sie werden, ehe sie uns einen Vortrag halten, erst nachschauen müssen, ob wir nicht lachen. Wie soll man ihnen noch den Ernst glauben, der genau so spricht wie der Ritter von Winkler und genau so knurrt wie ein Grubenhund? Und ich will wetten, selbst manche unter ihnen haben an Hund und Herrn geglaubt, und etwa noch ergänzende Aufschlüsse gegeben. Denn die Wissenschaft imponiert vornehmlich durch das, was jene nicht wissen, die ihr zuhören. So sind sie alle. Und wenn von Technik die Rede ist, so haben sie diese fabelhafte Geistesgegenwart von Ostrau, die noch im letzten Augenblick irgendetwas angekurbelt und etwas ausgekuppelt hat, und dem, der's hört, vergeht der Atem. Wie der Knockabout

alle Mittel an- und um- und aufwendet, die geeignet sind, unfehlbar den Zweck zu verfehlen, den unpraktische Leute durch Zurückhaltung erreichen: so sind sie alle, die in ihrem Herzen eine Versuchsanstalt tragen oder irgendeinmal behaupten könnten, daß sie Assistenten von der in Ostrau waren, wo es keine gibt, ohne daß man ihnen dieses und jenes beweisen kann. Indem aber der Ritter von Winkler bewußt das tat, was sie alle unbewußt tun, hat er den wissenschaftlichen Tonfall entlarvt, der dem gesellschaftlichen Leben notwendiger war, als die Wissenschaft der Gesellschaft. Ich kann mir denken, daß in vielen Kreisen jetzt eine Panik ausgebrochen ist. Die heimlichen Winkler, die unbewußten, sind beleidigt, fühlen sich beim Auskuppeln des Zentrifugalregulators und beim Auswechseln der Schaufeln durch Stellringe ertappt, und schützen die Wissenschaft gegen die Satire. Aber indem sich jetzt die Notwendigkeit ergeben hat, die Grubenhunde an der Leine zu führen, haben wir viel von der Ungezwungenheit des Lebens eingebüßt, in welchem es immer einen gab, der erzählte, und viele, die zuhörten. Die sich jedoch zwischen diesen und jenem das Amt der Vermittlung anmaßten, die Journalisten, sind auf exponiertem Posten von der Katastrophe mitgenommen worden. Was soll man ihnen noch glauben, wenn sie nicht selbst lügen, sondern selber angelogen werden?

Aber man glaubt ihnen nicht nur nicht, man lacht über sie. Man lacht in Mährisch-Ostrau, man lacht im ganzen Kronland, man schüttelt sich in Österreich, man gröhlt in Deutschland, wo man umso lieber lacht, als man sich manchen Verdruß wegzulachen hat, und noch nie hat man bei einem Erdbeben, wo es sonst nur Makkaroni zum Trost gibt, so viel lachende Gesichter gesehen. Ja, diese Heiterkeit ist eine Ehrenpflicht Europas geworden, und zu einem Weltblatt gehört schließlich, daß die ganze Welt

sich kugelt. Aber dieser Humor hat einen tragischen Zug: er kommt von der Herzlosigkeit des einmal enttäuschten Glaubens. Dieselbe Intelligenz, die sich alles bieten läßt, solange man sie nicht aufmerksam macht, verleugnet ihre Blutsverwandtschaft mit einer Journalistik, die ihr alles geboten hat, und verleugnet bei einem Erdbeben sogar die eigenen Beobachtungen. Als ob die Erde, die jetzt wankt, nicht dieselbe wäre, die sie trug, Leser und Schreiber. Es geht drunter und drüber; und sie rütteln noch an den Säulen, die das Unglück verschont hat. Alles gemeinsam erlebte Glück ist vergessen, auf den Trümmern des Autoritätsglaubens, aus denen man soeben einen alten Abonnenten vom Beginn des Erscheinens hervorgezogen hat, gibt er sein Abonnement auf, seinen Geist, und nichts gelten alle Eroberungen des Fortschritts neben dieser einen Niederlage. Tausende und Abertausende — wollen nicht mehr. Der Fortschritt vergeht, die Versuchsanstalt besteht nicht. Was taugt das schönste Bollwerk, wenn durch die Bresche ein Grubenhund sprang und den Sieger in die Wade biß!

Oktober 1912

Harakiri und Feuilleton

Gespräch der Kulis

Vorwort

Die handelnden und leidenden Personen sprechen in einem Dialekt. Aber die Darstellung bezweckt nicht den Eindruck, als ob die realen Personen, die in dem dargestellten Milieu leben, denselben Dialekt oder ihn mit derselben Deutlichkeit sprächen. Es mußte dem Darsteller dieses engeren Milieus, da es zugleich das weiteste Milieu der modernen Welt ist, darum zu tun sein, die Personen den Dialekt sprechen zu lassen, den ihre Seele spricht. Ich gestehe, daß ich andere, deren Rasse oder Erziehung weit von der Möglichkeit eines solchen Dialektes liegt, auch nicht anders hätte sprechen lassen mögen. Denn auch ihre Seele spricht diesen Dialekt. Es ist der Weltdialekt. Er ist unübersetzbar und doch das einzige Verständigungsmittel zwischen den Sprachen, das wahre Volapük aller, die in der Zeit leben und in der Welt fortkommen wollen. Alle honetten Leute, die sich nach der Decke strecken, sprechen diesen Dialekt. Denn auf seinen Lockruf kommt das Geld herbei. Und so ist er auch die Wünschelrute in der Hand des satirischen Suchers, die ihm alle verborgenen Schlechtigkeiten der irdischen Seele auffinden hilft. Nun hat leider gerade dieser Dialekt, von seinen leisesten Anklängen bis in seine letzten Besonderheiten, die Gefahr, eine komische Wirkung

sich selbst zu verdanken. Die Satire erstrebt diese Wirkung nicht, und sie wird durch sie am meisten gerade in den Augen jener herabgesetzt, die sich der Wirkung freuen. Es ist nicht schwer, durch den Ausruf: »Las'r verdienen« Heiterkeit zu erregen. Aber diese Heiterkeit darf nicht tröstend von dem furchtbaren Gesichtsausdruck ablenken, den die ganze Welt annehmen kann, wenn ich einen gleichgiltigen Einzelnen »Las'r verdienen« sagen lasse. Während ich hier ein nachgemachtes schlechtes Geräusch dem Gelächter preisgebe, vergesse das Gelächter nie, daß nicht weit die Tragödie der Ideale ist, die hinter dem Geräusch verstummen müssen, weil sie des Dialekts entbehren, der allein das Losungswort hat. Aber das Geräusch selbst mache auch seine Sprecher mitleidwürdig. Denn es sind Existenzen, die nur noch im Gehäuse des Ideals leben, welches die Phrase ist und worin ihnen nichts übrig bleibt, als sich satt zu essen, um dann einander aufzufressen. Zwei Generationen von Journalismus stelle ich einander gegenüber, die sich zueinander verhalten, wie der Leitartikel zum Feuilleton. Sie sind einig in der Verachtung dessen, was über das Notwendige und über das Faßbare hinausgeht. Nichts Menschliches ist ihnen fremd, doch alles Göttliche. Mit Helden und Heiligen haben sie keine Verbindung: sprachlos vor dem Geist, ratlos vor der Tat, wissen sie dennoch Bescheid. Die jüngere Generation versucht Rettung und Halt, indem sie Gott, Kunst, Natur und den Menschen erklärend betastet. Die ältere lebt ohne Probleme; nichts sei hier zu erklären, denn: »Alles ist bewußt«. Sie täuscht sich durch Sicherheit, jene sich durch Frechheit über die geistige Not der Zeit hinweg. Beide leben gottlos: jene braucht ihn nicht; diese mag ihn nicht. Und leben dennoch in ewiger Furcht. In einer andern Furcht vor einem anderen Herrn, der als der Träger der ausbeutenden Gewalt ihnen den Fuß auf den Nacken setzt und

dessen Stimme schon ein so leibhaftiger Akteur ist wie sie selbst. Und in der Furcht vor der Satire, dem einzig Unbegreiflichen, das sie empfinden und zugeben, vor einer Macht, welche sie wie jene hassen, der sie dienen; einer, deren Stimme ihnen noch unhörbar in die Handlung hineinzusprechen scheint. Diese aber krümmt sich zwischen den Stichworten unsichtbarer Gewalten, von den trostlosen Assoziationen einer engen Welt getrieben, vorwärts bis zur Verzweiflung. Ist es ein Drama? Es ist — wie jenes Gespräch in der Nacht vor dem Wahlsieg — eine Sammlung von Phrasen, denen das Gesicht ihrer Sprecher zugewachsen ist und die dialektisch verbogene Beine bekommen haben. Es sind Zitate, die, durch eine freiwillige Wendung in den Jargon entlarvt, in Bewegung geraten und ein dramatisches Leben herstellen. Schon die äußere Anordnung einer fortlaufenden Kette des Dialogs zeigt, daß diese Gestalten den Ursprung aus ihrer Sprache nicht verleugnen wollen. Das scheinbar realistische und von lokalen Anlässen bezogene Detail ist nur um jener Naturwahrheit willen verwendet, die ein Symbol ist, und wird darum besser gewertet werden, wo Ort und Zeit die Anlässe entrückt haben. Den Anteil, den die Intimität des Dialekts wie der Stofflichkeit an der komischen Wirkung hat, verschmäht die Satire. Und das tut sie selbst in der Verwendung von Namen. Sie stützen keine polemische Absicht und sind nur dort den namenlosen Gestalten zugefügt, wo sie ein satirisches Element sind, so von Natur angewachsen, als ob die lebendigen sie als die Erfindung des Satirikers trügen. Hier waltet kein Zufall, sondern ein Schicksal. Alles fügt sich jener nachschöpferischen Ordnung, welche das Individuelle als typisch und das Vorhandene als Notwendigkeit begreifen läßt.

*

Die Stimme des Herrn. Ein älterer Redakteur. Zifferer.

Beim Aufgehen des Vorhangs hört man die Stimme des Herrn aus dem Nebenzimmer: »Noch ein solcher Hereinfall und ich werf alle heraus!« Der Redakteur zuckt zusammen. Zifferer tritt auf. Er ist à quatre épingles gekleidet.

»Hören Sie Zifferer, Nogi hat Harakiri gemacht.« »Wieso?« »Nachdem der Mikado gestorben ist, das interessiert Sonntag, können Sie schreiben?« »Was heißt ob ich schreiben kann? Das geben Sie gut. Wenn Nogi in dem Augenblick, da der Geschützdonner den toten Mikado auf seiner letzten Fahrt grüßte, Harakiri gemacht hat, so wird in dem Augenblick, da Nogi Harakiri gemacht hat, Zifferer noch das Feuilleton machen können!« »Sie, das mit dem Geschützdonner ist ein Anfang.« »Was heißt Anfang? Ich hab doch sogar schon das Ende!« »?« »Ich wer' schreiben, vielleicht war's ein anderer.« »Sehr intressant, aber wozu?« »Für alle Fälle, vielleicht is es ein Aufsitzer vom Fackelkraus.« »Was fällt Ihnen ein, der traut sich doch nicht mehr wegen Stukart. Und außerdem haben wir doch schon die Details!« »Sie, die Details haben wir auch über den Grubenhund gehabt. Lassen Sie's gut sein, es kann nichts schaden, ich schreib, vielleicht war's ein anderer.« »Sie sind etwas ein Hypochonder. Aber sagen Sie — der Titel? Was für einen Titel geben Sie?« »Die Tat des Feldmarschalls Nogi.« »Intressant, und der Grundgedanke? Was wird der Grundgedanke sein?« »Der Grubenhund wird sein — was red ich, der Grundgedanke wird sein: ‚hier gibt es keine Gewißheit, vielleicht war's ein anderer, in undurchdringliches Dunkel bleibt die Tat gehüllt, abweisend, fremd, geheimnisvoll'.« »Sie haben faktisch recht. Man sollt's nicht für möglich halten. Haben Sie schon so etwas erlebt? Weil der Mikado stirbt, muß er auch sterben, geht sich hin und bringt sich um mit der Frau — überspannte Sachen! Schon einmal soll er die Idee gehabt haben, sich aufopfern um jeden Preis, wegen Port Arthur! Das hat mir schon nicht gefallen. Der Mikado hat es auch tatsächlich strikte abgelehnt. Man kann Patriot sein, warum nicht, aber so übertrieben is wieder nicht nötig. Zum Glück ein vereinzelter Fall.« »Ich werde mich auf das Soziale nicht

einlassen und mehr das Menschliche betonen.« »Und dabei is es noch Pflanz!« »Wieso?« »Eigentlich war es nicht einmal ein orntliches Harakiri. Er hat sichs leicht gemacht, der Herr General!« »Wie soll ich das verstehn?« »Ein orntliches Harakiri gehört mit dem Bauch. Zwei Ritzer hat er sich beigebracht, nicht der Rede wert!« »Wieso is er dann tot?« »Wieso er dann tot is? Den Hals hat er sich abgeschnitten! Bequem. Treff ich auch.« »So generalisieren kann man schließlich doch nicht.« »So, also Sie glauben, daß das in Japan, wo sie heute schon Elektrizität haben, imponieren kann? Da irren Sie gewaltig! Bei der Botschaft ist man übrigens auch der Ansicht. Münz war dort und Akidzuki hat ihm gesagt, daß man in Japan das Beispiel des Generals Nogi keineswegs für nachahmenswert halte und eher der Überzeugung Ausdruck geben werde, daß eine solche Auffassung eines einzelnen im modernen Japan als überwundener Standpunkt einer vergangenen Epoche anzusehen sei.« »Goldene Worte.« »Aus purem Patriotismus! Das hat die Welt nicht gesehn! Das is rein, als ob man immer mehr hereinkommen möcht in das finsterste Mittelalter! Daran glaub ich natürlich nicht, und glauben Sie nicht, daß sie in Japan, heißt es, noch gelost haben, wer sterben soll nach dem Mikado, und daß ein Geriß war. Skandal genug, daß so etwas heutzutag überhaupt noch vorkommen kann, bei einem aufgeklärten Volk mit Telephon! Dieser Brauch ist uns fremd.« »Sie sprechen vom Telephon?« »Ich sprech vom Harakiri. Apropos, was sagen Sie, daß Mendl Singer geadelt is?« »Is er getauft?« »Ich glaub nein.« »Jedenfalls auch eine Ehre, die dem Stande widerfährt. Ausgerechnet zum Eucharistischen Kongreß, Kleinigkeit.« »Wilhelm Singer soll es ihm nicht gönnen.« »Ich war direkt paff. Is Siegfried Löwy schon getauft?« »Ich glaub ja.« »Sie, ob es nicht vielleicht ein Aufsitzer is vom Fackelkraus?« (Man hört die Stimme des Herrn aus dem Nebenzimmer: »Alle werf ich heraus!« Der Redakteur zuckt zusammen.) »Großer Gott, hören Sie nur wie er schreit! Was, meinen Sie, daß ein Aufsitzer is? Das mit Nogi?« »Nein, mit Mendl Singer!« »Was fällt Ihnen ein, eine seriöse Nachricht, wer denn soll geadelt werden wenn nicht er?« »Ich sag auch, aber —« »Solche Vorurteile

existieren nicht mehr. Was wollen Sie haben, ein gefälliger Mensch, ein tüchtiger Mensch, und vor allem auch ein betamter Mensch. Noch einer von der alten Garde, aus den großen Tagen des Liberalismus. Ein Aufrechter, der noch Schmeykal gekannt hat! Die Zeiten haben Sie nicht gekannt, wo wir noch gerungen haben, aufgewachsen in den Ideen des Deutschtums. Er is auch nicht mehr der Heißsporn, der er früher war. Hat auch schon Wasser in die Schläuche gegossen. Aber dazumal? Was weiß man heute, was es geheißen hat — dazumal das Banner hochhalten! Und schließlich hat er seine Verdienste. Er is intim bei Fürstenberg. Man wird nicht Von ohne gar nix. Er hat seinem Kaiser gedient —« »Bei Port Arthur, das weiß man ja —« »Wieso? bei der Wehrvorlage!« »Ich denk, Sie meinen Nogi?« »Wer redt von Nogi? Ich red von Mendl Singer! Stoff für ein Feuilleton is er freilich nicht. Man gibt eine Notiz. Fertig. Von uns machen wir nicht viel Aufhebens. Unsereins rackert sich ab, und mit dem Tag is es vergessen. Ruhmlose Helden, die stumm bis in die sinkende Nacht hinein bei der Fahne bleiben. Wir, die wir für die andern arbeiten, was haben wir schließlich? Einen Tineff, die Unsterblichkeit eines Tages, wie Speidel so treffend gesagt hat. Nehmen Sie sich ein Beispiel an ihm. Neugierig bin ich wirklich, ob Sie sechs Spalten Nogi geben wern.« »Sie können sich verlassen.« »Damals hat noch jeder Mann auf seinem Posten stehen müssen, bei Nacht, gegen den Moloch, wenn es geheißen hat, das Kulturerbe zu wahren und zu mehren. Heute? Alles niederreißen, das verstehn sie. A la Fackel! Waserdavon hat, fortwährend mit den Angriffen auf die Presse, möcht ich wissen. Schad, so ein talentierter Mensch — muß er sich grad auf das Gebiet verlegen! Was hätte aus dem werden können, wenn er sich nicht selbständig gemacht hätt! Chef könnt er heut sein! Wenn er mit sich hätte reden lassen! Ein gemachter Mann! Mit der Feder, intelligent und ein Jud!« »Sie überschätzen ihn sehr. Was kauf ich mir für die Feder, wenn die Gesinnung nichts wert is? Was rechnen Sie ihn überhaupt noch zum Stand? Er sagt doch selbst, daß er nur mehr ein Künstler is!« »Künstler! Weit gebracht! Das kommt von diesem Hang zur Eigenbredelei! Alle Welt is für Heine —

er muß gegen Heine sein. Buch der Lieder, ihm gesagt! Der greßte Antisemit! Blast von sich, als hätt er geschrieben: ich weiß nicht, was soll es bedeuten. Für den Moloch is er scheint es auch. Wenns nach ihm ging', brenneten Scheiterhaufen am Ring! Ein aufgeklärter Mensch soll reaktionär sein! Verachte nur Vernunft und Wissenschaft, hat der Weimaraner gesagt —« »Wer?« »Der Weimaraner, wissen Sie nicht, wer der Weimaraner is? Der hat es ihnen gegeben, den Dunkelmännern! Skandal, ein Komödiant soll einen Pfarrer lehren!« »Ja, wenn der Pfarrer ein Komödiant is!« »Natürlich nur in dem Fall; aber er hat es doch scharf gehabt auf sie. Verachte nur Vernunft und Wissenschaft! Ja, das können sie. Mein Sohn macht heut Rigorosum.« »Ihr Sohn macht heut Rigorosum?« »Es ist das erste.« »Es ist das erste?« »Und wenn er durchfallt, mach ich mir auch nix draus.« »Er wird aber nicht durchfallen. Sagen Sie, Sie sagen, daß man bei der japanischen Botschaft der Ansicht is, daß man in Japan die Tat des Generals Nogi nicht teilt. Wie wird man aber in Japan der Überzeugung Ausdruck geben, daß man mit der Auffassung des Generals Nogi nicht einverstanden is?« »Weiß ich? indem die andern Japaner am Leben bleiben schätz ich oder so ähnlich. Liegt mir stark auf. Ernster is jetzt, Sie machen das Feuilleton.« »Wenn ich Ihnen sag, daß ich schreib? Ich versicher Sie, Sie können darauf rechnen. So eine Pikanterie wer' ich mir entgehn lassen! Aber wissen Sie was — selbstredend möcht ich Nogi nicht angreifen, insofern es, sagen Sie was Sie wollen, effektiv heroisch ist. Bitte, das müssen sogar Sie zugeben. Unnatürlich, können Sie sagen, das sag ich auch, aber intressant!« »Intressant — leugne ich nicht.« »Die Tat ist abweisend und geheimnisvoll. Er hat sich geopfert.« »Auf was die Leut für Ideen kommen, wenn sie nix zu tun haben!« »Glauben Sie, daß bei uns so etwas möglich wäre? Wenn zum Beispiel der dort (auf die Tür des Nebenzimmers weisend), wenn ihm in der Aufregung einmal Gottbehüte und es passieret ihm etwas — würden Sie —« »Ich ginge zum Tagblatt! Und Sie?« »Ich möcht mir auch den Hals nicht abschneiden.« »Dieser Brauch ist uns fremd. Sie müssen Mendl Singer gratulieren. Ich wer' ihm auch gratulieren. (Man hört die Stimme des Herrn aus dem Nebenzimmer: »Alle

werf ich heraus!« Der Redakteur zuckt zusammen.) Dieser Brauch ist uns .. fremd ... Neugierig bin ich auf Ihr Feuilleton. Sie haben gewiß schon alles im Kopf.« »Nein, aber ich kann Ihnen alles sagen. Zuerst beschreib ich, wie die Japaner aussehn. Das japanische Lächeln, das Höflichkeit ist und Stolz zugleich, Schmerz und Freude, Lust und Qual, dieses Lächeln —« »Woher haben Sie die Information?« »Aus Taifun im Volkstheater.« »Aber wieso Lust und Qual? Lust versteh ich, aber wieso Qual —?« »Das is von Freud. Bißl Qual is immer dabei, wenn auch verdrängt.« »Also Freud und Qual? Wie kommt das zu dem?« »Also es handelt sich nämlich um den Lustgewinn, der je nachdem ein Komplex vorhanden ist, zu Gunsten oder zu Lasten — Sie müssen nämlich wissen, das Unbewußte —« »Ich versteh.« »Das glauben Sie, daß Sie verstehn, aber ich sag Ihnen, Sie verstehn nicht!« »Ich versteh nicht? Wieso versteh ich nicht?« »Aha, haben Sie Hemmungen?« »Nein!« »Sehn Sie, Sie haben Hemmungen, jetzt kommts heraus, lassen wir das. Ich wer' Ihnen erklären. Wenn Nogi Harakiri gemacht hat, dürfen Sie ja nicht glauben, daß er nicht eigentlich etwas anderes hat machen wollen. Glauben Sie, wir wissen nicht, was der Dolch bedeutet?« »Sie schweifen vom Thema ab.« »Was fällt Ihnen dazu ein?« »Lassen Sie mich aus mit die Narrischkat —, ich versteh schon — mein Jung is auch schon verrückt damit. Sitzt sich den ganzen Tag im Kaffeehaus und deutet. Was ihr wollts, weiß ich! Ihr seids Idealisten! Nix weiter! Ihr wollts das Unbewußte bewußt machen, besonders, was das Bewußte betrifft — ich weiß schon. Das wär ja an und für sich sehr verdienstvoll. Aber es geht nicht. Aus einem einfachen Grund. Merken Sie sich: es gibt nichts Unbewußtes! Es is nämlich schon bewußt. Alles is bewußt. Und außerdem, der Chef wills nicht haben! Er will nicht, daß gedeutet wird, er will nicht, daß geklärt wird, er will nur, daß geplodert wird. Die Theorie paßt nicht für das Blatt — was is mit dem Lächeln der Japaner?« »Paßt nicht für das Blatt und fürs Tagblatt ja? Warum, was Stekel trefft, treff ich auch!« »Von mir aus — aber was is mit dem Lächeln der Japaner?« »Dieses Lächeln also — Moment! — ich weiß schon — dieses Lächeln, das eine sanfte und doch

festgezogene Schranke bedeutet, eine vornehme Abweisung —« »Hören Sie mir auf, die Tat is abweisend, das Lächeln is abweisend, hat Nogi Sie abgewiesen, wie er in Wien war?« »Wieso, ich hab gar nicht gewußt, daß er in Wien war! Sehn Sie, unbewußt is er da gewesen!« »Sie haben gar nicht gewußt, daß er in Wien war?« »Nein, aber auf eine gute Idee haben Sie mich gebracht. Ich wer' also jetzt beschreiben, wie Nogi in Wien war! Viele mögen ihm in den Straßen Wiens begegnet sein, als er, von den Londoner Krönungsfeierlichkeiten heimkehrend, der Kaiserstadt seinen Besuch schenkte —« »Haben Sie ihn begegnet?« »Ich nicht, aber viele mögen.« »Was hat er angehabt?« »Die Uniform.« »Wie hat er ausgesehn?« »Klein, sehr klein. Unscheinbar. Er unterschied sich kaum von seinen Begleitern, aber die Hoheit zeichnete ihn aus.« »Welche Hoheit? Was hat er gekriegt?« »Aber ich mein' doch nur die Hoheit, die irgendwie trotz seiner Bescheidenheit um den kleinen freundlichen Mann war.« »Intressant. Ich muß mir notieren, daß ich Emanuel von Singer —« »Richtig, Manuel von Portugal ist doch angekommen?« »Vielleicht war's ein anderer! Sie sagen doch selbst von Nogi, hier gibt es keine Gewißheit?« »Aber Sie sagen doch, daß alles bewußt is?« »Selbstredend, aber kommt man hin ins Hotel, is es ein anderer! Hat einmal einer unserer Mitarbeiter Gelegenheit, mit einem zu sprechen, sagt er, er is es nicht! Man kann rein nicht mehr interviewen schicken! Neugierig bin ich, wie Sie Nogis Physiognomie erfaßt haben.« »Ein krauser, vom Alter gebleichter Bart umrahmte Kinn und Wange.« »Zum Sprechen. Was is mit dem Schnurrbart?« »Nach abwärts gebürstet, aber das brauch ich für Pavlik, wenn er nach Wien kommt.« »Pavlik kommt nicht, hör ich.« »Kommt er nicht, kommt ein anderer. Einer kommt.« »Gut, wenn Sie die Nuance aufheben für die ungarische Polizei, was sagen Sie statt dem für Nogi?« »Was soll ich sagen? Trotzig schob sich die Unterlippe vor!« »Das is echt japanisch. Aber wie ich Sie kenn, originell wie Sie sind à tout prix, sind Sie imstand und vergessen an die Schlitzaugen.« »Das glauben Sie. Aber ich sag Ihnen, wunderbar klug und lebendig blickten die kleinen schwarzen Augen hinter dem schmalen schiefen Spalt hervor.« »Sie, das is sympathisch, das müssen Sie genau so

schreiben!« »Unterbrechen Sie mich nicht, das ganze Antlitz, die ganze Gestalt, das ganze Wesen des Generals schien aus diesen Augen zu leuchten, was sagen Sie dazu?« »Sie Zifferer, wenn Ihnen Salten das nachmacht, will ich Münz heißen! Seine Plastik und Ihre Plastik, den Unterschied möcht ich Klavier spielen können.« »Hören Sie zu, wir sahen den Feldmarschall Nogi beim Sturm auf den berühmten 203-Meter-Hügel, wie ihm der Tod des jüngeren Sohnes gemeldet wird, nachdem kurz zuvor der ältere Sohn gefallen ist —« »Schad, daß er eigentlich nie geheiratet hat!« »Wer, Nogi?« »Nein, Mendl Singer!« »Warum?« (Sinnend:) »So geht der Adel wieder verloren . . schad!« »Kein Muskel des Antlitzes verrät die innere Bewegung, kühl und besonnen leuchten noch immer die kleinen Augen —« »Ss . . !« »Unterbrechen Sie mich nicht, starr und geisterhaft sitzt das höfliche Lächeln auf der trotzig vorgeschobenen Lippe.« »Glänzend!« »Wir sahen die kleinen mutigen japanischen Soldaten zu Tausenden —« »Das is der Moloch . . !« »— zu Tausenden, sag ich, Gräben und Wälle füllen, mit ihren Leibern eine unaufhaltsam wachsende Mau —« »Er hat für die Vermehrung des Rekrutenkontingents gewirkt..!« »Nogi?« »Konträr, Singer!« »Hören Sie zu, aus nächster Nähe pfeifen, prasseln, krachen die Geschosse —« »So wahr ich da leb, ich bin sprachlos — Sie, Zifferer, ich glaub Sie müssen rein dabei gewesen sein, woher haben Sie das?« »Sie glauben, das is Information? Ich sag Ihnen, das is visionär! Direkt visionär, sag ich Ihnen! Warten Sie, wie ich noch Stössel beschreib —« »Der wird doch nicht genannt bei uns?« »Warum wird er nicht genannt bei uns?« »Der hat doch für die Fackel —« »Nicht so laut — aber ich red doch vom russischen General!« »Vielleicht ein Verwandter! Kann man wissen?« »Sie, das riskier ich vor Ihm! Um ihn her —« (Man hört die Stimme des Herrn aus dem Nebenzimmer: »Alle werf ich heraus! Klinenberger soll hereinkommen!« Der Redakteur zuckt zusammen.) »Großer Gott er schreit nach Klinenberger — er will ihm diktieren —!« »Um ihn her ist ein Flimmern und Leuchten und Glitzern —« »Um Ihn? ich hab auch den Eindruck. Hören Sie nur wie er schreit!« »Aber ich red doch von Stössel!« »Woher wissen Sie?«

«Ich sag ausdrücklich, wir kennen ein Bild —« »Haben Sie das Bild gesehn?« »Nein, ich hab gehört.« »Also gibt es so ein Bild?« »Ich hab gehört.« »Zifferer, Sie sind eine Akquisition für das Blatt! Wie Sie Port Arthur mitgemacht haben, das macht Ihnen niemand nach!« »Bitte, Schiller war auch nicht in der Schweiz, aber der Tellschuß is Bagatell neben meinem Kugelregen von Port Arthur, ich seh förmlich, wie sie die Fahne hochhalten und wie Nogi dasteht, neben dem zerschossenen Bollwerk, das höfliche Lächeln auf seinen Lippen.« »Sie sind mehr wie Auernheimer! Auernheimer würde sagen, daß Port Arthur wie eine Frau dalag und er hat sie erobert. Auernheimer is mehr amourös, bei Ihnen steht man mitten drin im Pulverdampf auf den Boulevards, ein Genuß, das mitzumachen, ein förmliches Stahlbad, wie da alles braust, man spürt den Pulsschlag! Auernheimer hat die weichere Linie —« »Warum hat Wertheimer schon so lang nichts gehabt bei uns?« »Wertheimer is versonnen. Wertheimer liebt seltene Dinge, Sphinxe aus Alabaster, wie sie Canaletto gemalt hat. Und außerdem hat er doch die Kanzlei. Trebitsch —« »Lassen Sie mich aus mit Trebitsch. Vieu jeu!« »Nein, ich wer' Ihnen sagen, verwendbar is jeder in seiner Art. Wertheimer fängt Stimmungen ein, wenn er Zeit hat, Wertheimer is mehr für die stillen Gassen der Vorstadt, Trebitsch is gut für die großen Hotels. Für Psychologie sind wir wieder froh, daß wir Sie haben. Neugierig bin ich wirklich, wie Sie Stellung nehmen wern zur Tat des Nogi?!« »Zur Tat des Nogi sag ich, daß dieser moderne Stratege soll einem uralten japanischen Brauche gefolgt sein, der uns fremd ist —« »Gottlob!« »— und den wir nicht mit dem Verstande, kaum mit dem Herzen zu fassen vermögen. Es ist einfach ein Vorurteil.« »Sie haben das Blattgefühl, Sie sind eine Perle für das Blatt. Verhalten Sie sich aber mit Wilhelm Singer und gratulieren Sie Mendl!« »Ich werde an Taifun erinnern und sagen, daß es an die Sada Yakko gemahnt!« »Haben Sie die Sada Yakko gesehn?« »Bitte, die hab ich selbst gesehn mit eigenen Augen auf der Weltausstellung von Paris mit Staunen und Verwunderung. Sie stirbt genial! Sie hätten sehn solln, wie sie stirbt wie er stirbt, Kawakami, wie er sein Gesicht verzerrt. Man wird nachdenklich.« »Wieso?« »Über das Leben.« »Sie wollen sagen,

das Leben geht weiter, Zifferer?« »Wenn auch nicht mit den Worten, aber ich will jedenfalls sagen, die Menschen wandeln auf so tausendfältigen Wegen durchs Leben, hier aber sahen wir einen Tod, der uns fremd blieb, den man nicht begriff!« »Schad, daß er nicht geheiratet hat!« »Kawakami?« »Nein, Mendl Singer. (Sinnend:) So geht der Adel wieder verloren!.. Was für einen Schluß machen Sie?« »Wie die Sada Yakko stirbt, lass ich die Stimmung ausklingen, indem ich alles zusammenfass! Sie sterben mit einem höflichen, aber abweisenden Lächeln, die Japaner. Die Sada Yakko nämlich hab ich effektiv gesehn, wie sie hinsinkt wie eine geknickte Blume mit dem Geishalächeln auf den Lippen.« »Nebbich. Aber das mit dem Lächeln -- was is das alles — ich hab noch die Mona Lisa gesehn, da hätten Sie gesehn, was ein Lächeln is!« »Kenn ich!« »Aber warum erinnern Sie nicht auch an den Mikado, von Sullivan?« »Kenn ich nicht.« »Ist das ein Grund?« »Das nicht, aber es is zu bekannt.« »Was sagen Sie, Birinski is in Tokio angenommen! Der muß auch schon hübsch verdienen. Wann kommt von Ihnen etwas? Hören Sie, ein Talent wie Sie, mit Ihrem Elaan, ich würde mir das gar nicht überlegen. (Nachdenklich:) Warten Sie — da fällt mir ein — ob nicht doch am Ende — der Fall is so unwahrscheinlich — einer soll sich aufopfern, für nix und wieder nix, fürs Vaterland — jetzt fürcht ich selbst — was glauben Sie — ob es nicht doch ein Aufsitzer is vom Fackelkraus?« »Das mit Mendl Singer meinen Sie?« »Aber nein, mit Nogi!« »Jetzt, wo ich schon das ganze Feuilleton hab, kommen Sie mit solchen Bedenken? Ich bin der Ansicht, da könnt man überhaupt nichts mehr bringen!« »Natürlich, recht haben Sie, man soll sich nicht einschüchtern lassen! Wenn wir schon hereinfallen — soll er sich ärgern, wenn er sieht, daß wir uns nicht haben abhalten lassen! Wo käme man hin bei so übertriebenem Mißtrauen? Keine Nommer könnt man herausbringen! Auf die besten Zuschriften müßt man rein verzichten! Soll er aufpassen!.. Gut is nur, daß er wenigstens nicht hören kann, was man in der Redaktion redt.« »Wer? Benedikt?« »Nein, Kraus, nicht genannt soll er wern!« »Er wird ja nicht genannt!« »Ich mein' überhaupt. Aber ein wahres Glück, sag ich, daß er zum Beispiel nicht hören kann, wie wir zwei zusammen sprechen.« »Warum?« »Er möcht es sicher

wörtlich karikiert wiedergeben!« »Malheur, fürcht ich mich schon? Ärger is, er wär imstand und liest es vor!« »Vor wem? Vor e leeren Saal?« »Es soll doch aber gesteckt voll sein?« »Sagt er! Eines lassen Sie sich gesagt sein, junger Freund, und das merken Sie sich: Eine Veranstaltung, über die nix gebracht wird, exestiert nicht! Und ein Mensch, was nicht genannt wird, is so gut wie nicht geboren oder is besser, man hackt ihm gleich den Kopf ab. Besser arm und krank, als dieses Schicksal! Sag ich Ihnen!« »Eigentlich is er zu bedauern.« »Hat er sich selbst eingebrockt. Warum? Weiß er sich keine bessere Themen wie uns? Sind wir auch schon wer? Grad auf das Gebiet muß er sich werfen? Der hat sich gründlich verrechnet! Da nützt kein Zurück mehr, man sieht ja, wie er jetzt schon einlenken möcht. Is auch schon zahm geworden. Gibts auch schon billiger. Ja, das hat er heute davon. Eine Großmacht läßt nicht mit sich spassen. Nicht einmal ein Inserat wird gebracht! Der Hund bellt auf den Mond, die Karawane zieht weiter!« »Der Hund — ich bitt Sie, berühren Sie das nicht! Ich riskier das Feuilleton in Gottes Namen, aber erinnern Sie mich jetzt nicht an die Katastrophe von Mährisch-Ostrau!« »Gott Sie haben ja so recht! Aber man kennt sich schon nicht mehr aus. Man weiß schon nicht mehr, wo einem der Kopf steht und auf wem man geben soll. Jenner macht sich lustig und der da schreit! Ich wünsch keinem Böses, aber von zwei Menschen wenn ich hören wer' — (Halb zu sich: Ausstehn — —!) Hach— was hat man davon, das führt zu nichts . . . Die Hauptsache ist, gesund und warme Füß! Sie sind jung, lieber Freund, Sie haben Ihren Humor, Ihnen steht die Karriere offen. Halten Sie sich nicht länger auf — Gott, halberneun is und ich hab noch den Artikel gegen den Moloch zu schreiben! Aber sagen Sie, wenn er sich umgebracht hat —?« »Wer, Kraus?« »Leider nein! Bloß Nogi. Was glauben Sie also eigentlich, hat er sich umgebracht, und wenn er sich umgebracht hat, warum hat er sich umgebracht?« »Mich fragen Sie —?« »Ich mein', was wird der Gruben — eh! der Hundgedanke — aber nein — also halten wir das fest, der Titel wird sein: Die Tat des Feldmarschalls Nogi, gut — und was wird der Grund--gedanke sein, ich hab schon wieder vergessen.« »Der

Grund—gedanke wird sein, vielleicht war's ein anderer und daß wir mit der Tat des Generals Nogi nichts anzufangen wissen. Ich fang also das Feuilleton an!« (Zifferer ab.)

Man hört die Stimme des Herrn aus dem Nebenzimmer: »Erdbeben in der Türkei? Ich will nichts mehr wissen! Alle werf ich heraus!« Der Redakteur zuckt zusammen. Der Vorhang fällt.

Die letzten Schauspieler

Mein Vorschlag, das leer stehende Burgtheater an das einzige künstlerische Ensemble Wiens, an die Budapester Orpheumgesellschaft, zu verpachten, wurde von Herrn v. Berger mißverstanden. Es war nur so weit ein Scherz, als es ein Scherz ist, zu wünschen, der klügste Mann im Staate solle Kanzler sein, der Kühnste Feldherr und der Bühnenkundigste Burgtheaterdirektor. Ein Scherz ist der Glaube an die Erfüllbarkeit solchen Wunsches, nicht der Wunsch. Nicht die Ansicht, daß die in einem Hotelsaal spielende Truppe die heutige Wiener Theaterkunst vorstellt, mehr — denn es wäre nicht viel —: daß sie aus dem schmutzigsten Stoff das reinste Vergnügen bereitet, welches Theaterkunst überhaupt zu bereiten vermag. Es ist dafür gesorgt, daß ein künftiges Geschlecht aus der heutigen Presse nicht erfahren wird, daß es in Wien eine Truppe gegeben hat, die in Wahrheit »der Spiegel und die abgekürzte Chronik des Zeitalters« war; denn während die andern, »die ich habe spielen sehen und preisen hören, weder den Ton noch den Gang von Christen, Heiden oder Menschen hatten«, so hatten diese den Ton und den Gang von Juden, und darum wurden ihnen nicht die kompetenten, aber vielleicht befangenen Kritiker ins Haus geschickt, ihre Meisterschaft zu preisen, sondern die zwar kompetenten, aber unbefangenen Inseratenagenten, denen allein sie es zu verdanken hatten, daß sie wenigstens unter den üblichen Bedingungen beachtet wurden und Zulauf fanden. Und doch wäre kein Wort der lautesten

Anerkennung zu viel für diese Schauspieler, die — wo kein Burgtheater mehr da ist, um »dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt«, keines mehr, »der Schmach ihr eigenes Bild«, und nur mehr eines, das Bild der eigenen Schmach zu zeigen — doch dem kulturellen Brei, wo er am anrüchigsten ist, seine vollkommene Form gegeben haben. Sie müssen es sich gefallen lassen, von den Teilnehmern und Emporkömmlingen ihrer Sphäre unterschätzt, von den Zuständigen und Verantwortlichen für die Zweideutigkeit der Welt, die sie zur Kunst erheben, verantwortlich gemacht und hinter das schäbigste Operettenvergnügen gestellt zu werden, dessen traurige Spender sich durch einen Vergleich mit ihnen sogar noch »beleidigt« fühlen. Das tonangebende Gesindel, das die Premieren ablaust und dem kein Burg- oder Volkstheaterdurchfall zu uninteressant ist, um darüber Feuilletons zu schreiben und zu lesen, hielte es für »paradox«, und die Behörde selbst würde erschrecken, wenn man verraten wollte, daß eine »Singspielhalle« ihre Konzession zu Wirkungen ausnützt, denen in der Ursprünglichkeit, Geschlossenheit und Zielkraft nichts, was heute zwischen Wien und Berlin geleistet wird, und wenig von den Erinnerungen an echte Theaterzeiten verglichen werden kann. Doch von der verehrungswürdigen Gestalt eines Girardi und von der verbannten Bodenwüchsigkeit eines Oskar Sachs abgesehen, könnte ein ganzer Wiener Theaterjahrgang mit aller Langweile und aller Tüchtigkeit vor einem Abend, an dem Herr Eisenbach gut aufgelegt ist, nicht bestehen. Es ist absolut unerläßlich, coram publico und gegenüber der bezahlten Feigheit der Wiener Presse es auszusprechen, daß da bei Rauch und Tellermusik einer spielend jene Grenze erreicht, wo er aus der Pflicht des nachgesprochenen Wortes in die Macht des nachgeschaffenen Lebens tritt. Von solcher Genialität lebt uns nur das Beispiel Girardi. Herr Eisenbach hat etwas von dessen selbstverständlicher Begabung, den Menschen in die Szene

einzuschöpfen und um ihn herum jedes Versatzstück zu verlebendigen, des toten Steins nicht, nur des Nichts zu bedürfen, um das Element herauszuschlagen; von der Sprungkraft, die die Gestalt vom kleinsten Anstoß nimmt, und von der persönlichen Fülle, die es uns ermöglicht, immer den liebenswürdigen Gestalter zu agnoszieren und den abstoßenden Typus nicht wiederzuerkennen. Ein solcher Selbstspieler in der Verwandlung der Häßlichkeit zum Humor ist Herr Eisenbach. Nur daß er nebstbei ein Mitterwurzersches Raffinement hat, sich neben der ureigenen Wirkung noch in den verschiedensten Typen finden zu lassen. Um sich darin zu verstecken, dazu würde er bloß der Technik und des Dialekts bedürfen; denen er nichts verdankt, weil sie ihm Zubehör, nicht Hauptsache sind. Doch wie sonst nur noch Girardi vermag er es, mit einer Geste ein Drama in die Posse einzulegen, mit einem Blick den Wirbel der Heiterkeit abzustellen und das Publikum so zu zwingen, daß es die Träne, die vom Lachen kam, gleich beibehalten kann. Ein Possenreißer, der zum Erhabenen nicht einmal einen Schritt braucht. Größeres als die Gestalt des jüdischen Vaters, der den humoristisch eingestellten Beweis, daß seine drei Kinder nicht von ihm sind, tragisch erlebt, wäre nicht denkbar, wenn Herr Eisenbach nicht auch in einem Sketch aufträte, an dem verblüffender als der virtuose Wechsel von sechs Masken die Verinnerlichung jeder einzelnen ist. Alles Trickhafte, das je einen Schauspieler zu Durchschlüpfungen solcher Art gereizt hat, weit übertreffend, scheint er ein Leben der ältesten Charge zu entdecken. Die Visionen des abortwärts entrückten böhmischen Hausmeisters, der nicht mehr von dieser Welt ist, und der resignierte Schmerz eines Jahrtausends, zu dem er den Tonfall eines jüdischen Greises fortsetzt, sind solche Erlebnisse, die mehr staunen machen als die blitzende Verwandlung des Kostüms. Und noch zwei besondere Augenblicke gibt es da. Einen ganz bescheidenen, wie er den urwienerischen Schlossergesellen den jüdischen Jargon

mit gespreizten Fingern und einem »chaiderachai« nachmachen läßt und plötzlich wie ein ganzes altes Bild aus der Wiener Vorstadt dasteht. Einen zweiten, der, eine vollkommene seelische Metamorphose, dem stumpfsten Publikum Schauer über den Rücken treibt. Er gibt sich, als englischer Artist, der dem Richter nicht mit Worten verständlich machen kann, daß er zuhause einen Schimpansen habe, einen Ruck und geht als Schimpanse um die Bühne herum. Er trägt das Kleid des englischen Artisten und es ist ein Affenfell, er hat die Haut eines Menschen und sie wird fahl. Er hat die Glieder des Schimpansen und starrt mit Affenaugen in eine Welt, aus der die Seele des Schauspielers in eine Vorwelt zu langen scheint. Er erlebt in einem Gang über die Bühne ein Zurück, als ob er entsendet wäre, die letzte Stichprobe auf die Zuverlässigkeit der naturwissenschaftlichen Erkenntnis zu machen. Dies Nebenspiel einer inneren Affendarstellung, ohne Kostüm und Maske, zeigt, wie fern aller technischen Beflissenheit dieser sonderbare Schauspieler seine psychische Zwingherrschaft über alles Organische aufgerichtet hat. Es gehört zu den ergreifendsten Eindrücken, die ich in fünfundzwanzig Jahren — zwar die letzten lebte ich weit von einer Wiener Bühne entfernt — vom Theater bezogen habe. Noch wäre zu sagen, daß die Posse selbst, die dort gespielt wird, hinter der handwerklichen Gelegenheit für eine wahrhaft schöpferische Schauspielkunst Witz und Seele genug hat und mit völliger Unabsichtlichkeit Wirkungen heraufführt, die der talentlosen Frechheit unserer Theaterkassenräuber versagt sind. Das Stück — von den Herren Glinger und Taussig — heißt »Die fünf Frankfurter«. Es sollte auf diesen Titel, den es nicht einmal zu parodistischen Zwecken übernommen hat, verzichten, um nicht mit dem Schund verwechselt zu werden, der jetzt auf dem Repertoire des Burgtheaters steht. Hätte dieses Künstler wie die Herren Eisenbach und Rott, Könner wie Herrn Berg und alle andern — die prächtige alte Hornau ist

nicht ersetzt worden —, so könnte man getrost auch den Schund hinnehmen. Aber nicht das Budapester Orpheum, sondern das Burgtheater hat bewiesen, daß es, um Geschäfte zu machen, verwechselt werden muß. Herr v. Berger hat meinen Vorschlag, seine Lokalität einem vorzüglichen Ensemble einzuräumen, mißverstanden. Er hat geglaubt, es werde gelingen, dem Burgtheater aufzuhelfen, sobald man nur den jüdischen Jargon herübernimmt. Er irrte. Wenn im Burgtheater gejüdelt wird, so ist damit noch gar nichts bewiesen. Es kommt in der Kunst darauf an, w e r jüdelt. Der Einfall, das Burgtheater an einer widerlichen Pikanterie schmarotzen zu lassen, die Idee, schlechte, aber vornehme Hofschauspieler an Effekte preiszugeben, die einer gewachsenen Meisterschaft in dieser Stadt des stofflichen Humors leider zu einer niedrigen Popularität verholfen haben, ist eines Desperado würdig. Wenn man aber die umfassende Toleranz der Hofbehörde bestaunt, welche die sonst ernst genommene Familie Rothschild durch einen schmierigen Ulkbruder verhöhnen und den päpstlichen Segen mit einem Mauschelwitz beantworten läßt; wenn man selbst im Wiener Durcheinander von Wurstigkeit die Langmut gegenüber einem Burgtheaterdirektor zu begreifen aufhört, der Nachrufe für Lebende und Schlüsselromane gegen Tote schreibt, dann beginnt man zu glauben, die österreichische List wolle einen Mann, dessen sie sich zu entledigen wünscht, schuldig werden lassen. Nun wäre das Maß ja voll. Wie plumpe Geschäftssucht nach einem von sämtlichen Bühnen abgelehnten Stück greift, weil die Verbindung der Hoftheaterwürde mit dem Jargon, der Tradition mit der Mischpoche großen Zulauf verspricht: das ist ein Schauspiel, das seinen Operngucker wert ist. Und nicht gegen die Verunehrung des Burgtheaters — dieses hat nichts mehr zu verlieren —, sondern gegen die Kompromittierung der Budapester Orpheumgesellschaft muß protestiert werden.

Schauspielermonumente

Leute, die jeder Enthüllung ausweichen sollten, haben sich um das Kainz-Denkmal verdient gemacht. Wenngleich es nun sicher pietätvoller ist, Kainz kein Denkmal zu setzen, als die alten Burgschauspieler zu schmähen, so hat die Idee dennoch Anklang gefunden, die Kränze, die in diesem Fall die Nachwelt sich selbst geflochten hat, lassen andere Persönlichkeiten nicht schlafen, und schon ist der Vorschlag aufgetaucht, einen Burgtheaterhain zu gründen und zwar so, daß um jenen Hamlet herum Büsten von Sonnenthal, Mitterwurzer und Charlotte Wolter aufgestellt werden sollen. Eine nach mehrfacher Richtung schamlose Vorstellung, selbst wenn diese Büsten besser ausfielen als die Statue des Herrn Jaray, dem man eher das Arrangement der Tapete, hinter der der Polonius stirbt, zugetraut hätte. Aber die Erinnerung an jene Großen und Edlen wird es keinen Tag lang ertragen, die Staffage für das Kainz-Denkmal abzugeben. Daß neben diesem das Standbild der Wolter im Bavariaformat auszuführen wäre, müßte sich auch für die Überschätzung des Kainz'schen Talentes von selbst verstehen: eine insofern berechtigte Überschätzung, als nie vorher die Distanz eines einzelnen Könners zum Jammer einer herabgekommenen Bühne so deutlich erlebt wurde. Aber selbst die Kritiklosigkeit, welche darauf besteht, diesen einen vor allen auszuzeichnen, weil sie seine Distanz zur Größe des Burgtheaters nicht erlebt hat, wäre ein belangloses Übel, ein Fall ohne tiefere Fernsicht als die auf eine

Komplettierung jener Widerwärtigkeiten, die das Wiener Weichbild schon beleben. Wichtiger und den Wiener Horizont erhellend ist der Geistesblitz der Grundidee, Schauspielern Monumente zu setzen. Auch vom Standpunkt einer Sitte, die es sich nicht nehmen läßt, dem Nachruhm eine Quittung in Stein auszustellen, vom Standpunkt einer Gesellschaft, die diesen Anschauungsunterricht für Analphabeten der Pietät nötig hält und nötig hat, vom Standpunkt der Gehirne, die das Leben nicht lebenswert finden, wenn sie es nicht sehenswürdig finden, muß die Idee, Theatergrößen auf diese Art der Nachwelt zu vermachen, als alberner, als abstruser, ja geradezu als wienerischer Einfall abgelehnt werden. Was ist von Josef Kainz übrig? Schlechte Gedichte. Von den Andern? Nichts; also mehr. Das Denkmal des Schauspielers ist das Grammophon. Vielleicht in Zukunft ein Ding wie ein Kinematogrammophon. Daß die Stimme der Wolter verklungen war, ehe es die Technik so weit gebracht hatte, dessen möge sich die Technik schämen. Über ihre Säumigkeit hat sich die Erinnerung an Kainz nicht zu beklagen, und sein Hamlet-Monolog, in einem Automatenbüfett angehört, gibt der Erinnerung und dem neuen Erlebnis mehr als die Statue, die man einem, der sprechen konnte, gesetzt hat. Völlig geistlos, eine zweimal tote Idee, den Sprecher des Hamlet in der Szene festzuhalten, da er vom Schädel sagt, er habe einmal eine Zunge gehabt: ein armer Yorick, und ein armseliger, der ihn zu bedauern vorgibt. Wenn es einen Schauspieler gegeben hat, dessen Andenken die Plastik zuhilfekommen müßte, dürfte; dessen Verlust sie halbwegs ersetzen könnte, sollte: so ist es die Wolter. Denn sie war nicht nur Stimme, sondern auch Standbild. Schon bei Lebzeiten hätte man es ihr nachahmen und überall dort aufstellen sollen, wo sie nicht war. Die Schauspielkunst lebt nicht fort: ihr bei Lebzeiten ein Monument

zu setzen und es nach dem Tode abzutragen, wäre sinnvoller als die Übung, zu der man sich in Wien entschlossen hat. Schauspielkunst müßte in Stein ausgedrückt werden können, wenn die Statue Sinn haben soll. Das könnte sie dort, wo es eine Hermione zu ehren gilt. Als mnemotechnisches Mittel ist ein Denkmal für Dichter und Denker, für Maler und Musiker überflüssig, für Schauspieler unsinnig. An jene hat der Nachlebende anders zu denken; zu diesen wird er durch keine Vorstellung geführt. Ein Schauspielerdenkmal hat nur Wert als Erinnerungsbehelf für den Betrachter, der das Modell in Erinnerung hat. Selbst ihm erstarrt die Hand, die einer Statue applaudieren soll. Das Schauspielerdenkmal schrumpft zur Privatangelegenheit zusammen und ist in allen Gegenden lästig außer im Foyer, wo es immer zu den Angehörigen spricht, oder auf dem Friedhof, wo auch das Denkmal des Privatmanns einer Pietät dient, die die Nachkommen aus Pietät übernehmen. Sinnvoll und notwendig ist nur die plastische Fortsetzung dessen, der plastisch gelebt hat. Schöne Frauen haben ein Monument verdient, und darum jene, die sie nicht gesehen haben; denn nur Kunst vermöchte die Schönheit zu ersetzen. Künstler brauchen kein Monument. Schauspieler verdienen keines und haben an jeder Möglichkeit, durch ein Denkmal ersetzt zu werden, vorbeigelebt. Einem Schauspieler ein Monument setzen, schließt, um der Nachwelt wenigstens einen Trost der Logik zu gewähren, die Verpflichtung in sich, auch dem Publikum ein Denkmal zu setzen, das den Schauspieler bewundert hat. So könnte eine Theaterwirkung wesentlich überliefert werden, weil die Schauspielkunst die einzige ist, die ohne den Empfänger nicht leben kann und mit ihm stirbt: also keine Kunst ist. Die Verewigung des Publikums wäre aber ein Ziel, aufs innigste nicht zu wünschen. Zudem wächst es immer frisch nach. Und mit ihm

die sozialen Parasiten, die aus dem Rahmen des Publikums herausbrechen, um sich im Zwischenakt bemerkbar zu machen. Sie verdienen gewiß kein Denkmal. Sie können die Logik eines Denkmals nicht zu Ende denken. Die freilich auch dort erfüllt ist, wo sich ergibt, daß ein Denkmalkomitee es sich selbst schon gesetzt hat, indem der Ruhm der Toten die Reklame der Lebenden bedeutet.

Eine neue Form der Banalität

[Richard Dehmel in Hamburg unbekannt.] Man schreibt uns: Dieser Tage kam ein an den größten Lyriker des heutigen Deutschland in seine zweite Heimat Hamburg gerichteter Brief als unbestellbar zurück, weil die ‚genaue Adresse' fehlte. Das war vollständig an der Ordnung, denn, kann ein deutscher Postbeamter erwidern, wenn er aus dem Konversationslexikon festgestellt hat, wer der Adressat war, 1) ist bei allen Sendungen Straße und Hausnummer anzugeben, 2) ist es nicht Sache der Reichspost, ihre Beamten in moderner deutscher Literatur zu unterrichten, und 3) ist der Adressat Richard Dehmel überhaupt im Bestellbezirk Blankenese bei Hamburg, Kreis Pinneberg, Regierungsbezirk Schleswig, Königreich Preußen, postalisch zuständig. Und der deutsche Beamte würde mit allen drei Antworten so recht haben wie je ein deutscher Beamter. Aber ein Privatmann möchte an seine Mitprivatmenschen doch die bescheidene Gegenfrage stellen, ob sie wirklich glauben, daß etwa eine an August Strindberg nach Schweden dirigierte Sendung dem Absender wieder zurückgegeben würde, auch wenn noch nicht einmal der Wohnort des Adressaten angegeben wäre. Und der ist doch schließlich auch nur — Schriftsteller.

Der Gedankenstrich und der Gedanke ermöglichen mir nach meinem typographologischen Verfahren die vollständige Herstellung der zeitgenössischen Physiognomie, die hinter solcher Bitterkeit steckt. Es ist die Stellung des Idioten (Privatmanns) zum Staat. Die Intelligenz ist nicht mehr imstande, die Bestimmung des Dienst- und Schutzverbandes, den sie erschaffen hat, zu begreifen. Alle bureaukratische Unzulänglichkeit wird durch eine liberale Kritik, die der Individualität dort Rechte zuschanzen möchte, wo sie sie nicht hat, ins Recht gesetzt, und der Staat kann sich in die Polizeifaust lachen, wenn ihm die Intelligenz ihren Standpunkt klar macht. Nicht die Vorstellung allein, daß so ein Gebildeter der Frankfurter Zeitung sein Herz darüber

ausschüttet, daß die Post einen Dichter nicht kennt, und daß er sich einbildet, er stehe deshalb dem Dichter näher als ein Briefträger, macht diese Art von Kurzsichtigkeit, die einen Zwicker trägt, zur wahren Staatsplage. Solche Individuen, die aus Reih und Glied einer Quantität treten und die in ihrem Umkreis angestaunt werden, wenn ihnen eine Zuschrift gedruckt wurde, sind in der ihnen ausschließlich offenen Perspektive des sozialen Lebens nicht imstande, einen Fortschritt weit zu denken. Die Post erfüllt ihre Idee, den Boten zu ersetzen, durch Beschleunigung und Verbilligung. Nicht durch »Findigkeit«, wie die Spaßmacher glauben. Dem Dienstmann, dem es überlassen bliebe, den Adressaten zu suchen, ehe er ihm die Botschaft übermitteln kann, müßte der Lohn erhöht werden. Der liberale Sinn betreibt nur scheinbar die Popularisierung der Betriebsmittel, in Wahrheit setzt er die Ausnahme für jeden Einzelfall voraus und, im luftleeren Raum denkend, nicht imstande, sich die Quantität vorzustellen, deren Begriff er allein sein Dasein verdankt, macht er immer den ganzen Apparat seiner dürftigen Individualität tributpflichtig und für jede Vernachlässigung verantwortlich. Antisoziale Scherzhaftigkeit hat das Lob der »findigen Post« aufgebracht, deren Spürsinn man die versteckteste Adresse zu apportieren aufgibt. Nur in Österreich, wo auch die Bureaukratie weniger dem Verkehrsinteresse als dem Streben nach falscher Persönlichkeit entgegenkommt, pflegt sich die Post aus solchem ihr auferlegten Zeitvertreib — Such's Herrl! — eine Ehre zu machen, und in diesem Staate mag es schon vorkommen, daß das »Mir san mir« als Adresse eines Briefes genügt, etwa noch ergänzt durch die Straßenbezeichnung »Eh scho wissen«. Ein Prüfstein für die Findigkeit der Post ist auch das Porträt eines Dichters, das ein Scherzbold auf das Kuvert gezeichnet hat, und zur Freude aller Beteiligten, des bekannten Dichters, des lustigen Zeichners und der findigen Post wird, wenns gelungen ist, das »postalische Kuriosum« im Extrablatt abgebildet. Sie alle aber spüren nicht, daß Popularität, Humor und Findigkeit Beweise gegen das Milieu sind, in dem diese Eigenschaften wurzeln, und daß nichts sowohl gegen den Geist wie gegen die Post eines Landes mehr spricht als der Glaube, daß die Kultur von der Zustellbarkeit ungenügend adressierter Briefe

abhängt und daß der Dichter es dort am besten hat, wo ihn die Briefträger kennen. Und zwar so, daß sie entweder schon wissen, wo er wohnt, oder wenigstens bereit sind, aus Hochachtung nachzuschlagen. Der Liberalismus stellt sich vor, daß die Wirkung, die ein Dichter auf seine Zeit ausübt, in der Notorietät seiner Adresse zum Ausdruck kommt, und die Wirkung, die er auf die Nachwelt hat, in der Geläufigkeit seiner Biographie. Und der findigen Post ist es überlassen, das Nemo propheta in sua patria als hinreichende Adresse anzusehen, es wäre denn, daß hier der Vermerk am Platze ist: Adressat abgereist oder verstorben. Der Briefträger soll im kleinen Finger haben, was der besser bezahlte, weniger geplagte, aber dafür unnützere Literarhistoriker nicht einmal ahnt. Wenn Herr Eduard Engel mich nicht kennt und ehe er mich plündert, mir eine falsch adressierte Karte schickt, auf der er mich bittet, mich plündern zu dürfen, so soll der Briefträger wissen, wem es zugedacht ist. Die Gebildeten, die sich gestern über die Kunst informiert haben, schütteln den Kopf über die »breiten Massen« — eine Vorstellung, auf der die Intelligenz zu sitzen scheint —, die immer ach so spät erst nachrücken. Die liberale Enttäuschung in solchen Fällen klingt mir wie der Seufzer, den Ebermanns »Athenerin« (deren Adresse heute festzustellen der findigsten Post nicht mehr gelingen dürfte) ausstößt, weil ein Mann aus dem Volke auf die Frage, ob er nicht wisse, wo Sokrates wohnt, sie mit der Gegenfrage, wer denn das sei, chokiert: »Wie wenig kennt das Volk doch seine Geister!« Besonders voraussetzungsvoll sind in diesem Punkte die Literaten, die sich ehedem eine Ankunft in Christiania schwer anders vorstellen konnten, als daß Ibsen und Björnson auf dem Perron stehen und sich erbötig machen, das Gepäck zu tragen. In einer Humoreske war einmal die Enttäuschung eines Berliners in Wien geschildert, der gleich nach der Ankunft seinen Wiener Begleiter angesichts jedes Herrn mit schwarzem Schnurrbart in die Rippen stieß und ausrief: »Nich wahr, aber dies ist doch Johann Strauß!« Nur hatte der Autor nicht bedacht, daß diese Agnoszierungsversuche eines Berliners in Wien noch berechtigt sind, wo tatsächlich sechs Persönlichkeiten auf dem Opernring herumstehen und eine davon umso leichter Johann Strauß sein kann, als alle

sechs davon durchdrungen sind, daß sie es sind. Aussichtsloser wäre die analoge Mühe, die sich ein Wiener auf dem Potsdamerplatz gäbe, und man hat ja gehört, daß bedeutende Wiener Feuilletonisten sich in Berlin nicht akklimatisieren konnten und eingingen, weil oft ein Jahr verstrich, bis sie auf der Straße ein »djehre Herr Dokter!« zu hören bekamen und weil es dann erst nur ein Wiener Operettenliebling war, der in Berlin ein Nachtlokal aufgemacht hat. Aber der Liberale aller Länder ist schmerzlich enttäuscht, wenn der Fortschritt nicht vor ihm Halt macht und wenn der Betrieb, den er für den letzten Zweck aller Schöpfung hält, es nicht speziell auf ihn abgesehen hat und nichts zu seiner Förderung auf Kosten aller anderen Passagiere beitragen will. Vor dem Autobus steht ihm die Bildung, und ein Bestandteil der Bildung ist ihm die Kunst. Er hat seinerzeit den Kopf geschüttelt, als ihm die Statistik verriet, wie wenig deutsche Soldaten wußten, wer Bismarck war, und die Hände gerungen, als er erfuhr, daß es mit der Popularität Goethes nicht besser bestellt sei. Er versteht nämlich nicht, daß geistige Werte auch in eine Zeit wirken können, welche die Schöpfer nicht einmal dem Namen nach kennt. Er weiß nicht, daß die Lebensform auch des literarisch Ungebildetsten von der Existenz Shakespeares irgendwie bedingt ist. In dieser Ahnungslosigkeit, mindestens jedoch in der Überschätzung unmittelbar übertragbarer Wahrheiten, also politischer Werte, wird er von den Dichtern selbst heute unterstützt. Der verrannte Betätigungsdrang der Ästheten, die jetzt einen Leitartikler für ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft halten, kommt der schwachgeistigen liberalen Intelligenz sehr zu Hilfe. Was soll man noch gegen die Leute, die sich für Versammlungsheroen und für politische Megären begeistern, ernstlich einwenden, wenn ein Dichter Konventtöne kopiert und nicht allein deshalb für das romanische Leben schwärmt, weil dort die Kriegsschiffe »L'humanité« heißen, sondern weil sie zuweilen auch »Voltaire« heißen! Ich hingegen bin schon mißtrauisch gegen Kulturen, deren Briefträger die Namen ihrer Repräsentanten kennen und sich womöglich über eine genaue Adresse kränken, weil sie einen Zweifel an ihrer Bildung bedeuten könnte. Ich argwohne, daß die Post dort, wo sie Dichter ohne Straßen-

bezeichnung findet, vollständig adressierte Briefe überhaupt nicht zustellt. Es scheint mir für eine gut organisierte Post zu sprechen, wenn sie in Hamburg nicht weiß, wo Richard Dehmel in Blankenese wohnt. Vielleicht hat ein Briefträger, der diesen Dichter nicht persönlich kennt, auch mehr literarisches Urteil als ein Schmock, der ihn für den größten deutschen Lyriker hält. Aber hier stehen andere Qualitäten in Frage; ich will zur Ehre der schwedischen Post annehmen, daß sie die an Strindberg gelangenden Briefe nicht bloß deshalb zustellt, weil er der Strindberg ist, sondern weil seine Adresse genau angegeben war, und für meine Person muß ich gestehen, daß ich zufrieden wäre, wenn mir die Wiener Post auch den größeren Teil der richtig adressierten Briefe nicht zustellte, und daß ich über die Popularität untröstlich bin, die sich darin zu erkennen gibt, daß ein Briefträger, der nur meinen Namen ohne Straße und Hausnummer vor sich hat, »Fakl« davorschreibt. Wenn man sich sagt, daß neun Zehntel der Korrespondenzen, mit denen diese armen Teufel an einem Wiener Tage tausend Stock hoch laufen müssen, der gröbste Unfug sind, der mit Papier und Tinte seit deren Erfindung getrieben wurde; wenn man das schamlose Überhandnehmen der Geschäftsreklamen, Wohltätigkeitslose, Wahlaufrufe, Künstlerhausfirnißtageinladungen bedenkt und all des Mistes, der nicht nur gedruckt, sondern auch zugestellt wird, so gelangt man unschwer zu einem Punkt sozialer Einsicht, wo man nicht extra noch der Bildung des Briefträgers zumutet, was seine Lunge nicht mehr leisten kann. Dem intelligenten Esel, dem die soziale Einsicht immer nur so weit imponiert, als sie eine Phrase ist, und dessen Phantasiearmut beim Nebenmenschen immer just den Kulturgrad voraussetzt, an den er selbst sich gestern erst anschmarotzt hat, wird es nie begreiflich zu machen sein, daß die Kultur von der Überschreitung der Pflichtkreise nicht fett, sondern mager wird. Er wird es nie verstehen, daß die Leistung eines Organs über seine Funktionspflicht hinaus nicht eine Errungenschaft der Bildung, sondern eine Anmaßung ist, die im gegebenen Fall zugleich eine lästige Intimität und eine wertlose Popularität beweist, und daß ein unbestellbarer Brief mehr für die Rücksichtslosigkeit des Absenders spricht als für die Zurücksetzung des Adressaten im Vaterlande. Man muß die fortschrittliche Visage,

die solchen Vorfall begrinst, an der Geringfügigkeit ihrer Sorgen feststellen; denn man muß sie feststellen, wo immer man sie findet. Es gibt ärgere Versäumnisse als ein Versäumnis der Post, und gewiß auch größere Tatsachen als eine Zeitungsbeschwerde. Aber die großen Ereignisse verdecken zu leicht das Antlitz der Zeit. Wenn's am lautesten zugeht, ist es am schwersten zu bestimmen, wo's am dümmsten ist. Erst wenn die Zeitungen Platz haben, isolieren sich die Vorkämpfer der Banalität und man erkennt die Typen, mit deren Dasein sich abzufinden nur dem geborenen Selbstmörder gelingt.

Arzt und Künstler

Jener liberale Typus, dem mit dem Schuhabsatz auf die Plattform zu treten — ob mit Berson oder Palma ist gehupft wie gesprungen — die primitivste geistige Anstandspflicht bedeutet, der schöngeistige Mann der Wissenschaft, er hat mir kürzlich einen Tag lang die Aussicht verstellt. Unter diesem stützigsten aller Begriffe fasse ich jene Erscheinungen zusammen, denen der sogenannte Ernst des Lebens noch Muße zu einer Beschäftigung mit der sogenannten Kunst läßt, was sie dann zu einer scherzhaften Verwechslung von Muße- und Musestunden und sonstigen Allotria benutzen. Es sind Leute, die sich noch irgend etwas bewahrt haben, und bei der mir innewohnenden Schamlosigkeit, dem keuschesten Besitz, den ich mir bewahrt habe, bestehe ich darauf, daß sie es sehen lassen. Herzeigen oder ich bin grob! Da stellt sich denn heraus, daß siebzigjährige Strafrechtsprofessoren noch hin und wieder einen lyrischen Seitensprung machen und gleichalterige Chirurgen Herz auf Schmerz reimen oder sonst irgendwie den Musen auf den Busen greifen, pfui kaka schickt sich denn das? Auch kommt es vor, daß sie sich den Humor bewahrt haben, der dann irgend einmal plötzlich, man hat sich kaum umgedreht, in seine Rechte tritt, anstatt im Klosett zu verschwinden. Anerkannter Lebenszähigkeit aber, die in vollster geistiger und körperlicher Frische Jubiläen feiert, erfreut sich der warmfühlende Arzt, der zwischen Rezepten immer auch noch goldene Worte zu verschreiben fähig ist und wenn wir schon ganz matt sind, uns noch eine attische Salzinjektion verabreicht oder statt Pillen uns Perlen der Altersweisheit eingibt oder jene glitzernden Dinger, die er »Aphorismen« nennt, nicht geschenkt nehm ich sie. Nun mag ja, im Ernst gesprochen, der Professor Gersuny einer

der besten Chirurgen sein, die es derzeit gibt; aber was gegen ihn einnimmt, ist das Gefühl, daß er seine Feder für schärfer hält als sein Messer und einen schlechten Lyriker für wertvoller als einen guten Chirurgen, wiewohl es doch vollkommen ausgeschlossen ist, daß man sich vertrauensvoll von einem das Bein wegnehmen lassen wird, der dem warmblütigen Hugo Salus in Prag enthusiastische Briefe schreibt. Salus selbst hat solches zum 70. Geburtstag Gersunys enthüllt und zu den ärgsten Greueln, deren das Geistesleben einer von Freundschaft, Gänseschmalz und Poesie triefenden Logenbrüderlichkeit fähig ist, gehört der Glückwunsch, den jener, anstatt ihn im Postkasten zu hinterlegen, dort veröffentlicht hat, wo solcher Herzenston zur Ablenkung von Börsenmanövern immer seinen Dienst tut. Peinlich ist es schon, wenn den Männern der Wissenschaft — Insassen eines verkehrten Harems, wo auf ein Frauenzimmer so viel Eunuchen kommen — »das Wort Nothnagels« (nur ein guter Mensch kann ein guter Arzt sein) als Marke angeheftet wird. Nun kann man sich aber gar nicht vorstellen, wie warmblütig es zwischen den Herren Gersuny und Salus, die noch dazu auch gute Dichter sind, zugehen muß. Zunächst neckt sich Salus mit der Neuen Freien Presse, die von seiner heimlichen Freundschaft mit Gersuny erfahren habe — du du du! — was »zu den Allwissenheiten des Märchens gehört«. Hierauf spricht er Gersuny »Sie Aphorismenpräger« an, vermutlich zur Unterscheidung von Salus selbst, der ein Präger schlechtweg ist, und meint, wie beseligend der Besitz von Briefen, zwanzig Seiten langen Briefen Gersunys wirke, wenn schon jeder einzelne Satz, den Gersuny geprägt habe, glitzernd sei. Gersuny hat ihm nämlich, ohne ihn noch persönlich zu kennen, einen begeisterten Brief über seine Gedichte geschrieben. Diesen Brief zeigte Salus damals allen möglichen Berufsgenossen und »fragte immer wieder ungläubig, ob dieser Briefschreiber denn wirklich der große Chirurg Robert Gersuny sein könne, der solche Worte für einen jungen Dichter gefunden hatte«. Man sollte es in der Tat nicht glauben. Dem klinischen Jünger hätte der große Chirurg vielleicht: Sie Patzer! zugerufen; dem Arzt, der Versfüße einrenken kann und ein paar o-beinige Gefühle notdürftig zum Hatschen bringt, schreibt er einen bewundernden Brief. So sind sie, diese Männer der Wissenschaft.

»Denn es schien mir unglaublich, daß ein Chirurg überhaupt Gedichte lesen, daß er sich Muße (aha) und Stimmung absparen könne, um die skandierten Gefühle eines andern nach- und mitzufühlen, daß er dann, warmblütig wie ein Jüngling, seiner Freude an dem Gleichklang der eigenen Empfindungen mit den Stimmungen des jungen Dichters Ausdruck verleihen, daß er ihm einen Bewunderungsbrief schreiben mußte!« Salus hat so sehr recht, daß man ihm die Feder halten möchte, mit der er sich in ahnungsloser Banalität in den eigenen Leib schneidet. Ja, so fühlt Salus nach, so klingt Gersuny mit. Dieser konnte nicht anders, er mußte ihm schreiben. »Wieviel eigenes Künstlertum steckt in solch einem ganz uneigennützigen, freudigen Beifallszuruf! Sie sind selbst ein Künstler, schrieb ich Ihnen wohl damals...« Und Gersuny habe geantwortet: »Ich bin ein latenter, ein passiver Künstler, der Kunstwerke genießen kann, sie befruchten meine Phantasie«. Salus kann sich nicht fassen: »Man denke: ein Chirurg mit Phantasie, den Gedichte befruchten können! O, es liegt in Ihren vielen genialen Operationsvorschlägen viel, viel Phantasie, ich bin ja selbst Arzt und kann das bewundernd würdigen. Und diese künstlerische Phantasie zeichnet Ihre Chirurgie vor vielen anderen aus.« Nun beachte man also, wie gut die Rollen verteilt sind. Gersuny ist selbst Künstler und würdigt deshalb die Gedichte des Salus, während Salus selbst Arzt ist und deshalb wieder die Operationen Gersunys würdigen kann, dessen künstlerische Phantasie allerdings von Salus selbst befruchtet ist. Ich bin nicht selbst Patient, muß aber sagen, daß ich mich trotzdem noch immer lieber von Gersuny operieren lassen wollte, als mit Narkose Gedichte von Salus zu lesen. In Salus hat sich selbstredend der reifende Mensch zu dem ernsten, reifen Manne hingezogen gefühlt, dessen eigene Jugend ernstere Wege gegangen war, der eigener Phantasie Zügel angelegt und aus dem glühenden Träumer Gersuny durch Selbstzucht den großen Chirurgen gemacht (ohne hat). Ich zitiere ohne Anführungszeichen, weil sich das besser macht und weil man sowieso glaubt, daß ich es erfunden habe. Wiederholt haben natürlich Salus und dessen Frau mit Gersuny größere Reisen unternommen, wobei sie sowohl im Bewundern der großen Natur wie der erhabenen Kunst geschwelgt (ohne haben). Daß Salus, nebenbei bemerkt, auch persönlich Gelegenheit hatte, in Gersuny den großen Chirurgen

kennen und bewundern zu lernen, indem er nämlich von Gersuny selbst operiert wurde, scheint jetzt nach so vielen Jahren wie ein gütiges Regiekunststückchen des, wie sagt man nur, Puppenlenkers da droben. Gersunys Phantasie war von Salus' Gedichten offenbar schon dermaßen zu den kühnsten Operationen angeregt, daß er sich am Dichter selbst vergriff und ihm den Blinddarm wegnahm, wobei sich aber herausstellte, daß der Blinddarm nicht jenes überflüssige Organ ist, von dem der lyrische Dreck kommt. Natürlich muß Salus jetzt wahrhaftig lachen, wenn er hört, daß Gersuny schon ein Greis sei, ha ha, er ist natürlich ein Jüngling, es müsse ein Wunder sein, es gebe so viele Wunder im Dasein, und wir Dichter haben das Glück, für diese Wunder offene Augen und ein offenes Herz zu besitzen. »Diesem Siebzigjahrewunder gegenüber wird auch der Lyriker in mir sprachlos« — verspricht Salus. Sonst muß man ihm schon eine Scholetkugel in den Mund geben. Die Sprache aber, die er als Gratulant findet, wird uns in Tagen, in denen angeblich ein Setzerstreik herrscht, mit einer Seelenruhe vorgesetzt, als ob wir wirklich bereits fühllos geworden wären gegen die Tortur der Phrase. Es muß faktisch so weit gekommen sein, daß diese Benediktion eines Onkels, der so gut bei einer Beschneidung wie zum Geburtstag eines alten Chirurgen seinen Mann stellt, als die Sprache der Kultur hingenommen wird. Ohne Krämpfe. Doch wem es just passieret, daß ihm von den Speiseresten des Heineschen Lyrismus übel wird, der muß sich unter den Zumutungen dieser warmblütigen Mischpoche förmlich winden und so wenigstens durch Gesten zu verstehen geben, daß er es satt habe. Ich würde ja noch weiter gehen. Gersuny operierte Salus; er tat es unter dem Eindrucke von Salus' Gedichten. Ich wäre neugierig, ob Salus, der doch ein guter Mensch ist, es verweigern würde, mich zu behandeln, wenn ich ihn nachts rufen ließe und ihm sagte, daß mir von seinen Gedichten unwohl geworden (ohne sei). Das wäre aber ein Ausnahmsfall. Sonst bin ich dafür, daß man schöngeistige Männer der Wissenschaft, die für ihre Mußestunden sich noch etwas bewahrt haben, in den Ordinationsstunden aushungert. Von Chirurgen, die Aphorismen prägen, sich auch keine Hühneraugen schneiden läßt. Jedenfalls keinem einen Blinddarm zu verdienen gibt. Und so diese Leute zwingt, ganz der Schönheit zu leben!

April 1912

Dame und Maler

Aus der unbestreitbaren und durchaus löblichen Tatsache, daß die Hausfrauen der Bankiers, Engrossisten, kaiserlichen Räte und sonstigen ernsten Berufe eine Abwechslung brauchen; aus der unbestreitbaren, aber sehr traurigen Tatsache, daß es in Europa noch keine Gelegenheit gibt, wo Frauen zwanglos und ohne Gefahr der Erpressung sich das Unentbehrliche verschaffen können: aus solcher Not, die die Natur schafft und die soziale Ordnung nicht befriedigt, und aus der allgemeinen Erkenntnis, daß das Leben kurz sei, ein Jour aber lang und daß man Genüsse und Entschädigungen zusammenraffen muß, wo immer man ihrer billig und ungestört habhaft werden kann — sind die Malerateliers entstanden. Die Gattinnen der ernsten Berufe haben gehört, daß die Besitzer solcher Malerateliers Künstler sind, was sie, selbst wenn sie einen Umhängebart tragen, begehrenswerter macht als jene vielen Zahlmarköre, die noch nie ein Bild gemalt haben. Aber was den Künstlern nicht nur die Weihe gibt oder wie man das Dingsda nennt, sondern auch ein gewisses Etwas, man könnte sogar sagen, ein gewisses Clair-Obscür: das ist wieder der Umstand, daß sie Malerateliers besitzen. Denn was ist ein Genie ohne Atelier neben einem Atelierbesitzer ohne Genie, der dem Interviewer des Neuen Wiener Tagblatts, welches sonst nur Masseusen empfiehlt, erzählen, nein andeuten und sogar verschweigen kann, daß er schon viel erlebt hat! Aber er sagts, wie gesagt, nicht. Er schweigt aus der Werkstatt. So Allgemein-Philosophisches über die Frauenseele, nun da brauchts keine Zurückhaltung, das kann jeder hören. Malermeister, die das Wort ergreifen, sind nebst des Tigers Zahn und dem Menschen in seinem Wahn bekanntlich das Schrecklichste, was es in der Bürgerswelt gibt. Warum sollten wir uns also nicht die Osterfeiertage verschmieren lassen von den Auskünften über das

Problem »Dame und Maler«? Es genügt ja nicht, daß die Welt voll des Geistes ist, der auf den Jours der Frau Isolde Schweißhand serviert wird, und daß ein Künstlerhaus voll der Kunst ist, die diesem Geist mit angestrichenen Photographien entgegenkommt. Wir müssen auch darüber aufgeklärt werden, wie solche Schöpfung entsteht. Und braucht der Künstler nicht die Dame so gut, wie die Dame den Künstler? Das tut er, weiß Gott. Denn: den Künstlern gehts zwar besser als früher, hören wir. Sie sind »in die Nähe der Banken verzogen«. Aber »das Publikum hat kein großes Kunstverständnis«, und würde immer »nur alte Bilder« kaufen, wenn nicht — nun, wenn nicht eben die Damen wären. Die wissen, was gut und teuer ist. »Der moderne Künstler hätte das Nachsehen, wenn nicht die Frauen für ihn sorgten, das schöne Geschlecht, dem er im Frack in den Gesellschaften begegnet und die dem Meister der Schönheit beide Hände entgegenstrecken«. Bei solchen Sätzen frage ich mich, warum das Strafgesetz die Brachialgewalt verpönt. Warum es nicht erlaubt sein soll, einen Jour, wo der Meister der Schönheit im Frack erscheint, um seinen Rebbach zu machen, und das schöne Geschlecht ihm beide Hände entgegenstreckt, so daß der Kerl noch ein Vergnügen extra haben wird, während dem verdienenden und erhaltenden Gatten das Blut zu Zucker wird — warum es also nicht erlaubt sein soll, solch eine Gesellschaft, die auf der Basis von Wucher, Snobismus, Geilheit und Talentlosigkeit zustandegekommen ist, mit ein paar Ohrfeigen auseinanderzujagen? »In einem Aufleuchten ihres Auges empfängt er den heißbegehrten Dank für jahrelanges Ringen.« Der Maler nämlich. Er hat ausgerungen und jetzt ist ihm wohl. Der Bankier muß daneben stehn. Er hat ehrlich gestohlen, bis in die sinkende Nacht hinein, und früh muß er dann lesen, daß sie recht hat, wenn sie leuchtet die nichtsnutzige Person ein Skandal vor den Pollitzers sie zerreißen sich sowieso schon das Maul wo doch drei Kinder da sind! Der Bankier hat recht und doch wieder nicht recht. Was sein muß, das muß sein, nur ist es eine Frechheit, daß man es einen Dank für jahrelanges Ringen nennt. Es wird nicht so heiß gerungen, wie verkauft, und Leute, die Anstreicher hätten werden müssen, wenn nicht im Publikum

ein unbezähmbarer Drang lebte, Nixen im Rauchzimmer zu haben oder seine Visage ausgestellt zu sehen, solche Lieferanten gehören in die Gesindestube des Hauses. Wenn die Frau zum Hauslehrer schleicht, so kanns Skandal geben, aber es hat wenigstens nichts mit Malerei zu tun. Die Unsittlichkeit in Ehren, aber die Verquickung mit der Kunst ist eine Schweinerei! Ein Maleratelier mag ein sturmfreier Aufenthalt sein, ich bin dafür, es gibt ohnehin zu wenig Separees in der Welt und zu viel Orte, die einen besondern Anstand erfordern. Aber wenn sich ein Blatt erfrecht, ein Atelier und seinen Mieter gratis zu empfehlen, während hinten die armen Steiger, Sucher oder Besitzer von Absteigquartieren nach jahrelangem Ringen schweren Annoncenlohn zahlen müssen, so ist das eine Unsauberkeit sondergleichen. Ja dem Maler gehts gut, er wohnt hoch oben »in der Nachbarschaft der verliebten Katzen und Spatzen«:

Mit vielfacher Anziehungskraft zieht er die Frau an sich. Da ist das mythisch-einsame Atelier, dieser Poetenwinkel, wie ihn nicht einmal die graziöseste und geschmackvollste Dame hervorzuzaubern vermag. Der Maler, bei dem jedes Auge ein geschulter Kunstkenner ist, bringt von seinen weiten Reisen nach der Schönheit eine Fülle von Objekten mit, die ihm gestatten, auch die Spur von Banalem aus seiner Nähe zu verbannen. Ein Zug an den riesigen Vorhängen und —

»Traumdämmerung« wird im Neuen Wiener Tagblatt — merkts euch, freisinnige Wähler — als besonderer Anziehungspunkt gerühmt, die Landschaften, die herumstehen und »Ewigkeit im Gesichte tragen«, sollen den Weibern einheizen und die Kunst — wenn es auch nur die Kunst von Mitgliedern der Künstlergenossenschaft ist, sie heißt dennoch so — die Kunst dient dazu, das Rendezvous behaglich zu machen:

Das ist eine Umgebung, in welcher lockend und jauchzend der Frau das Wort ins Ohr und Herz dringt, das sie am liebsten hört und das ihr zu tausendfacher Bedeutung schwillt, wenn ihr's der Priester der Grazien sagt: »Du bist schön.«

Hat man schon so etwas erlebt? Ehrliche Pornographen, die die Sache für sich selbst sprechen lassen, werden drangsaliert. Aber die Staffelei als spanische Wand und die Kunst als spanische Fliege — das bleibt ungeschoren. Die Beziehungen einer Prostituierten zu einem Louis würden sich der öffentlichen Anpreisung

entziehen, aber die Zeitung darf in Ekstase geraten, wenn es sich darum handelt, daß ein Maler für das Geld eines Bankdirektors zu einem Auftrag und die Hausfrau zu einem Vergnügen kommt.

Daher gehen sie Hand in Hand, unterstützen sie sich gegenseitig, Frau und Maler. Der Künstler, indem er die Schönheit der weiblichen Natur, die Frau, indem sie die Schönheit der Kunst verkündet. Am interessantesten aber ist diese Verbindung, wenn die beiden Faktoren einander unmittelbar gegenübertreten, der Maler seine Kunst der Dame zuwendet.

Ich frage: Dürfte der Gatte dabei sein, wenn der Maler seine Kunst der Dame zuwendet? Dürfte überhaupt jemand dabei sein? Na also. Und es gibt »Ateliers in jeder Aufmachung«. »Professorale, wo das Bild die Hauptsache ist und alles ringsum nur schlichte Ordnung«. Wo das Bild die Hauptsache ist, das nennt der Schmierer der Zeitung nicht künstlerisch, sondern professoral. Freilich, aus jungen Malermeistern, die noch fesch beinand sind, werden alte Mitglieder der Künstlergenossenschaft, deren ausschließliche Tätigkeit dann im Malen besteht. Was halt so der Schmierer Malen nennt. Die Ateliers aber, wo eingestandenermaßen nicht das Bild die Hauptsache ist, sondern das Erlebnis — ohne Erlebnis keine Kunst —, wo aber für das Bild gezahlt wird: was sind denn das für Ateliers? »Heimlich süße, wo vorgesorgt ist für bizarre Möbel, für Blumen und Bonbons, elegante, wo der Geschmack des letzten Tages erlesene Formen hat.« Die gehören also den gschmackigen Malern, jenen, die mit Bonbons malen. Die Unbeteiligten, denen der Eintritt ins Atelier verboten ist, merken es erst an den Bildern. Und dann, hören wir, gibt es noch andere Ateliers: »grobkräftige, in deren Ausstattung die männliche Vollnatur ihren Ausdruck findet«. Denn gewiß gibt es Damen, die wieder so etwas vorziehen. Aber es ist bislang noch nicht erlebt worden, daß so etwas beschrieben wird. Und noch weniger, daß sich Malermeister finden, die sich in die verschiedenen Kategorien von Ateliers placieren lassen und die Belege ihrer Eigenart dem Reporter vorweisen, und die als Bürger anderer Berufe gewiß über das aufgebracht wären, was ihnen die Zeitung aufgebracht hat. Ein professorales Atelier hat zum Beispiel der Professor Angeli, aber auch

er wird noch »liebenswürdig« genannt. Der Reporter durfte zusehen, »wie der berühmte Meister sich von seinem getreuen Leibbarbier die Haare mit der Brennschere ein bißchen kräuseln ließ«. Der Meister erzählt, daß die Damen die Sitzungen »als eine Unterhaltung erster Klasse betrachten«. Der Maler erteile ihnen gute Ratschläge in der Toilette, sie lernen »charmante und bedeutende Persönlichkeiten kennen, die das Atelier besuchen« (Namen nennen!), und »der Vormittag werde schön ausgefüllt«, erzählt Angeli. Ob wohl auch Angelo seinen Stolz darin erblickte, den Damen den Vormittag schön auszufüllen? Aber ihm hat dafür auch gewiß keine zugemutet, daß er sie »schöner malen« solle, als sie ist. Angeli gibt zu, daß das bei ihm unaufhörlich vorkommt. Es verdrießt ihn, aber er stellt nicht entschieden genug in Abrede, daß er solchen Wünschen der Kundschaft nachgibt. Unangenehm seien halt die Frauen, die sich für schöner halten, als sie sind. Angeli empfindet dieses Geschlechtsübel als eine Berufsstörung. »Deswegen kam auch eine Dame aus dem exotischen Auslande schön an« — wie, und mußte häßlich abreisen? Nicht doch, sie kam aus dem exotischen Auslande und bei Angeli schön an, weil sie »den Herrn Professor durch einen Fremdenführer« — man denke! — »bitten ließ, sie im Hotel zu besuchen. Der Fremdenführer hatte gleich gemeint, daß der Künstler wohl schwerlich kommen dürfte«. Ein ahnungsvoller Fremdenführer, der sich im Künstlerstolz Angelis auskannte! Angeli kam nicht. »Natürlich kam sie, die wirklich schöne Exotin.« Nun versteht man zwar nicht, was die Eitelkeit der Frauen mit der Unbescheidenheit der Exotinnen zu tun haben soll. Und überdies erscheint die Zumutung nicht ungeheuerlicher als jene, welche die Fremdenführer namens anderer Professoren wieder an die Fremden stellen. Ist es doch bekannt, daß unter den Rufen, die beim Betreten des Nordbahnhofes den distinguierten, aber zuckerkranken Fremden aus Tarnow umgellen: Imperial, Grand Hotel, Metropol, auch die Stimme der Wissenschaft sich zur Geltung bringt. Warum sollte die Gattin des Patienten bei demselben Fremdenführer nicht gleich auch das Anliegen vorbringen, daß ein Professor, der kein Internist ist, sondern mehr aufs schöne Äußere geht, ins Hotel kommen möge? Warum denn nicht? Sie will doch zahlen und kennt sich nicht

so aus mit der Kunst wie jener Ästhet aus Breslau, von dem mir einmal geträumt hat, daß er bei der Ankunft den Kutscher fragte: »Ach, wo kann man hier Hodlers sehen?«, worauf ihm die Antwort wurde: »Euer Gnaden wern eh wissen«. Sie interessiert sich nicht für Kunst, sie wollte von Angeli gemalt werden. Weil sie aber schön gemalt werden wollte, tat es Angeli justament nicht. Überhaupt ärgert er sich über die Damen. »Er malt keine Dame mehr im Hut, außer gegen Ehrenwort, daß sie nicht im nächsten Jahre wiederkommen werde, damit ihr der Meister statt des veralteten Hutes im Bilde einen modernen aufsetzen möchte, wie das schon sehr oft vorgekommen ist.« Hat er schon manchmal nachgegeben und ist es ihm endlich zu bunt geworden? Warum denn? Das Publikum schätzt die Kunst ganz richtig ein, und die Künstlerhausleute können sich nach Aufträgen umschaun, wenn sie Mannderln machen und nicht einsehen wollen, worauf es den Weiberln ankommt und daß das Bleibende der Hut ist und der Grundsatz l'art pour l'art beiweitem nicht so haltbar wie die Forderung: boeuf à la mode!... »Spieglein, Spieglein an der Wand, wer ist die Schönste im ganzen Land?« Und wer ist der Meister der Schönheit, der mit klarem Blick aus traumdämmerigem Auge erkannt hat, daß man mit solcher Frage das Rätsel der Frauenseele, die ins Atelier kommt, beantworten kann? Wer ist der Kenner, wer meint es so? »So meint es der energische, aber warmherzige und freundliche Meister Rauchinger, bei dem das gewaltige Bärenfell unter dem Tisch eine Falschmeldung ist.« Will er es uns aufbinden? Er ist doch einer von jenen, in deren Atelier die männliche Vollnatur ihren Ausdruck findet? Und gerade darum kennt er die Weiber wie kein anderer. »Er unterscheidet genau zwischen Mädchen und Frauen beim Malen.« Die Frauen sind wohl verheiratet, während die Mädchen zumeist noch unverheiratet sind? Nicht doch. Die Frauen sind die eitleren, den Mädchen dauerts zu lang. Was? Das Sitzen hinter der Staffelei; »sie vertrauen noch ganz ihrer Jugend.« Und warum sind die Frauen die eitleren? »Vielleicht, weil sie die Beteuerung der Männer schon durchblickt haben, daß man vor allem ihre Seele liebt... Sie werden nicht müde, auf ihre Sonderschönheiten zu verweisen, auf die der Maler nicht genug

Wert legen kann. Bei den Sitzungen stellt sich rasch zwischen ihnen und dem Künstler eine rege Seelenfreundschaft heraus.« Der Schwerenöter! »Ihr Geschmack führt sie zu raschem Verständnis der Kunst, der gegenüber sie durchaus nicht prüde sind.« Gehns weg, Sie Schlimmer! Aber er tut, was den Damen beliebt. Hüte zu ändern, hat ihn zwar noch keine gebeten. Aber die Falten wollen sie von ihm weggewischt haben. Ein Gatte hatte das Bild, das ohne Falten gemalt war, zurückgeschickt. Er wünschte Runzeln! »Die Dame weinte die ganze Nacht hindurch, am andern Morgen aber erschien der gute Künstler mit einem tröstenden Öllappen, um in Abwesenheit des Gatten die häßlichen Spuren des Alters wieder wegzuwischen. Die Dame war glücklich...« Ja, der Öllappen ist gut und ein Meister der Schönheit und versteht von Kunst mehr als der Pinsel. Herr Rauchinger malt mit und ohne Falten, wie die Dame wünscht. Eine aufmerksame Bedienung geizt nicht mit Vorschlägen: »Laßt sich die Dame ein schönes Schnitzerl machen oder ein Ramsteckerl oder ein schönes Ganserl die Dame — könnt ich sehr empfehlen, mehr unterspickt die Dame, vielleicht Mixpickeln dazu?« Und wie verhält sich die Kunst zum Problem der Gesichtspickeln? Nach dem Gebrauche verschwunden. So sehe ich in einem meiner Korsetts mit rationeller Front aus, ohne dasselbe zu fühlen, rief die Dame, als sie das Atelier Angeli verließ. Ihre Büste war voller, als sie von Rauchinger kam. Ich war kahl, rief der zufriedene Gatte, als ihm Adams sein Porträt übergab, jener Meister der Schönheit, der bei den Evas wie kein anderer beliebt ist. Aber trotz der scheinbaren Nachgiebigkeit in Bezug auf den Teint darf man nicht glauben, daß Rauchinger alle Frauenwünsche so ohneweiters effektuiert. Er kann sogar sehr streng sein, und das paßt ihnen nicht immer. »Ein Kommandant gegenüber den Damen ist der Meister mit dem großen künstlerischen Rufe in dem raffinierten Atelier, dessen Schmalwände kostbare Seidengobelins schmücken.« Rauchinger, dieser Kommandant, hat eine Dame »einfach nicht fertiggemalt, weil sie einen Hut und eine Toilette trug, die er sich verbeten hatte«. Nur wegen der Runzeln läßt er halt mit sich reden. Denn er liebt ja doch die Frauen. Sie sind entzückend, »namentlich in ihrer graziösen Neugierde nach der Einrichtung in dem für sie

mythischen Atelier«, dessen Schmalwände, wie wir schon wissen, kostbare Seidengobelins schmücken und das dem Meister mit dem großen künstlerischen Ruf gehört. Und wie sind die andern Ateliers? »Nach langer Überlegung eine kurzgefaßte Meinung Schattensteins, der in den Anfängen seines Ruhmes namentlich durch die feine Behandlung des Aktes aufgefallen ist.« Was sagt Schattenstein? »Er könnte die Frage nur von Fall zu Fall entscheiden.« Er wird doch nicht indiskret sein? Beileibe nicht! Aber er ist Frauenkenner und weiß, daß »jede eine Individualität für sich ist und gesondert beurteilt werden muß«. Das würde zu weit führen. »Eine erschöpfende Antwort auf unsere Frage ist ihm als Maler umso weniger möglich, als selbst die gewandtesten Schriftsteller an diesem Problem oft gescheitert sind.« An welche Meister denkt der Meister? An Alexander Engel und Zifferer? An Auernheimer gar? Gibt es denn einen Schattenstein der Feder, der ihm in der Behandlung des Frauenproblems, das da lautet: »Wie sind die Frauen? Die Frauen sind wie«, auch nur die Schuhriemen lösen, oder einen Markör, der ihm in diesem Punkte das Wasser reichen könnte? »Die Frau ist die Unendlichkeit« — sagt er bündig und mit starkem Entschluß — »wenn man sie beschreiben will«. Wie erst, wenn man sie bemalen will, Kunststück! »Am meisten Philosoph aber war vielleicht der Künstler, der die Frage zuerst besprach«, sagt der Interviewer über Schattenstein, aber die Bemerkung ist unergründlich tief wie alles, was der Meister selbst sagt. Von Mädchen hält er nicht viel. Er lächelte ein bißchen. »Als aber die Rede auf die Frauen kam, strich er sich den langen Schnurrbart und schwieg wie ein Massengrab. Bloß die Augen leuchteten in sonniger Erinnerung.« Er leuchtet wie die Dame, als sie dem Meister der Schönheit entgegenkam. Nun, der eine hat einen großen künstlerischen Ruf, der andere einen langen Schnurrbart. Und ein Annoncenbild von »Olla« kann nicht verheißender, nicht gesättigter, nicht überlegener, nicht begehrlicher, nicht wissender, nicht verschwiegener den langen Schnurrbart streichend leuchten, als dieser Maler, und zufriedener auf ein Leben blicken, das schon verflossen ist, und auf eines, das noch kommt. Er schweigt. Er sagt nichts. Er könnte sagen, aber er sagt nichts. Nicht um die Burg. Doch der Ploderer weiß. Denn:

. . . wer Augen und Ohren hat, wenn er Kunstreisen tut, weiß viel ohne Bestätigung. Sieht so manchen Akt, der nicht von Berufsmodellen stammt, hört von prahlerischer, siegreicher Schönheit, die sich wirklich einen Schneewittchenspiegel schafft, vom Stolz von Müttern, die im Weiheraum des Malers viel gestatten, und herrlichen Szenen, wenn Natur und Kunst einander gegenübertreten, um einander an Schönheit zu überbieten und eins dem andern Echo zu sein bei einem keuschen Frühlingsfest, während sich vor dem profanen Auge hermetische Schleier senken.

Und das, was sie da erlebt haben, was sie getan haben als sie es malten, erzählen die Meister der Schönheit hinterdrein den Reportern! So im Stolz der Affenschande, so in Farbenschmelz und Phrasenschmalz getaucht, so in Frechheit und Geilheit glänzend, haben sich zu Ostern Kunst und Leben zu neuer Weltschöpfung gepaart, vor einer bewundernden Leserschaft, die, wenns so weiter geht, kein Leviathan in den Rachen nimmt und der Ozean lebendig ans Land würfe, wenn ein Eisberg das Unglück hätte, mit solcher Menschenfracht zusammenzustoßen!

Oktober 1913

Der Löwenkopf
oder
Die Gefahren der Technik

Eine ernste Nachricht, die eine Zeitung bringt, ohne daß sie einen Witz dazu macht, und keine andere Redaktion, die es liest, macht einen Witz dazu:

[Die schweren Autobusse eine Gefahr für die Gebäude.] Wir haben schon wiederholt darauf hingewiesen, daß die durch das Gewicht der Autobusse hervorgerufene Erschütterung des Bodens nicht ohne Einfluß auf Bauten bleibt, die sich in den Straßenzügen befinden, in denen die Autobusse verkehren. . . . Nun hatte sich die Bezirksvertretung Leopoldstadt vorgestern mit einem Antrage zu befassen, dessen Veranlassung beweist, daß unsere Forderung, es müsse bei der bevorstehenden Automobilisierung des Stellwagenverkehres vor allem das Gewicht der Wagen in Berücksichtigung gezogen werden, vollkommen berechtigt ist. Es haben sich nämlich mehrere Hausbesitzer der Praterstraße wiederholt beschwert, daß durch den Verkehr der ungemein schweren Autobustypen die Erschütterung der Häuser derart heftig sei, daß sich dadurch die Verzierungen an den Häusern lockern und leicht ein Unglück herbeiführen können. Um dieser Gefahr zu begegnen, soll die Praterstraße asphaltiert werden. — Außer der Bezirksvertretung Leopoldstadt haben sich ja auch schon andere Gemeindefunktionäre mit dieser Frage beschäftigen müssen, und man sieht, daß es gut sein wird, wenn bei der kommenden Automobilisierung die leichten Typen bevorzugt werden. . . .

Man hat keine Ahnung, von welchen Gefahren man stündlich bedroht ist. Wie leicht können sich die Ornamente lockern, wenn man gerade vorübergeht, und das Unglück ist geschehen. Ehedem war von den Ziegelsteinen das Ärgste zu befürchten, wiewohl sie viel fester saßen als die Ornamente. Aber wenn ein Ziegelstein an einem Kopf kaput geht, so ist

das weiter kein Malheur, während durch die Vernichtung eines Ornaments unabsehbares Unglück herbeigeführt werden kann. Die schweren Autobusse sind eine Gefahr für die Gebäude, an denen die Menschen vorbeigehen. Gewiß wird vielfach nicht nur an die Erhaltung der Ornamente, sondern auch an die Sicherheit der Passanten gedacht, wenn man den heutigen Zustand unhaltbar findet. Ein frivoler Mensch würde sogar den Vorschlag machen, die Ornamente abzuschaffen und Gott zu danken, daß die Autobusse uns die Trennung erleichtern, und diese Trennung lieber freiwillig vorzunehmen als sie von der Erschütterung durch die Autobusse herbeiführen zu lassen. Ja, man könnte geradezu sagen, die Gefahren der Technik seien ein wahres Glück und die Erfindung der Autobusse sei ein Fingerzeig der Vorsehung, denn die Elemente hassen das Gebild der Menschenhand. Man könnte dankbar erkennen, daß die technische Entwicklung doch die eine geistige Entschädigung mit sich bringe, daß sie die Ornamente gefährdet! In dieser großstädtischen Zeit aber findet sich keine Bezirksvertretung, die den Konflikt zwischen der Technik und der Ästhetik zugunsten der ersteren entscheidet. Denn jede hat ein Gemüt für die Ornamente und schafft lieber die bösen Autobusse ab, die soviel brum brum machen, daß die lieben Ornamente nicht schlafen können, sondern erschrecken und, bumstinazi, unten liegen. Ein frivoler Mensch würde den Vorschlag machen, durch sämtliche Straßen Wiens in derselben Stunde Autobusse zu jagen, damit der Fassadenschande ein jähes Ende bereitet werde, auf die Gefahr hin, daß ein paar Schock Verfasser von Zuschriften über »Die Berge, die Eltern und die Gefahren« unter Ornamenten begraben würden und noch etliche andere unnütze oder verkehrshinderliche Existenzen dazu, und in der Hoffnung, daß vor allem die Verfertiger der Ornamente darunter wären, wobei jeder womöglich den Vorzug hätte, seine eigene Pletschen auf sein eigenes Dach zu bekommen. Als der Erbauer des Michaelerhauses, dieser leibhaftige Autobus, der mit der Schönheit tabula rasa macht, von den Bezirksvertretern verfolgt wurde, hätte er ihnen einfach einen Lohengrin und eine Leda mit je einem Schwan hinpappen müssen, damit die Seele eine Ruh hat, und dann einen tüchtigen Motor arbeiten lassen sollen, um darzutun,

daß die mythologischen Persönlichkeiten mit Pferdekräften doch noch schneller fortkommen. Ich wohnte einmal in einem Hause auf der Dominikanerbastei, neuer Teil: da betete ich täglich, es möge endlich ein Autobus durchrasen, mich würde er nicht stören, denn ich wohnte in einem Zimmer mit Aussicht auf eine herrliche Feuerwand, auf die nichts gemalt war, so daß der Teufel noch Platz hatte, aber die Aeskulapschlangen, Gorgonenhäupter und sonstigen Utensilien, die auf der Fassade aufgeklebt waren, verdrossen mich. Es war schwer, nachhause zu gehen. Zumal wegen der immer auftauchenden Sorge, was nur der Herr Wassertrilling, der Bauherr des Hauses, mit der Mythologie habe. Eines Tages, ich saß geborgen vor meiner Feuermauer — riß es an der Klingel. Ich glaubte, es sei ein Leser, der mir einen Übelstand mitteilen wolle, es war aber ein Mann, der ganz echauffiert mir zurief: »Schaun S' zum Fenster außi!« Ich erwiderte, daß es in meinem Hof Gottseidank nichts zu sehen gebe, worauf er unwillig versetzte: »Was, Sie wohnen gar nicht auf die Straßen?« Ich: »Nein, was ist denn geschehn?« Er: »Die Parteien, die was auf die Straßen wohnen, sollen außischaun!« »Ja, warum denn?« »'s Haus wird photographiert!« Ich gab der Tür einen so heftigen Wurf, daß ich einen Augenblick hoffte, die Aeskulapschlangen hätten sich von innen gelockert, das Haus werde nun kein freundliches Gesicht mehr machen und der Photograph erklären, unter solchen Umständen könne er nicht weiter arbeiten. Ich erfuhr aber leider, daß nichts passiert war, und ich ersah, daß es Menschen gibt, die sich zum Fenster hinausbeugen, wenn solch ein Haus photographiert wird, und die den Ehrgeiz haben, anstatt ihren Ursprung zu verleugnen, auf solche Platte zu kommen. Und kein Autobus fuhr durch! Das Haus, wiewohl ein neues Haus, steht noch heute, es ist eine Sehenswürdigkeit und vom Franz Josefskai bequem zu erreichen. Das Publikum, welches sich dort tummelt und das sichere Gefühl hat, daß dieses Haus das schönste auf der ehrwürdigen Dominikanerbastei ist, sitzt an Wochentagen im Café Siller und geht gern Samstag abends ins Café Imperial, des Staunens voll über die Pracht, die daselbst heute zu schauen ist. Als das freundliche alte Café von einem jungen Meister erneuert werden sollte und man lange

nichts sah, da sah man zwar noch nicht die Klaue des Löwen, aber ein Löwenkopf hing doch schon an der Fassade und hielt einen Ring im Maul. Er hat einen Zweck, dachte ich mir. Er wird der künftigen Beleuchtung dienen. Geduld, dachte ich, zum Beleuchten einer finstern Gegend gehört vor allem ein Löwenkopf. Den hat man und dann wird man sich schon durchfretten. Vom Bauernschreck hat man auch nicht mehr und er erfüllt doch seinen Zweck. Genug, der Löwenkopf war da und er blieb durch Monate, als alles noch im Finstern lag. Schon aber kamen die entzückten Besucher aus der Leopoldstadt, wo sie für die Ornamente zittern, die vor den Autobussen zittern, und bewunderten den Löwenkopf. Ein Dorfschulbub wird bekanntlich gefragt, wie man eine Planke mache. Er weiß Bescheid, und wenn das Gestell so weit sei, schreibe er noch schnell Lekmimoasch drauf und die Planke sei fertig. Die entzückten Besucher des Café Imperial aber waren schon zufrieden, weil es drauf stand, noch ehe das Gestell so weit war. Die Planke ist auch heute mehr schön als brauchbar, aber die Wucherer haben einen so ausgeprägten Schönheitssinn, daß ihnen Löwenköpfe, Gottheiten oder Spargelbünde, die Licht geben, weiß Gott lieber sind, als eine bequeme Sitzgelegenheit. Den Schmutz der Gasse haben sie zuhause und selbst der ist von Hoffmann. Je schöner aber die Welt wird, desto mehr Wucherer ziehen in sie ein und bewundern die Arabesken. Es ist keine kleine Angelegenheit, daß einem der letzte Lebenswinkel austapeziert wird und die Verschönerung der Wände die Verschlechterung der Betrachter zur Folge hat. Die Welt der Autobusse ist nicht die, die man mit der Seele sucht. Aber man muß in ihr leben, um eine bessere zu finden, und eine schlechtere wird einem so zur Qual, daß man wünscht, ein Autobus möge nicht nur an einem renovierten Kaffeehaus vorbei, sondern auch durch seine Pracht hindurchfegen und alle Ornamente, die dort an den Wänden sitzen, und alle Bärte, die dort an den Ohren kleben, glatt mitnehmen. Denn allerorten drängen sich jetzt die Löwenköpfe, die Wände haben Ohren und es tauchen Menschen auf, die den Bauch wie einen Erker tragen und die Nase wie einen Risalit, und deren Hängebart sich im nächsten Augenblick, wenn die Arbeiten weiter fort-

geschritten sind, als Beleuchtungskörper oder als Briefbeschwerer oder als Bettvorleger entpuppen kann. Es muß etwas zu bedeuten haben, denn das Ding an sich kann es unmöglich sein. Wer würde denn mit so etwas im Gesicht herumgehen und es noch offerieren, wenn nicht was dahinter wäre? Aber man wartet vergebens, es wird nichts draus, es entwickelt sich nicht. Nun, praktisch ist so ein Vollbart nicht, »aber scheen is«, sagt meine Bedienerin in solchen Fällen. Da ist ein Sprachlehrer, dessen Bild herumgetragen wird, Dienstmänner haben es auf dem Rücken, wo man jetzt hinkommt, sieht man diese Arabeske, selbst auf Zündsteinen, die sonst nur der Unterstützung des gefährdeten Deutschtums in der Ostmark dienen, taucht sie auf. Schön und stattlich, das ist der Eindruck. Man sieht es gern. Aber ein rasiertes Gesicht hat auch seine Vorzüge, man kommt auf der Straße schneller daran vorbei, und wenn ich französischen Unterricht zu nehmen hätte, wegen des Fortkommens, würde ich geradezu darauf bestehen. Der Friseur am Lido, ein Idealist, der zwischen den Kapannen umherirrt und dessen Lebenslüge darin besteht, daß man nur von »manicure, pedicure!« leben könne, verlangte drei Kronen für das Rasieren. Ich bot ihm dreihundert für den Bart des Bahr, der mir schon lange im Wege sei. Weiß der liebe Gott, ich mag solche Barben nicht! Man verstehe mich recht. Der Löwe ist ein Löwe, er hat nicht nur einen Löwenkopf, sondern auch ein Löwenherz und man bleibt nicht stehen und sagt: Gut frisiert, Löwe! Ich weiß, wo die Manneszier den Mann beweist, und ich möchte mir um keinen Preis Tolstoi, den König Lear oder den Moses des Michelangelo rasiert wünschen. Aber wenn ein Wels aus Linz in der Adria vorkommt und sich in diesem Zustand gar photographieren läßt, sind physiognomische Beschwerden erlaubt. So möchte ich beim Barte des Propheten schwören, daß der des Bahr keine organische Notwendigkeit ist, sondern nur ein feuilletonistischer Behelf, ein Adjektiv, eine Phrase. Es muß nicht sein. Oder vielmehr: es muß sein, denn schon der gestutzte Schnurrbart verrät, wie dieses Gesicht aussähe, wenn es rasiert und nicht phrasiert wäre. Die Augen sind gut, sie leuchten wie Rubine, aber man trägt nicht Rubine in einer Kartoffel. Ich möchte behaupten: gerade jene Gesichter, die des Vollbartes

nicht wert sind, brauchen ihn. Es ist ein Dilemma. Köpfe gibt es, die dem Friseur nicht entsagen können, weil sie vom Raseur entlarvt würden. Der Historiker Friedjung hat einen Voll- und Ganzbart. Man stelle sich vor, er hätte ihn nicht. Der Dichter Beer-Hofmann muß wie ein Hohepriester aussehen; sonst wär's gefehlt, denn er sähe am Ende wie der Dichter Beer-Hofmann aus. Der Denker Bahr muß wie der liebe Gott aussehen; man stelle sich vor, wie er sonst aussehen würde! Und die Ähnlichkeit ist so zwingend, daß man sich, wenn man nur einmal am Lido geweilt hat, den lieben Gott künftig als Kapannenbewohner vorstellt, der binnen einer Stunde in vier verschiedenen Bademänteln an den Gläubigen vorüberwallt, in einem roten, in einem gelben, in einem blauen und in einem schwarzweißen, welcher der schönste ist, immer wechselnd, zieht an, zieht aus, zieht an, zieht aus, als ob der liebe Gott der Rothschild selber wäre. Ich habe Wunder über Wunder in diesem Sommer geschaut. Richard Wagner liebte Sammet und Seide. Aber er brauchte nur zum Schaffen, was die Wiener Meister zum Baden brauchen. Und Schiller hat die faulen Äpfel nicht aufgegessen. Wunder über Wunder habe ich gesehn an jenem Strand. Quallen, die im Kaffeehaus arg darniederliegen, aber hier zu leuchten begannen, wenn jenes Gottes Sonne sie beschien. Und alle Farben spielten, wenn ich in die Nähe kam. Tintenfische trugen Rezensionsexemplare in die Kapanne Nr. 20, liebe Schnecken, die im Winter plaudern, wanden sich vor mir, wenns niemand sah. Und die ganze Fauna stand habtacht, wenn ihrer aller S. Fischer auftauchte. Der Bartsch fehlte mir in dem Aquarium. Aber wenn es Menschen waren, waren es Hohepriester. Nichts als Hohepriester sah ich, die bald nach dem Wetter auslugten und bald nach den Tantièmen. Sie wandelten nicht nur, sie badeten gern, denn wo sie hintraten, war das Meer seicht. Meine Anwesenheit störte sie nicht in den Geschäften, wenngleich sie unruhiger waren, als es Hohepriestern ansteht. Die Sonne war verhängt von farbigen Draperien und sie selbst schienen dahinter Schutz zu suchen. Aber solche Mimikry, dachte ich, macht nicht unkenntlich und schützt nicht vor Verfolgung, sondern im Gegenteil. Ich bin noch nüchtern

genug, um einen Hohepriester von einem Librettisten unterscheiden zu können. Ich trau mir's zu. Ich weiß schon, wer die sind. Ihre Hülle verrät sie und über ihre Krücke straucheln sie. So leben sie. Wenn sie sterben, werden sie einem Hervorruf Folge leisten. Daß sie fünfzig Jahre alt werden, glaubt man ihnen zur Not; den Tod nicht, und nicht einmal wenn sie ihn erleben sollten, statt ihn bei S. Fischer erscheinen zu lassen. Es sind die Künstler, von denen, so wie sie da in ihrer Formen Fülle schreiten, das »Künstler-Beinfleisch« kommt, das jetzt in einem neuwienerischen Beisl angepriesen wird, und es ist jene Bohème, die das beliebte »Bohème-Gullasch« liefert. Der Bürger hat Geschmack, die Kunst schmeckt schon fast so gut wie Beinfleisch, und seitdem Gedichte vomiert werden, ist das Essen ein Gedicht. Die Landschaft ist malerisch, die Maler sind malerisch, alles ist malerisch, nur nicht das Malen. Alles ist wie wenn; es ist, wie wenn es wäre. Du liebe Zeit, verlange ich einen Scheiterhaufen, bringt man mir eine Mehlspeise. Wie gut wirs haben, sehen wir die Schönheit alter Formen so dem Zweck gepaart! Ich lebe nun fern den Dominikanern und wohne in einem Hause, das ein Scheiterhaufen mit Schlagobers ist, der ein Gedicht ist. Nein, eine Symphonie von Bäuchen und Nasen, und hat es gleich keine Aeskulapschlangen, die immer ein apartes Tragen sind, so meint es doch alles, was es sagt, anders und sagt es allegorisch. Wie reich ist die Welt und wie überbietet sie das Maß der Schöpfung! Wo das Auge sich umtut, findet es Schönheit. Nur in den Seelen macht die Technik Fortschritte. Der Mensch ist außer sich geraten. Kein Wort lebt, keine Farbe — denn alles ist sowieso laut und bunt. Künstler heißen die, die man sofort erkennt, und die noch wenn sie nackt sind, auffallend gekleidet gehen. Jede Gebärde eine Arabeske, jeder Atemzug instrumentiert, jeder Bart eine Redensart. Das alles ist notwendig, weil sonst in den öden Fensterhöhlen das Grauen wohnen würde. Doch mich täuscht die Fassade nicht! Ich weiß, wie viel Kunst dem Leben und Leben der Kunst abgezapft werden mußte, um dies Kinderspiel zwischen Kunst und Leben zu ermöglichen. Löwenköpfe und die Herzen von Katzen! Der Autobus ist kein Ziel, aber eine Rettung. Ich kann tabula rasa machen. Ich fege die Straßen, ich lockere die Bärte, ich rasiere die Ornamente!

Heine und die Folgen

Zwei Richtungen geistiger Unkultur: die Wehrlosigkeit vor dem Stoff und die Wehrlosigkeit vor der Form. Die eine erlebt in der Kunst nur das Stoffliche. Sie ist deutscher Herkunft. Die andere erlebt schon im Stoff das Künstlerische. Sie ist romanischer Herkunft. Der einen ist die Kunst ein Instrument; der andern ist das Leben ein Ornament. In welcher Hölle will der Künstler gebraten sein? Er möchte doch wohl unter den Deutschen wohnen. Denn obgleich sie die Kunst in das Patentprokrustesbett ihres Betriebs gespannt haben, so haben sie doch auch das Leben ernüchtert, und das ist ein Segen: Phantasie gewinnt, und in die öden Fensterhöhlen stelle jeder sein eigenes Licht. Nur keine Girlanden! Nicht dieser gute Geschmack, der dort drüben und dort unten das Auge erfreut und die Vorstellung belästigt. Nicht diese Melodie des Lebens, die meine Musik stört, welche sich in dem Gebrause des deutschen Werktags erst zu sich selbst erhebt. Nicht dieses allgemeine höhere Niveau, auf dem es so leicht ist zu beobachten, daß der Camelot in Paris mehr Grazie hat als der preußische Verleger. Glaubt mir, ihr Farbenfrohen, in Kulturen, in denen jeder Trottel Individualität besitzt, vertrotteln die Individualitäten. Und nicht diese mediokre Spitzbüberei der eigenen Dummheit vorgezogen! Und nicht das malerische Gewimmel auf einer alten Rinde Gorgonzola der verläßlichen Monotonie des weißen Sahnenkäses! Schwer verdaulich ist das Leben da und dort. Aber die romanische Diät verschönert

den Ekel: da beißt man an und geht drauf. Die deutsche Lebensordnung verekelt die Schönheit, und stellt uns auf die Probe: wie schaffen wir uns die Schönheit wieder? Die romanische Kultur macht jedermann zum Dichter. Da ist die Kunst keine Kunst. Und der Himmel eine Hölle.

Heinrich Heine aber hat den Deutschen die Botschaft dieses Himmels gebracht, nach dem es ihr Gemüt mit einer Sehnsucht zieht, die sich irgendwo reimen muß und die in unterirdischen Gängen direkt vom Kontor zur blauen Grotte führt. Und auf einem Seitenweg, den deutsche Männer meiden: von der Gansleber zur blauen Blume. Es mußte geschehen, daß die einen mit ihrer Sehnsucht, die andern mit ihren Sehnsüchten Heinrich Heine für den Erfüller hielten. Von einer Kultur gestimmt, die im Lebensstoff schon alle Kunst erlebt, spielt er einer Kultur auf, die von der Kunst nur den stofflichen Reiz empfängt. Seine Dichtung wirkt aus dem romanischen Lebensgefühl in die deutsche Kunstanschauung. Und in dieser Bildung bietet sie das utile dulci, ornamentiert sie den deutschen Zweck mit dem französischen Geist. So, in diesem übersichtlichen Nebeneinander von Form und Inhalt, worin es keinen Zwist gibt und keine Einheit, wird sie die große Erbschaft, von der der Journalismus bis zum heutigen Tage lebt, zwischen Kunst und Leben ein gefährlicher Vermittler, Parasit an beiden, Sänger, wo er nur Bote zu sein hat, meldend, wo zu singen wäre, den Zweck im Auge, wo eine Farbe brennt, zweckblind aus Freude am Malerischen, Fluch der literarischen Utilität, Geist der Utiliteratur. Das Instrument zum Ornament geworden, und so entartet, daß mit dem kunstgewerblichen Fortschritt in der täglichen Presse kaum noch jene Dekorationswut wetteifern kann, die sich an den Gebrauchsgegenständen betätigt; denn wir haben wenigstens noch nicht gehört, daß die Einbruchsinstrumente in der Wiener Werkstätte erzeugt werden. Und selbst im Stil

der modernsten Impressionsjournalistik verleugnet sich das Heinesche Modell nicht. Ohne Heine kein Feuilleton. Das ist die Franzosenkrankheit, die er uns eingeschleppt hat. Wie leicht wird man krank in Paris! Wie lockert sich die Moral des deutschen Sprachgefühls! Die französische gibt sich jedem Filou hin. Vor der deutschen Sprache muß einer schon ein ganzer Kerl sein, um sie herumzukriegen, und dann macht sie ihm erst die Hölle heiß. Bei der französischen aber geht es glatt, mit jenem vollkommenen Mangel an Hemmung, der die Vollkommenheit einer Frau und der Mangel einer Sprache ist. Und die Himmelsleiter, die zu ihr führt, ist eine Klimax, die du im deutschen Wörterbuch findest: Geschmeichel, Geschmeide, Geschmeidig, Geschmeiß. Jeder hat bei ihr das Glück des Feuilletons. Sie ist ein Faulenzer der Gedanken. Der ebenste Kopf ist nicht einfallsicher, wenn er es mit ihr zu tun hat. Von den Sprachen bekommt man alles, denn alles ist in ihnen, was Gedanke werden kann. Die Sprache regt an und auf, wie das Weib, gibt die Lust und mit ihr den Gedanken. Aber die deutsche Sprache ist eine Gefährtin, die nur für den dichtet und denkt, der ihr Kinder machen kann. Mit keiner deutschen Hausfrau möchte man so verheiratet sein. Doch die Pariserin braucht nichts zu sagen als im entscheidenden Augenblick très joli, und man glaubt ihr alles. Sie hat den Geist im Gesicht. Und hätte ihr Partner dazu die Schönheit im Gehirn, das romanische Leben wäre nicht bloß très joli, sondern fruchtbar, nicht von Niedlichkeiten und Nippes umstellt, sondern von Taten und Monumenten.

Wenn man einem deutschen Autor nachsagt, er müsse bei den Franzosen in die Schule gegangen sein, so ist es erst dann das höchste Lob, wenn es nicht wahr ist. Denn es will besagen: er verdankt der deutschen Sprache, was die französische jedem gibt. Hier ist man noch sprachschöpferisch, wenn man dort schon mit den Kindern spielt, die hereingeschneit kamen,

man weiß nicht wie. Aber seit Heinrich Heine den Trick importiert hat, ist es eine pure Fleißaufgabe, wenn deutsche Feuilletonisten nach Paris gehen, um sich Talent zu holen. Wenn einer heute wirklich nach Rhodus fährt, weil man dort besser tanzen kann, so ist er wahrlich ein übertrieben gewissenhafter Schwindler. Das war zu Heines Zeit notwendig. Man war in Rhodus gewesen, und da glaubten sie einem den Hopser. Heute glauben sie einem Lahmen, der in Wien bleibt, den Cancan, und mancher spielt jetzt die Bratsche, dem einst kein Finger war heil. Der produktive Anteil der Entfernung vom Leser ist ja noch immer nicht zu unterschätzen, und nach wie vor ist es das fremde Milieu, was sie für Kunst halten. In den Dschungeln hat man viel Talent, und das Talent beginnt im Osten etwa bei Bukarest. Der Autor, der fremde Kostüme ausklopft, kommt dem stofflichen Interesse von der denkbar bequemsten Seite bei. Der geistige Leser hat deshalb das denkbar stärkste Mißtrauen gegen jene Erzähler, die sich in exotischen Milieus herumtreiben. Der günstigste Fall ist noch, daß sie nicht dort waren; aber die meisten sind leider doch so geartet, daß sie wirklich eine Reise tun müssen, um etwas zu erzählen. Freilich, zwei Jahre in Paris gewesen zu sein, ist nicht nur der Vorteil solcher Habakuks, sondern ihre Bedingung. Den Flugsand der französischen Sprache, der jedem Tropf in die Hand weht, streuen sie dem deutschen Leser in die Augen. Und ihnen gelte die Umkehrung eines Wortes Nestroys, dieses wahren satirischen Denkers: ja von Paris bis St. Pölten gehts noch, aber von da bis Wien zieht sich der Weg! (Wenn nicht auf dieser Strecke wieder die Heimatsschwindler ihr Glück machen.) Mit Paris nun hatte man nicht bloß den Stoff, sondern auch die Form gewonnen. Aber die Form, diese Form, die nur eine Enveloppe des Inhalts, nicht er selbst, die nur das Kleid zum Leib ist und nicht das Fleisch zum Geist, diese Form mußte nur einmal entdeckt werden,

um für allemal da zu sein. Das hat Heinrich Heine besorgt, und dank ihm müssen sich die Herren nicht mehr selbst nach Paris bemühen. Man kann heute Feuilletons schreiben, ohne zu den Champs Elysées mit der eigenen Nase gerochen zu haben. Der große sprachschwindlerische Trick, der sich in Deutschland viel besser lohnt als die größte sprachschöpferische Leistung, wirkt fort durch die Zeitungsgeschlechter und schafft aller Welt, welcher Lektüre ein Zeitvertreib ist, den angenehmsten Vorwand, der Literatur auszuweichen. Das Talent flattert schwerpunktlos in der Welt und gibt dem Haß des Philisters gegen das Genie süße Nahrung. Ein Feuilleton schreiben heißt auf einer Glatze Locken drehen; aber diese Locken gefallen dem Publikum besser als eine Löwenmähne der Gedanken. Esprit und Grazie, die gewiß dazu gehört haben, auf den Trick zu kommen und ihn zu handhaben, gibt er selbsttätig weiter. Mit leichter Hand hat Heine das Tor dieser furchtbaren Entwicklung aufgestoßen, und der Zauberer, der der Unbegabung zum Talent verhalf, steht gewiß nicht allzuhoch über der Entwicklung.

Der Trick wirkt fort. Der Verschweinung des praktischen Lebens durch das Ornament, wie sie der gute Amerikaner Adolf Loos nachweist, entspricht die Durchsetzung des Journalismus mit Geistelementen, die aber zu einer noch katastrophaleren Verwirrung führen mußte. Anstatt die Presse geistig trocken zu legen und die Säfte, die aus der Literatur »gepreßt«, ihr erpreßt wurden, wieder der Literatur zuzuführen, betreibt die fortschrittliche Welt immer aufs neue die Renovierung des geistigen Zierats. Das literarische Ornament wird nicht zerstampft, sondern in den Wiener Werkstätten des Geistes modernisiert. Feuilleton, Stimmungsbericht, Schmucknotiz — dem Pöbel bringt die Devise »Schmücke dein Heim« auch die poetischen Schnörkel ins Haus. Und nichts ist dem Journalismus wichtiger, als die Glasur der Korruption immer wieder auf den Glanz herzurichten. In dem Maße, als er den Wucher

an dem geistigen und materiellen Wohlstand steigert, wächst auch sein Bedürfnis, die Hülle der schlechten Absicht gefällig zu machen. Dazu hilft der Geist selbst, der sich opfert, und der Geist, der dem Geist erstohlen ward. Der Fischzug einer Sonntagsauflage kann nicht mehr ohne den Köder der höchsten literarischen Werte sich vollziehen, der »Volkswirt« läßt sich auf keinen Raub mehr ein, ohne daß die überlebenden Vertreter der Kultur die Hehler machen. Aber weit schändlicher als diese Aufführung der Literatur im Triumph dieses Raubzugs, weit gefährlicher als dies Attachement geistiger Autorität an die Schurkerei, ist deren Durchsetzung, deren Verbrämung mit dem Geist, den sie der Literatur abgezapft hat und den sie durch die lokalen Teile und alle andern Aborte der öffentlichen Meinung schleift. Die Presse als eine soziale Einrichtung, weils denn einmal unvermeidlich ist, daß die Phantasiearmut mit Tatsachen geschoppt wird, hätte in der fortschrittlichen Ordnung ihren Platz. Was aber hat die Meldung, daß es in Hongkong geregnet hat, mit dem Geist zu schaffen? Und warum erfordert eine arrangierte Börsenkatastrophe oder eine kleine Erpressung oder gar nur die unbezahlte Verschweigung einer Tatsache den ganzen großen Apparat, an dem mitzuwirken Akademiker sich nicht scheuen und selbst Ästheten den Schweiß ihrer Füße sich kosten lassen? Daß Bahnhöfe oder Anstandsorte, Werke des Nutzens und der Notwendigkeit, mit Kinkerlitzchen dekoriert werden, ist erträglich. Aber warum werden Räuberhöhlen von Van de Velde eingerichtet? Nur deshalb, weil sonst ihr Zweck auf den ersten Blick kenntlich wäre und die Passanten sich nicht willig täglich zweimal die Taschen umkehren ließen. Die Neugierde ist immer größer als die Vorsicht, und darum schmückt sich die Lumperei mit Troddeln und Tressen.

Ihren besten Vorteil dankt sie jenem Heinrich Heine, der der deutschen Sprache so sehr das Mieder gelockert

hat, daß heute alle Kommis an ihren Brüsten fingern können. Das Gräßliche an dem Schauspiel ist die Identität dieser Talente, die einander wie ein faules Ei dem andern gleichen. Die impressionistischen Laufburschen melden heute keinen Beinbruch mehr ohne Stimmung und keine Feuersbrunst ohne die allen gemeinsame persönliche Note. Wenn der eine den deutschen Kaiser beschreibt, beschreibt er ihn genau so, wie der andere den Wiener Bürgermeister, und von den Ringkämpfern weiß der andere nichts anderes zu sagen, als der eine von einem Flußbad. Immer paßt alles zu allem, und die Unfähigkeit, alte Worte zu finden, ist eine Subtilität, wenn schon die neuen zu allem passen. Dieser Typus ist entweder ein Beobachter, der in schwelgerischen Adjektiven reichlich einbringt, was ihm die Natur an Hauptwörtern versagt hat, oder ein Ästhet, der durch Liebe zur Farbe und durch Sinn für die Nuance hervorsticht und an den Dingen der Erscheinungswelt noch so viel wahrnimmt, als Schwarz unter den Fingernagel geht. Dabei haben sie einen Entdeckerton, der eine Welt voraussetzt, die eben erst erschaffen wurde, als Gott das Sonntagsfeuilleton erschuf und sahe, daß es gut war. Diese jungen Leute gehen zum erstenmal in ein Bad, wenn sie als Berichterstatter hineingeschickt werden. Das mag ein Erlebnis sein. Aber sie verallgemeinern es. Freilich kommt die Methode, einen Livingston in der dunkelsten Leopoldstadt zu zeigen, der Wiener Phantasiearmut zu Hilfe. Denn die kann sich einen Beinbruch nicht vorstellen, wenn man ihr nicht das Bein beschreibt. In Berlin steht es trotz üblem Ehrgeiz noch nicht so schlimm. Wenn dort ein Straßenbahnunfall geschehen ist, so beschreiben die Berliner Reporter den Unfall. Sie greifen das Besondere dieses Straßenbahnunfalls heraus und ersparen dem Leser das allen Straßenbahnunfällen Gemeinsame. Wenn in Wien ein Straßenbahnunglück geschieht, so schreiben die Herren über das Wesen der Straßenbahn, über das Wesen des

Straßenbahnunglücks und über das Wesen des Unglücks überhaupt, mit der Perspektive: Was ist der Mensch?.. Über die Zahl der Toten, die uns etwa noch interessieren würde, gehen die Meinungen auseinander, wenn sich nicht eine Korrespondenz ins Mittel legt. Aber die Stimmung, die Stimmung treffen sie alle; und der Reporter, der als Kehrichtsammler der Tatsachenwelt sich nützlich machen könnte, kommt immer mit einem Fetzen Poesie gelaufen, den er irgendwo im Gedränge an sich gerissen hat. Der eine sieht grün, der andere sieht gelb — Farben sehen sie alle.

Schließlich ist und war alle Verquickung des Geistigen mit dem Informatorischen, dieses Element des Journalismus, dieser Vorwand seiner Pläne, diese Ausrede seiner Gefahren, durch und durch heineisch — möge sie auch jetzt dank den neueren Franzosen und der freundlichen Vermittlung des Herrn Bahr ein wenig psychologisch gewendet und mit noch etwas mehr »Nachdenklichkeit« staffiert sein. Nur einmal trat in diese Entwicklung eine Pause — die hieß Ludwig Speidel. In ihm war die Sprachkunst ein Gast auf den Schmieren des Geistes. Das Leben Speidels mag die Presse als einen Zwischenfall empfinden, der störend in das von Heine begonnene Spiel trat. Schien er es doch mit dem leibhaftigen Sprachgeist zu halten und lud ihn an Feiertagen auf die Stätte der schmutzigsten Unterhaltung, damit er sehe, wie sie's treiben. Nie war ein Kollege bedenklicher als dieser. Wohl konnte man mit dem Lebenden Parade machen. Aber wie lange wehrte man sich, dem Toten die Ehre des Buches zu geben! Wie fühlte man, hier könnte eine Gesamtausgabe jene Demütigung bringen, die man einst eßlöffelweise als Stolz einnahm. Als man sich endlich entschloß, den »Mitarbeiter« in die Literatur zu lassen, erdreistete sich Herr Schmock, die Begleitung zu übernehmen, und die Hand des Herausgebers, verniedlichend und verstofflichend, rettete für den Wiener Standpunkt, was durch eine Gruppierung Speidelscher Prosa um

den Wiener Standpunkt zu retten war. Ein Künstler hat diese Feuilletons geschrieben, ein Feuilletonist hat diese Kunstwerke gesammelt — so wird die Distanz von Geist und Presse doppelt fühlbar werden. Die Journalisten hatten Recht, so lange zu zögern. Sie waren in all der Zeit nicht müßig. Man verlangte nach Speidels Büchern — sie beriefen sich auf seine Bescheidenheit und gaben uns ihre eigenen Bücher. Denn es ist das böse Zeichen dieser Krise: der Journalismus, der die Geister in seinen Stall treibt, erobert indessen ihre Weide. Er hat die Literatur ausgeraubt — er ist nobel und schenkt ihr seine Literatur. Es erscheinen Feuilletonsammlungen, an denen man nichts so sehr bestaunt, als daß dem Buchbinder die Arbeit nicht in der Hand zerfallen ist. Brot wird aus Brosamen gebacken. Was ist es, das ihnen Hoffnung auf die Fortdauer macht? Das fortdauernde Interesse an dem Stoff, den sie »sich wählen«. Wenn einer über die Ewigkeit plaudert, sollte er da nicht gehört werden, solange die Ewigkeit dauert? Von diesem Trugschluß lebt der Journalismus. Er hat immer die größten Themen und unter seinen Händen kann die Ewigkeit aktuell werden; aber sie muß ihm auch ebenso leicht wieder veralten. Der Künstler gestaltet den Tag, die Stunde, die Minute. Sein Anlaß mag zeitlich und lokal noch so begrenzt und bedingt sein, sein Werk wächst umso grenzenloser und freier, je weiter es dem Anlaß entrückt wird. Es veralte getrost im Augenblick: es verjüngt sich in Jahrzehnten. Was vom Stoff lebt, stirbt vor dem Stoffe. Was in der Sprache lebt, lebt mit der Sprache. Wie leicht lasen wir das Geplauder am Sonntag, und nun, da wirs aus der Leihbibliothek beziehen können, vermögen wir uns kaum durchzuwinden. Wie schwer lasen wir die Sätze der ‚Fackel‘, selbst wenn uns das Ereignis half, an das sie knüpften. Nein, weil es uns half! Je weiter wir davon entfernt sind, desto verständlicher wird uns, was davon gesagt war. Wie geschieht das?

Der Fall war nah und die Perspektive war weit. Es war alles vorausgeschrieben. Es war verschleiert, damit ihm der neugierige Tag nichts anhabe. Nun heben sich die Schleier . . .

Heinrich Heine aber — von ihm wissen selbst die Ästheten, die seine Unsterblichkeit in einen Inselverlag retten (die zweckerhabenen Geister, deren Hirnwindungen im Ornament verlaufen), nichts Größeres auszusagen, als daß seine Pariser Berichte »die noch immer lebendige Großtat des modernen Journalismus geworden sind«; und diese Robinsone der literarischen Zurückgezogenheit berufen sich auf Heines Künstlerwort, daß seine Artikel »für die Bildung des Stils für populäre Themata sehr förderlich sein würden«. Und wieder spürt man die Verbindung derer, die gleich weit vom Geiste wohnen: die in der Form und die im Stoffe leben; die in der Linie und die in der Fläche denken; der Ästheten und der Journalisten. Im Problem Heine stoßen sie zusammen. Von Heine leben sie fort und er in ihnen. So ist es längst nicht dringlich, von seinem Werke zu sprechen. Aber immer dringlicher wird die Rede von seiner Wirkung, und daß sein Werk nicht tragfähig ist unter einer Wirkung, die das deutsche Geistesleben nach und nach als unerträglich von sich abtun wird. So wird es sich abspielen: Jeder Nachkomme Heines nimmt aus dem Mosaik dieses Werks ein Steinchen, bis keines mehr übrig bleibt. Das Original verblaßt, weil uns die widerliche Grelle der Kopie die Augen öffnet. Hier ist ein Original, dem verloren geht, was es an andere hergab. Und ist denn ein Original eines, dessen Nachahmer besser sind? Freilich, um eine Erfindung zu würdigen, die sich zu einer modernen Maschine vervollkommnet hat, muß man die historische Gerechtigkeit anwenden. Aber wenn man absolut wertet, sollte man da nicht zugeben, daß die Prosa Heinrich Heines von den beobachterisch gestimmten Technikern, den flotten Burschen und den Grazie-

schwindlern übertroffen wurde? Daß diese Prosa, welche Witz ohne Anschauung und Ansicht ohne Witz bedeutet, ganz gewiß von jenen Feuilletonisten übertroffen wurde, die nicht nur Heine gelesen, sondern sich extra noch die Mühe genommen haben, an die Quelle der Quelle, nach Paris zu gehen? Und daß seiner Lyrik, im Gefühl und in der korrespondierenden Hohnfalte, Nachahmer entstanden sind, die's mindestens gleich gut treffen und die zumal den kleinen Witz der kleinen Melancholie, dem der ausgeleierte Vers so flink auf die Füße hilft, mindestens ebenso geschickt praktizieren. Weil sich ja nichts so leicht mit allem Komfort der Neuzeit ausstatten läßt wie eine lyrische Einrichtung. Sicherlich, keiner dürfte sich im Ausmaß der Übung und im Umfang intellektueller Interessen mit Heine vergleichen. Wohl aber überbietet ihn heute jeder Itzig Witzig in der Fertigkeit, ästhetisch auf Teetisch zu sagen und eine kandierte Gedankenhülse durch Reim und Rhythmus zum Knallbonbon zu machen.

Heinrich Heine, der Dichter, lebt nur als eine konservierte Jugendliebe. Keine ist revisionsbedürftiger als diese. Die Jugend nimmt alles auf und nachher ist es grausam, ihr vieles wieder abzunehmen. Wie leicht empfängt die Seele der Jugend, wie leicht verknüpft sie das Leichte und Lose: wie wertlos muß eine Sache sein, damit ihr Eindruck nicht wertvoll werde durch Zeit und Umstand, da er erworben ward! Man ist nicht kritisch, sondern pietätvoll, wenn man Heine liebt. Man ist nicht kritisch, sondern pietätlos, wenn man dem mit Heine Erwachsenen seinen Heine ausreden will. Ein Angriff auf Heine ist ein Eingriff in jedermanns Privatleben. Er verletzt die Pietät vor der Jugend, den Respekt vor dem Knabenalter, die Ehrfurcht vor der Kindheit. Die erstgebornen Eindrücke nach ihrer Würdigkeit messen wollen, ist mehr als vermessen. Und Heine hatte das Talent, von den jungen Seelen empfangen und darum mit den jungen Erlebnissen assoziiert zu werden. Wie die Melodie

eines Leierkastens, die ich mir nicht verwehren ließe, über die Neunte Symphonie zu stellen, wenns ein subjektives Bedürfnis verlangt. Und darum brauchen es sich die erwachsenen Leute nicht bieten zu lassen, daß man ihnen bestreiten will, der Lyriker Heine sei größer als der Lyriker Goethe. Ja, von dem Glück der Assoziation lebt Heinrich Heine. Bin ich so unerbittlich objektiv, einem zu sagen: sieh nach, der Pfirsichbaum im Garten deiner Kindheit ist heute schon viel kleiner, als er damals war? Man hatte die Masern, man hatte Heine, und man wird heiß in der Erinnerung an jedes Fieber der Jugend. Hier schweige die Kritik. Kein Autor hat die Revision so notwendig wie Heine, keiner verträgt sie so schlecht, keiner wird so sehr von allen holden Einbildungen gegen sie geschützt, wie Heine. Aber ich habe nur den Mut, sie zu empfehlen, weil ich sie selbst kaum notwendig hatte, weil ich Heine nicht erlebt habe in der Zeit, da ich ihn hätte überschätzen müssen. So kommt der Tag, wo es mich nichts angeht, daß ein Herr, der längst Bankier geworden ist, einst unter den Klängen von »Du hast Diamanten und Perlen« zu seiner Liebe schlich. Und wo man rücksichtslos wird, wenn der Reiz, mit dem diese tränenvolle Stofflichkeit es jungen Herzen angetan hat, auf alte Hirne fortwirkt und der Sirup sentimentaler Stimmungen an literarischen Urteilen klebt. Schließlich hätte man der verlangenden Jugend auch mit Herrn Hugo Salus dienen können. Ich weiß mich nicht frei von der Schuld, der Erscheinung das Verdienst der Situation zu geben, in der ich sie empfand, oder sie mit der begleitenden Stimmung zu verwechseln. So bleibt mir ein Abglanz auf Heines Berliner Briefen, weil mir die Melodie »Wir winden dir den Jungfernkranz«, über die sich Heine dort lustig macht, sympathisch ist. Aber nur in den Nerven. Im Urteil bin ich mündig und willig, die Verdienste zu unterscheiden. Die Erinnerung eines Gartendufts, als die erste Geliebte vorüberging, darf einer nur dann

für eine gemeinsame Angelegenheit der Kultur halten, wenn er ein Dichter ist. Den Anlaß überschätze man getrost, wenn man imstande ist, ein Gedicht daraus zu machen. Als ich einst in einer Praterbude ein trikotiertes Frauenzimmer in der Luft schweben sah, was, wie ich heute weiß, durch eine Spiegelung erzeugt wurde, und ein Leierkasten spielte dazu die »Letzte Rose«, da ging mir das Auge der Schönheit auf und das Ohr der Musik, und ich hätte den zerfleischt, der mir gesagt hätte, das Frauenzimmer wälze sich auf einem Brett herum und die Musik sei von Flotow. Aber in der Kritik muß man, wenn man nicht zu Kindern spricht, den Heine beim wahren Namen nennen dürfen.

Sein Reiz, sagen seine erwachsenen Verteidiger, sei ein musikalischer. Darauf sage ich: Wer Literatur empfindet, muß Musik nicht empfinden oder ihm kann in der Musik die Melodie, der Rhythmus als Stimmungsreiz genügen. Wenn ich literarisch arbeite, brauche ich keine Stimmung, sondern die Stimmung entsteht mir aus der Arbeit. Zum Anfeuchten dient mir ein Klang aus einem Miniaturspinett, das eigentlich ein Zigarrenbehälter ist und ein paar seit hundert Jahren eingeschlossene altwiener Töne von sich gibt, wenn man daraufdrückt. Ich bin nicht musikalisch; Wagner würde mich in dieser Lage stören. Und suchte ich denselben kitschigen Reiz der Melodie in der Literatur, ich könnte in solcher Nacht keine Literatur schaffen. Heines Musik mag dafür den Musikern genügen, die von ihrer eigenen Kunst bedeutendere Aufschlüsse verlangen, als sie das bißchen Wohlklang gewährt. Was ist denn Lyrik im Heineschen Stil, was ist jener deutsche Kunstgeschmack, in dessen Sinnigkeiten und Witzigkeiten die wilde Jagd Liliencronscher Sprache einbrach, wie einst des Neutöners Gottfried August Bürger? Heines Lyrik: das ist Stimmung oder Meinung mit dem Hört, hört! klingelnder Schellen. Diese Lyrik ist Melodie, so sehr, daß sie es notwendig hat,

in Musik gesetzt zu werden. Und dieser Musik dankt sie mehr als der eignen ihr Glück beim Philister. Der ‚Simplicissimus' spottete einmal über die deutschen Sippen, die sich vor Heine bekreuzigen, um hinterdrein in seliger Gemütsbesoffenheit »doch« die Loreley zu singen. Zwei Bilder: aber der Kontrast ist nicht so auffallend, als man bei flüchtiger Betrachtung glaubt. Denn die Philistersippe, die schimpft, erhebt sich erst im zweiten Bilde zum wahren Philisterbekenntnis, da sie singt. Ist es Einsicht in den lyrischen Wert eines Gedichtes, was den Gassenhauer, den einer dazu komponiert hat, populär werden läßt? Wie viele deutsche Philister wüßten denn, was Heine bedeuten soll, wenn nicht Herr Silcher »Ich weiß nicht, was soll es bedeuten« in Musik gesetzt hätte? Aber wäre es ein Beweis für den Lyriker, daß diese Kundschaft seine unschwere Poesie auch dann begehrt hätte, wenn sie ihr nicht auf Flügeln des Gesanges wäre zugestellt worden? Ach, dieser engstirnige Heinehaß, der den Juden meint, läßt den Dichter gelten und blökt bei einer sentimentalen Melodei wohl auch ohne die Nachhilfe des Musikanten. Kunst bringt das Leben in Unordnung. Die Dichter der Menschheit stellen immer wieder das Chaos her; die Dichter der Gesellschaft singen und klagen, segnen und fluchen innerhalb der Weltordnung. Alle, denen ein Gedicht ihre im Reim beschlossene Übereinstimmung mit dem Dichter bedeutet, flüchten zu Heine. Wer den Lyriker auf der Suche nach weltläufigen Allegorien und beim Anknüpfen von Beziehungen zur Außenwelt zu betreten wünscht, wird Heine für den größeren Lyriker halten als Goethe. Wer aber das Gedicht als Offenbarung des im Anschauen der Natur versunkenen Dichters und nicht der im Anschauen des Dichters versunkenen Natur begreift, wird sich bescheiden, ihn als lust- und leidgeübten Techniker, als prompten Bekleider vorhandener Stimmungen zu schätzen. Wie über allen Gipfeln Ruh' ist, teilt sich Goethe, teilt er uns in so

groß empfundener Nähe mit, daß die Stille sich als eine Ahnung hören läßt. Wenn aber ein Fichtenbaum im Norden auf kahler Höh' steht und von einer Palme im Morgenland träumt, so ist das eine besondere Artigkeit der Natur, die der Sehnsucht Heines allegorisch entgegenkommt. Wer je eine so kunstvolle Attrappe im Schaufenster eines Konditors oder eines Feuilletonisten gesehen hat, mag in Stimmung geraten, wenn er selbst ein Künstler ist. Aber ist ihr Erzeuger darum einer? Selbst die bloße Plastik einer Naturanschauung, von der sich zur Seele kaum sichtbare Fäden spinnen, scheint mir, weil sie das Einfühlen voraussetzt, lyrischer zu sein, als das Einkleiden fertiger Stimmungen. In diesem Sinne ist Goethes »Meeresstille« Lyrik, sind es Liliencrons Zeilen: »Ein Wasser schwatzt sich selig durchs Gelände, ein reifer Roggenstrich schließt ab nach Süd, da stützt Natur die Stirne in die Hände und ruht sich aus, von ihrer Arbeit müd'«. Der nachdenkenden Heidelandschaft im Sommermittag entsprießen tiefere Stimmungen als jene sind, denen nachdenkliche Palmen und Fichtenbäume entsprossen; denn dort hält Natur die Stirne in die Hände, aber hier Heinrich Heine die Hand an die Wange gedrückt... Man schämt sich, daß zwischen Herz und Schmerz je ein so glatter Verkehr bestand, den man Lyrik nannte; man schämt sich fast der Polemik. Aber man mache den Versuch, im aufgeschlagenen »Buch der Lieder« die rechte und die linke Seite durcheinander zu lesen und Verse auszutauschen. Man wird nicht enttäuscht sein, wenn man von Heine nicht enttäuscht ist. Und die es schon sind, werden es erst recht nicht sein. »Es zwitscherten die Vögelein — viel' muntere Liebesmelodein.« Das kann rechts und links stehen. »Auf meiner Herzliebsten Äugelein«: das muß sich nicht allein auf »meiner Herzliebsten Mündlein klein« reimen, und die »blauen Veilchen der Äugelein« wieder nicht allein auf die »roten Rosen der Wängelein«, überall könnte die Bitte stehen: »Lieb Liebchen, leg's Händchen

aufs Herze mein«, und nirgend würde in diesem Kämmerlein der Poesie die Verwechslung von mein und dein störend empfunden werden. Dagegen ließe sich etwa die ganze Loreley von Heine nicht mit dem Fischer von Goethe vertauschen, wiewohl der Unterschied scheinbar nur der ist, daß die Loreley von oben auf den Schiffer, das feuchte Weib aber von unten auf den Fischer einwirkt. Wahrlich, der Heinesche Vers ist Operettenlyrik, die auch gute Musik vertrüge. Im Buch der Lieder könnten die Verse von Meilhac und Halévy stehen:

Ich bin dein
Du bist mein
Welches Glück ist uns beschieden
Nein, es gibt
So verliebt
Wohl kein zweites Paar hienieden.

Es ist durchaus jene Seichtheit, die in Verbindung mit Offenbachscher Musik echte Stimmungswerte schafft oder tiefere satirische Bedeutung annimmt. Offenbach ist Musik, aber Heine ist bloß der Text dazu. Und ich glaube nicht, daß ein echter Lyriker die Verse geschrieben hat:

Und als ich euch meine Schmerzen geklagt,
Da habt ihr gegähnt und nichts gesagt;
Doch als ich sie zierlich in Verse gebracht,
Da habt ihr mir große Elogen gemacht.

Aber es ist ein Epigramm; und die Massenwirkung Heinescher Liebeslyrik, in der die kleinen Lieder nicht der naturnotwendige Ausdruck, sondern das Ornament der großen Schmerzen sind, ist damit treffend bezeichnet. Jene Massenwirkung, durch die der Lyriker Heine sich belohnt fühlt. Es ist ein Lyriker, der in einer Vorrede schreibt, sein Verleger habe durch die großen Auflagen, die er von seinen Werken zu machen pflege, dem Genius des Verfassers das ehrenvollste Vertrauen geschenkt, und der stolz auf die Geschäftsbücher verweist, in denen die Beliebtheit dieser Lyrik ein-

getragen stehe. Dieser Stolz ist so wenig verwunderlich wie diese Beliebtheit. Wie vermöchte sich eine lyrische Schöpfung, in der die Idee nicht kristallisiert, aber verzuckert wird, der allgemeinen Zufriedenheit zu entziehen? Nie, bis etwa zur Sterbenslyrik, hat sich eine schöpferische Notwendigkeit in Heine zu diesen Versen geformt, daß es Verse werden mußten; und diese Reime sind Papilloten, nicht Schmetterlinge: Papierkrausen, oft nur eben gewickelt, um einen Wickel vorzustellen. »Das hätte ich alles sehr gut in guter Prosa sagen können«, staunt Heine, nachdem er eine Vorrede versifiziert hat, und fährt fort: »Wenn man aber die alten Gedichte wieder durchliest, um ihnen, behufs eines erneuerten Abdrucks, einige Nachfeile zu erteilen, dann überrascht einen unversehens die klingelnde Gewohnheit des Reims und Silbenfalls...« Es ist in der Tat nichts anderes als ein skandierter Journalismus, der den Leser über seine Stimmungen auf dem Laufenden hält. Heine informiert immer und überdeutlich. Manchmal sagt ers durch die blaue Blume, die nicht auf seinem Beet gewachsen ist, manchmal direkt. Wäre das sachliche Gedicht »Die heiligen drei Könige« von einem Dichter, es wäre ein Gedicht. »Das Öchslein brüllte, das Kindlein schrie, die heil'gen drei Könige sangen.« Das wäre die Stimmung der Sachlichkeit. So ist es doch wohl nur ein Bericht. Ganz klar wird das an einer Stelle des Vitzliputzli:

Hundertsechzig Spanier fanden
Ihren Tod an jenem Tage;
Über achtzig fielen lebend
In die Hände der Indianer.

Schwer verwundet wurden viele,
Die erst später unterlagen.
Schier ein Dutzend Pferde wurde
Teils getötet, teils erbeutet.

Einer indianischen Lokalkorrespondenz zufolge. Und wie die Sachlichkeit, so das Gefühl, so die Ironie:

nichts unmittelbar, alles handgreiflich, aus jener zweiten Hand, die unmittelbar nur den Stoff begreift. Im Gestreichel der Stimmung, im Gekitzel des Witzes.

Die Tore jedoch, die ließen
Mein Liebchen entwischen gar still;
Ein Tor ist immer willig,
Wenn eine Törin will.

Diesen Witz macht kein wahrer Zyniker, dem seine Geliebte echappiert ist. Und kein Dichter ruft einem Fräulein, das den Sonnenuntergang gerührt betrachtet, die Worte zu:

Mein Fräulein, sein Sie munter,
Das ist ein altes Stück;
Hier vorne geht sie unter,
Und kehrt von hinten zurück.

Nicht aus Respekt vor dem Fräulein, aber aus Respekt vor dem Sonnenuntergang. Der Zynismus Heines steht auf dem Niveau der Sentimentalität des Fräuleins. Und der eigenen Sentimentalität. Und wenn er gerührt von sich sagt: »dort wob ich meine zarten Reime aus Veilchenduft und Mondenschein«, dann darf man wohl so zynisch sein wie er und ihn — Herr Heine, sein Sie munter — fragen, ob er nicht vielleicht schreiben wollte: dort wob ich meine zarten Reime für Veilchenduft und Mondenschein, und ob dies nicht eben jene Verlagsfirma ist, auf deren Geschäftsbücher er sich soeben berufen hat. Lyrik und Satire — das Phänomen ihres Verbundenseins wird faßlich —: sie sind beide nicht da; sie treffen sich in der Fläche, nicht in der Tiefe. Diese Träne hat kein Salz, und dieses Salz salzt nicht. Wenn Heine, wie sagt man nur, »die Stimmung durch einen Witz zerreißt«, so habe ich den Eindruck, er wolle dem bunten Vogel Salz auf den Schwanz streuen; ein altes Experiment: der Vogel entflattert doch. Im Fall Heine glückt die Illusion, wenn schon nicht das Experiment. Man kann ihm das Gegenteil beweisen; ihm, aber nicht den gläubigen Zuschauern.

Er wurde nicht nur als der frühe Begleiter von Allerwelts lyrischen Erlebnissen durchs Leben mitgenommen, sondern immer auch dank seiner Intellektualität von der Jugendeselei an die Aufklärung weitergegeben. Und über alles wollen sie aufgeklärt sein, nur nicht über Heine, und wenn sie schon aus seinen Träumen erwachen, bleibt ihnen noch sein Witz.

Dieser Witz aber, in Vers und Prosa, ist ein asthmatischer Köter. Heine ist nicht imstande, seinen Humor auf die Höhe eines Pathos zu treiben und von dort hinunter zu jagen. Er präsentiert ihn, aber er kann ihm keinen Sprung zumuten. Wartet nur! ist der Titel eines Gedichtes:

Weil ich so ganz vorzüglich blitze,
Glaubt ihr, daß ich nicht donnern könnt'!
Ihr irrt euch sehr, denn ich besitze
Gleichfalls fürs Donnern ein Talent.

Es wird sich grausenhaft bewähren,
Wenn einst erscheint der rechte Tag;
Dann sollt ihr meine Stimme hören,
Das Donnerwort, den Wetterschlag.

Gar manche Eiche wird zersplittern
An jenem Tag der wilde Sturm,
Gar mancher Palast wird erzittern
Und stürzen mancher Kirchenturm!

Das sind leere Versprechungen. Und wie sagt doch Heine von Platen?

Eine große Tat in Worten,
Die du einst zu tun gedenkst! —
O, ich kenne solche Sorten
Geist'ger Schuldenmacher längst.

Hier ist Rhodus, komm und zeige
Deine Kunst, hier wird getanzt!
Oder trolle dich und schweige,
Wenn du heut nicht tanzen kannst.

»Gleichfalls fürs Donnern ein Talent haben« — das sieht ja dem Journalismus ähnlich. Aber von Donner

kein Ton und vom Blitz nur ein Blitzen. Nur Einfälle, nur das Wetterleuchten von Gedanken, die irgendwo niedergegangen sind oder irgendwann niedergehen werden.

Denn wie eigene Gedanken nicht immer neu sein müssen, so kann, wer einen neuen Gedanken hat, ihn leicht von einem andern haben. Das bleibt für alle paradox, nur für jenen nicht, der von der Präformiertheit der Gedanken überzeugt ist, und davon, daß der schöpferische Mensch nur ein erwähltes Gefäß ist, und davon, daß die Gedanken und die Gedichte da waren vor den Dichtern und Denkern. Er glaubt an den metaphysischen Weg des Gedankens, der ein Miasma ist, während die Meinung kontagiös ist, also unmittelbarer Ansteckung braucht, um übernommen, um verbreitet zu werden. Darum mag ein schöpferischer Kopf auch das aus eigenem sagen, was ein anderer vor ihm gesagt hat, und der andere ahmt Gedanken nach, die einem schöpferischen Kopf erst später einfallen werden. Und nur in der Wonne sprachlicher Zeugung wird aus dem Chaos eine Welt. Die leiseste Belichtung oder Beschattung, Tönung und Färbung eines Gedankens, nur solche Arbeit ist wahrhaft unverloren, so pedantisch, lächerlich und sinnlos sie für die unmittelbare Wirkung auch sein mag, kommt irgendwann der Allgemeinheit zugute und bringt ihr zuletzt jene Meinungen als verdiente Ernte ein, die sie heut mit frevler Gier auf dem Halm verkauft. Alles Geschaffene bleibt, wie es da war, eh es geschaffen wurde. Der Künstler holt es als ein Fertiges vom Himmel herunter. Die Ewigkeit ist ohne Anfang. Lyrik oder ein Witz: die Schöpfung liegt zwischen dem Selbstverständlichen und dem Endgültigen. Es werde immer wieder Licht. Es war schon da und sammle sich wieder aus der Farbenreihe. Wissenschaft ist Spektralanalyse: Kunst ist Lichtsynthese. Der Gedanke ist in der Welt, aber man hat ihn nicht. Er ist durch das Prisma stofflichen Erlebens in Sprachelemente zerstreut, der

Künstler schließt sie zum Gedanken. Der Gedanke ist ein Gefundenes, ein Wiedergefundenes. Und wer ihn sucht, ist ein ehrlicher Finder, ihm gehört er, auch wenn ihn vor ihm schon ein anderer gefunden hätte.

So und nur so hat Heine von Nietzsche den Nazarenertypus antizipiert. Wie weitab ihm die Welt Eros und Christentum lag, welche doch in dem Gedicht »Psyche« mit so hübscher Zufälligkeit sich meldet, zeigt er in jedem Wort seiner Platen-Polemik. Heine hat in den Verwandlungen des Eros nur das Ziel, nicht den Weg des Erlebnisses gesehen, er hat sie ethisch und ästhetisch unter eine Norm gestellt, und hier, wo wir an der Grenze des erweislich Wahren und des erweislich Törichten angelangt sind, hat er vielmehr den seligen Herrn Maximilian Harden antizipiert. In dieser berühmten Platen-Polemik, die allein dem stofflichen Interesse an den beteiligten Personen und dem noch stofflicheren Vergnügen an der angegriffenen Partie ihren Ruhm verdankt und die Heines Ruhm hätte auslöschen müssen, wenn es in Deutschland ein Gefühl für wahre polemische Kraft gäbe und nicht bloß für das Gehechel der Bosheit, in dieser Schrift formt Heine sein erotisches Bekenntnis zu den Worten:

> Der eine ißt gern Zwiebeln, der andere hat mehr Gefühl für warme Freundschaft, und ich als ehrlicher Mann muß aufrichtig gestehen, ich esse gern Zwiebeln, und eine schiefe Köchin ist mir lieber, als der schönste Schönheitsfreund.

Das ist nicht fein, aber auch nicht tief. Er hatte wohl keine Ahnung von den Varietäten der Geschlechtsliebe, die sich am Widerspiel noch bestätigt, und spannte diese weite Welt in das grobe Schema Mann und Weib, normal und anormal. Noch im Sterben ist ihm ja die Vorstellung von der Kuhmagd, die »mit dicken Lippen küßt und beträchtlich riecht nach Mist«, geläufig, wiewohl sie dort nur eine bessere Wärme als der Ruhm geben soll und nicht als die warme Freundschaft. Wer so die Seele kennt, ist ein Feuilletonist! Feuilletonistisch ist Heines Polemik durch die Unverbundenheit,

mit der Meinung und Witz nebeneinander laufen. Die Gesinnung kann nicht weiter greifen als der Humor. Wer über das Geschlechtsleben seines Gegners spottet, kann nicht zu polemischer Kraft sich erheben. Und wer die Armut seines Gegners verhöhnt, kann keinen bessern Witz machen, als den: der Ödipus von Platen wäre »nicht so bissig geworden, wenn der Verfasser mehr zu beißen gehabt hätte«. Schlechte Gesinnung kann nur schlechte Witze machen. Der Wortwitz, der die Kontrastwelten auf die kleinste Fläche drängt und darum der wertvollste sein kann, muß bei Heine ähnlich wie bei dem traurigen Saphir zum losen Kalauer werden, weil kein sittlicher Fonds die Deckung übernimmt. Ich glaube, er bringt das üble Wort, einer leide an der »Melancholik«, zweimal. Solche Prägungen — wie etwa auch die Zitierung von Platens »Saunetten« und die Versicherung, daß er mit Rothschild »famillionär« verkehrt habe — läßt er dann freilich den Hirsch Hyacinth verantworten. Und dieser Polemiker spricht von seiner guten protestantischen Hausaxt! Eine Axt, die einen Satz nicht beschneiden kann! Seiner Schrift gegen Börne geben die wörtlichen Zitate aus Börne das Rückgrat, aber wenn er darin Börne sprechend vorführt, spürt man ganz genau, wo Heine über Börne hinaus zu schwätzen beginnt. Er tuts in der breitspurigen Porzellangeschichte. Auf Schritt und Tritt möchte man redigieren, verkürzen, vertiefen. Einen Satz wie diesen: »Nächst dem Durchzug der Polen, habe ich die Vorgänge in Rheinbayern als den nächsten Hebel bezeichnet, welcher nach der Juliusrevolution die Aufregung in Deutschland bewirkte, und auch auf unsere Landsleute in Paris den größten Einfluß ausübte«, hätte ich nicht durchgehen lassen. Die Teile ohne Fassung, das Ganze ohne Komposition, jener kurze Atem, der in einem Absatz absetzen muß, als müßte er immer wieder sagen: so, und jetzt sprechen wir von etwas anderm. Wäre Heine zum Aphorismus fähig gewesen, zu dem ja der längste Atem gehört,

er hätte auch hundert Seiten Polemik durchhalten können. Von Börne, der in dieser Schrift als sittlich und geistig negierte Person den Angreifer überragt, sagt er: »Alle seine Anfeindungen waren am Ende nichts anderes, als der kleine Neid, den der kleine Tambour-Maitre gegen den großen Tambour-Major empfindet — er beneidete mich ob des großen Federbusches, der so keck in die Lüfte hineinjauchzt, ob meiner reichgestickten Uniform, woran mehr Silber, als er, der kleine Tambour-Maitre, mit seinem ganzen Vermögen bezahlen konnte, ob der Geschicklichkeit, womit ich den großen Stock balanciere usw.« Die Geschicklichkeit ist unleugbar, und der Tambour-Major stimmt auch. In Börnes Haushalt sieht Heine »eine Immoralität, die ihn anwidert«, »das ganze Reinlichkeitsgefühl seiner Seele« sträubt sich in ihm »bei dem Gedanken, mit Börnes nächster Umgebung in die mindeste Berührung zu geraten«. Er weiß die längste Zeit auch nicht, ob Madame Wohl nicht die Geliebte Börnes ist »oder bloß seine Gattin«. Dieser ganz gute Witz ist bezeichnend für die Wurzellosigkeit des Heineschen Witzes, denn er deckt sich mit dem Gegenteil der Heineschen Auffassung von der Geschlechtsmoral. Heine hätte sich schlicht bürgerlich dafür interessieren müssen, ob Madame Wohl die Gattin Börnes oder bloß seine Geliebte sei. Er legt ja noch im Sterbebett Wert auf die Feststellung, er habe nie ein Weib berühret, wußt' er, daß sie vermählet sei. Aber in dieser Schrift sind auch andere peinliche Widersprüche. So wird Jean Paul der »konfuse Polyhistor von Bayreuth« genannt, und von Heine heißt es, er habe sich »in der Literatur Europas Monumente aufgepflanzt, zum ewigen Ruhme des deutschen Geistes« . . . Der deutsche Geist aber möchte vor allem das nackte Leben retten; und er wird erst wieder hochkommen, wenn sich in Deutschland die intellektuelle Schmutzflut verlaufen haben wird. Wenn man wieder das Kopfwerk sprachschöpferischer Männlichkeit erfassen und von

dem erlernbaren Handwerk der Sprachzärtlichkeiten unterscheiden wird. Und ob dann von Heine mehr bleibt als sein Tod?

Die Lyrik seines Sterbens, Teile des Romanzero, die Lamentationen, der Lazarus: hier war wohl der beste Helfer am Werke, um die Form Heines zur Gestalt zu steigern. Heine hat das Erlebnis des Sterbens gebraucht, um ein Dichter zu sein. Es war ein Diktat: sing, Vogel, oder stirb. Der Tod ist ein noch besserer Helfer als Paris; der Tod in Paris, Schmerzen und Heimatsucht, die bringen schon ein Echtes fertig.

Ich hör' den Hufschlag, hör' den Trab,
Der dunkle Reiter holt mich ab —
Er reißt mich fort, Mathilden soll ich lassen,
O, den Gedanken kann mein Herz nicht fassen!

Das ist andere Lyrik, als jene, deren Erfolg in den Geschäftsbüchern ausgewiesen steht. Denn Heines Wirkung ist das Buch der Lieder und nicht der Romanzero, und will man seine Früchte an ihm erkennen, so muß man jenes aufschlagen und nicht diesen. Der Tod konzentriert, räumt mit dem tändelnden Halbweltschmerz auf und gibt dem Zynismus etwas Pathos. Heines Pointen, so oft nur der Mißklang unlyrischer Anschauung, stellen hier selbst eine höhere Harmonie her. Sein Witz, im Erlöschen verdichtet, findet kräftigere Zusammenfassungen; und Geschmacklosigkeiten wie: »Geh ins Kloster, liebes Kind, oder lasse dich rasieren«, werden seltener. Das überlieferte Mot »dieu me pardonnera, c'est son metier« ist in seiner vielbewunderten Plattheit vielleicht eine Erfindung jener, die den Heine-Stil komplett haben wollten. Aber es paßt zum Ganzen nicht schlecht. Im Glauben und Unglauben wird Heine die Handelsvorstellung nicht los. Selbst die Liebe spricht zum Gott der Lieder, »sie verlange Sicherheiten«, und der Gott fragt, wieviel Küsse sie ihm auf seine goldene Leier borgen wolle. Indes, der Zynismus Heines, diese altbackene Pastete aus Witz und Weh, mundet dem

deutschen Geschmack recht wohl, wenn ers auch nicht wahr haben will. Zu Offenbach, in dessen Orchester der tausendjährige Schmerz von der Lust einer Ewigkeit umtanzt wird, verhält sich dieser Schmerzspötter wie ein routinierter Asra zu einem geborenen Blaubart, einem vom Stamme jener, welche töten, wenn sie lieben.

... Was will die einsame Träne? Was will ein Humor, der unter Tränen lächelt, weil weder Kraft zum Weinen da ist noch zum Lachen? Aber der »Glanz der Sprache« ist da und der hat sich vererbt. Und unheimlich ist, wie wenige es merken, daß er von der Gansleber kommt, und wie viele sich davon ihr Hausbrot vollgeschmiert haben. Die Nasen sind verstopft, die Augen sind blind, aber die Ohren hören jeden Gassenhauer. So hat sich dank Heine die Erfindung des Feuilletons zur höchsten Vollkommenheit entwickelt. Mit Originalen läßt sich nichts anfangen, aber Modelle können ausgebaut werden. Wenn die Heine-Nachahmer fürchten mußten, daß man sie entlarven könnte, so brauchten sie nur Heine-Fälscher zu werden und durften getrost unter seinem Namen en gros produzieren. Sie nehmen in der Heine-Literatur einen breiten Raum ein. Aber die Forscher, denen ihre Feststellung gelingt, sind nicht sachverständig genug, um zu wissen, daß mit dem Dieb auch der Eigentümer entlarvt ist. Er selbst war durch einen Dietrich ins Haus gekommen und ließ die Tür offen. Er war seinen Nachfolgern mit schlechtem Beispiel vorangegangen. Er lehrte sie den Trick. Und je weiter das Geheimnis verbreitet wurde, umso köstlicher war es. Darum verlangt die Pietät des Journalismus, daß heute in jeder Redaktion mindestens eine Wanze aus Heines Matratzengruft gehalten wird. Das kriecht am Sonntag platt durch die Spalten und stinkt uns die Kunst von der Nase weg! Aber es amüsiert uns, so um das wahre Leben betrogen zu werden. In Zeiten, die Zeit hatten, hatte man an der Kunst eins aufzulösen. In einer Zeit, die Zeitungen hat, sind Stoff und Form zu rascherem Verständnis

getrennt. Weil wir keine Zeit haben, müssen uns die Autoren umständlich sagen, was sich knapp gestalten ließe. So ist Heine wirklich der Vorläufer moderner Nervensysteme, als der er von Künstlern gepriesen wird, die nicht sehen, daß ihn die Philister besser vertragen haben, als er die Philister. Denn der Heinehaß der Philister gibt nach, wenn für sie der Lyriker in Betracht kommt, und für den Künstler kommt Heines Philisterhaß in Betracht, um die Persönlichkeit zu retten. So durch ein Mißverständnis immer aktuell, rechtfertigt er die schöne Bildung des Wortes »Kosmopolit«, in der sich der Kosmos mit der Politik versöhnt hat. Detlev von Liliencron hatte nur eine Landanschauung. Aber mir scheint, er war in Schleswig-Holstein kosmischer als Heine im Weltall. Schließlich werden doch die, welche nie aus ihrem Bezirk herauskamen, weiter kommen als die, die nie in ihren Bezirk hineinkamen.

Was Nietzsche zu Heine gezogen hat — er hatte den Kleinheitswahn, als er im Ecce homo schrieb, sein Name werde mit dem Heines durch die Jahrtausende gehen —, kann nur jener Haß gegen Deutschland sein, der jeden Bundesgenossen annimmt. Wenn man aber den Lazzaroni für ein Kulturideal neben dem deutschen Schutzmann hält, so gibt es gewiß nichts deutscheres als solchen Idealismus, der die weglagernde Romantik schon fürs Ziel nimmt. Das intellektuelle Problem Heine, der Regenerator deutscher Luft, ist neben dem künstlerischen Problem Heine gewiß nicht zu übersehen: es läuft ja daneben. Doch hier ward einmal Sauerstoff in die deutschen Stuben gelassen und hat nach einer augenblicklichen Erholung die Luft verpestet. Daß, wer nichts zu sagen hat, es besser verständlich sage, diese Erkenntnis war die Erleichterung, die Deutschland seinem Heine dankt nach jenen schweren Zeiten, wo etwas zu sagen hatte, wer unverständlich war. Und diesen unleugbaren sozialen Fortschritt hat man der Kunst zugeschrieben,

da man in Deutschland immerzu der Meinung ist, daß die Sprache das gemeinsame Ausdrucksmittel sei für Schreiber und Sprecher. Heines aufklärende Leistung in Ehren — ein so großer Satiriker, daß man ihm die Denkmalswürdigkeit absprechen müßte, war er nicht. Ja, er war ein so kleiner Satiriker, daß die Dummheit seiner Zeit auf die Nachwelt gekommen ist. Gewiß, sie setzt sich jenes Denkmal, das sie ihm verweigert. Aber sie setzt sich wahrlich auch jenes, das sie für ihn begehrt. Und wenn sie ihr Denkmal nicht durchsetzt, so deponiert sie wenigstens ihre Visitkarte am Heine-Grab und bestätigt sich ihre Pietät in der Zeitung. Solange die Ballotage der Unsterblichkeit dauert, dauert die Unsterblichkeit, und wenn ein Volk von Vereinsbrüdern ein Problem hat, wird es so bald nicht fertig. Im Ausschuß der Kultur aber sitzen die Karpeles und Bartels, und wie immer die Entscheidung falle, sie beweist nichts für den Geist. Die niedrige Zeitläufigkeit dieser Debatte, die immerwährende Aktualität antiquierter Standpunkte ist so recht das Maß einer literarischen Erscheinung, an der nichts ewig ist als der Typus, der von nirgendwo durch die Zeit läuft. Dieser Typus, der die Mitwelt staunen macht, weil er auf ihrem Niveau mehr Talent hat als sie, hat in der Kunst der Sprache, die jeder, der spricht, zu verstehen glaubt, schmerzlichen Schaden gestiftet. Wir erkennen die Persönlichkeiten nicht mehr, und die Persönlichkeiten beneiden die Techniker. Wenn Nietzsche Heines Technik bewundert, so straft ihn jeder Satz, den er selbst schrieb, Lügen. Nur einer nicht: »Die Meisterschaft ist dann erreicht, wenn man sich in der Ausführung weder vergreift noch zögert«. Das Gegenteil dieser untiefen Einsicht ist die Sache des Künstlers. Seine Leistung sind Skrupel; er greift zu, aber er zaudert, nachdem er zugegriffen hat. Heine war nur ein Draufgänger der Sprache; nie hat er die Augen vor ihr niedergeschlagen. Er schreibt das

Bekenntnis hin: »Der Grundsatz, daß man den Charakter eines Schriftstellers aus seiner Schreibweise erkenne, ist nicht unbedingt richtig; er ist bloß anwendbar bei jener Masse von Autoren, denen beim Schreiben nur die augenblickliche Inspiration die Feder führt, und die mehr dem Worte gehorchen, als befehlen. Bei Artisten ist jener Grundsatz unzulässig, denn diese sind Meister des Wortes, handhaben es zu jedem beliebigen Zwecke, prägen es nach Willkür, schreiben objektiv, und ihr Charakter verrät sich nicht in ihrem Stil«. So war er: ein Talent, weil kein Charakter; bloß daß er die Artisten mit den Journalisten verwechselt hat. Und die Masse von Autoren, die dem Wort gehorchen, gibt es leider nur spärlich. Das sind die Künstler. Talent haben die andern: denn es ist ein Charakterdefekt. Hier spricht Heine seine unbedingte Wahrheit aus; er braucht sie gegen Börne. Aber da er objektiv schreibt und als Meister des Worts dieses zu jedem beliebigen Zwecke handhabt, so paßt ihm das Gegenteil gegen Platen. In ihm sei, »ungleich dem wahren Dichter, die Sprache nie Meister geworden«; er sei »dagegen Meister geworden in der Sprache, oder vielmehr auf der Sprache, wie ein Virtuose auf einem Instrumente«. Heine ist objektiv. Gegen Börne: »Die Taten der Schriftsteller bestehen in Worten«. Gegen Platen: er nenne seine Leistung »eine große Tat in Worten« — »so gänzlich unbekannt mit dem Wesen der Poesie, wisse er nicht einmal, daß das Wort nur bei dem Rhetor eine Tat, bei dem wahren Dichter aber ein Ereignis ist«.

Was war es bei Heine? Nicht Tat und nicht Ereignis, sondern Absicht oder Zufall. Heine war ein Moses, der mit dem Stab auf den Felsen der deutschen Sprache schlug. Aber Geschwindigkeit ist keine Hexerei, das Wasser floß nicht aus dem Felsen, sondern er hatte es mit der andern Hand herangebracht; und es war Eau de Cologne. Heine hat aus dem Wunder der sprachlichen Schöpfung einen Zauber gemacht.

Er hat das höchste geschaffen, was mit der Sprache zu schaffen ist; höher steht, was aus der Sprache geschaffen wird. Er konnte hundert Seiten schreiben, aber nicht die Sprache der hundert ungeschriebenen Seiten gestalten. Wenn nach Iphigeniens Bitte um ein holdes Wort des Abschieds der König »Lebt wohl!« sagt, so ist es, als ob zum erstenmal in der Welt Abschied genommen würde, und solches »Lebt wohl!« wiegt das Buch der Lieder auf und hundert Seiten von Heines Prosa. Das Geheimnis der Geburt des alten Wortes war ihm fremd. Die Sprache war ihm zu Willen. Doch nie brachte sie ihn zu schweigender Ekstase. Nie zwang ihn ihre Gnade auf die Knie. Nie ging er ihr auf Pfaden nach, die des profanen Lesers Auge nicht errät, und dorthin, wo die Liebe erst beginnt: O markverzehrende Wonne der Spracherlebnisse! Die Gefahr des Wortes ist die Lust des Gedankens. Was bog dort um die Ecke? Noch nicht ersehen und schon geliebt! Ich stürze mich in dieses Abenteuer.

August 1911

Nachwort

zu Heine und die Folgen

Die tiefste Bestätigung dessen, was in dieser Schrift gedacht und mit ihr getan ist, wurde ihr: sie fand keine Leser. Ein Gedrucktes, das zugleich ein Geschriebenes ist, findet keine. Und mag es sich durch alle äußeren Vorzüge: den bequemen, noch in feindlicher Betrachtung genehmen Stoff, ein gefälliges Format und selbst durch den billigsten Preis empfehlen — das Publikum läßt sich nicht täuschen, es hat die feinste Nase gegen die Kunst, und sicherer als es den Kitsch zu finden weiß, geht es dem Wert aus dem Wege. Nur der Roman, das Sprachwerk außer der Sprache, das in vollkommenster Gestalt noch dem gemeinen Verstande irgend Halt und Hoffnung läßt, nährt heute seinen Mann. Sonst haben vor dem Leser jene, die ihm mit dem Gedanken im Wort bleiben, einen unendlich schweren Stand neben denen, welche ihn mit dem Wort betrügen. Diesen glaubt er sofort, den andern erst nach hundert Jahren. Und keine irdische Träne aus den Augen, die das Leben vom Tod begraben sehen, verkürzt die Wartezeit. Nichts hilft. Die Zeit muß erst verstinken, um jene, die das sind, was sie können, so beliebt zu machen, wie diese da, welche können, was sie nicht sind. Nur daß dieses Heute noch den besondern Fluch des Zweifels trägt: ob der Kopf, der die Maschine überlebt, auch ihre Folgen überstehen wird. Nie war der Weg von der Kunst zum Publikum so weit; aber nie

auch hat es ein so künstliches Mitteldding gegeben, eins, das sich von selbst schreibt und von selbst liest, so zwar, daß sie alle schreiben und alle verstehen können und bloß der soziale Zufall entscheidet, wer aus dieser gegen den Geist fortschreitenden Hunnenhorde der Bildung jeweils als Schreiber oder als Leser hervorgeht. Die einzige Fähigkeit, die sie als Erbteil der Natur in Ehren halten: von sich zu geben, was sie gegessen haben, scheint ihnen auf geistigem Gebiet als ein Trick willkommen, durch den es gelingen mag, zwei Verrichtungen in einer Person zu vereinigen, und nur weil es noch einträglichere Geschäfte gibt als das Schreiben, haben sich bisher so viele unter ihnen Zurückhaltung auferlegt und begnügen sich damit, zu essen, was die andern von sich gegeben haben. Wie derselbe Mensch sich in einer Stammtischrunde vervielfacht hat, in der ein Cellist, ein Advokat, ein Philosoph, ein Pferdehändler und ein Maler sitzen, durch den Geist verbunden und nur vom Kellner nach den Fächern unterschieden: so ist zwischen Autor und Leser kein Unterschied. Es gibt bloß noch Einen, und das ist der Feuilletonist. Die Kunst weicht vor ihm zurück wie der Gletscher vor dem Bewohner des Alpenhotels. Einst konnte man den, so rühmten die Führer, mit Händen greifen. Wenn der Leser heute ein Werk mit Händen greifen kann, dann muß das Werk eine üble Seite haben. Der Herausgeber dieser Zeitschrift ist sich durchaus bewußt, daß sie ihr Ansehen großenteils jener Empfänglichkeit verdankt, die sich etwa dem vorzüglichen Romanautor nicht gleich darum entzieht, weil sie vom Hörensagen weiß, daß er auch ein Künstler ist. Er darf sich die Nachsicht getrost zunutze machen. Der Herausgeber der Fackel hat nicht selten das Gefühl, daß er an jener schmarotzt. Sie würde ihm unwiderruflich verweigert, wenn die Leser gar erführen, in welchem Stadium der Unzurechnungsfähigkeit solch witzige Anläßlichkeiten entstehen, von welcher Kraft

der Selbstvernichtung diese Treffsicherheit lebt und wie viel Zentner Leid eine leichte Feder tragen kann. Und wie düster das ist, was den Tagdieb erheitert. Das Lachen, das an meinen Witz nicht heranreicht, würde ihnen vergehen! Sähen sie, daß der kleine Stoff, der ihnen zu Gesicht steht, nur ein schäbiger Rest ist von etwas, das sie nicht betasten können, sie gingen endlich davon. Ich bin bei denen, die sich einbilden, meine Opfer zu sein, nicht beliebt; aber bei den Schadenfrohen noch immer weit über Verdienst.

Mag nun die Fackel sich in so vielen unrechten Händen befinden: wenn sich das, was von mir geschrieben ist, in einen andern Druck wagt, so langen wenige darnach. Für eine Sammlung von Satiren oder Aphorismen soll das nicht beklagt sein. Eine solche ist mit den seltenen Lesern zufrieden, denen die textliche Veränderung ein neues Werk bedeutet. Aber an der Schrift »Heine und die Folgen«, die als Manuskript in den Buchverlag kam, hat es sich gezeigt, daß es nicht mehr Leser gibt, als jene wenigen. Und diese Erfahrung kann gerade sie nicht schmerzlos hinnehmen. Denn ihr Wille ist, Leser zu schaffen, und das könnte ihr nur gelingen, wenn sie Leser findet. Sie trägt den Jammer des deutschen Schrifttums aus, und sie ist nicht zufrieden damit, daß ihre Wahrheit sich an ihr selbst erfülle. Darum betritt sie den Weg der Reue, der aus dem Buch zurück in die Zeitschrift führt, und auch diese Notwendigkeit sei ihr gefällig, die Perversität des geistigen Betriebs unserer Tage zu erweisen. Hier, im vertrauten Kreis, wird sie wenigstens den Versuch machen, zu mehr tauben Ohren zu sprechen, als in der großen deutschen Öffentlichkeit zu haben sind.

Denn es ist nicht zu denken, daß sie just für den Gegenstand taub waren, von dem zu ihnen die Rede ging. Von Heine hören sie noch immer gern

und wenn sie auch nicht wissen, was soll es bedeuten. Sicherlich würde die Schrift, wenn sie bloß den Lebenswert seiner Kunst verneinte, jenem Zeitgefühl nichts Neues sagen, das sich selbst durch die Verabredungen der Intelligenz nicht betrügen läßt. Sicherlich läßt es sich eher zur Bettelei für ein Heine-Denkmal als zur Lektüre seiner Bücher herumkriegen. Und dem Haß, der dort ansetzte, wo nicht Liebe, nur intellektuelle Heuchelei die Grabeswacht hält, würde zwar einige Erbitterung, aber kein allgemeines Interesse antworten. Diese Schrift indes, so weit entfernt von dem Verdacht, gegen Heine ungerecht zu sein, wie von dem Anspruch, ihm gerecht zu werden, ist kein literarischer Essay. Sie erschöpft das Problem Heine nicht, aber mehr als dieses. Der törichteste Vorwurf: daß sie Heine als individuellen Täter für seine Folgen verantwortlich mache, kann sie nicht treffen. Die ihn zu schützen vorgeben, schützen sich selbst und zeigen die wahre Richtung des Angriffs. Sie sollen für ihre Existenz verantwortlich gemacht werden, und der Auswurf der deutschen Intelligenz, der sich sogleich geregt hat, bewies, daß er sich als die verantwortliche Folge fühle. Es waren Individuen, die durch ihre eigene Lyrik schwer genug gestraft sind oder durch ihre eigene Polemik zu sehr insultiert waren, als daß sie einer besondern Abfertigung bedurft hätten. Die wenigen, die sich geärgert, und die vielen, die nicht gelesen hatten, haben bestätigt, was geschrieben war. Nicht die Gefahr, eine Entweihung Heines zu erleben, wohl aber die Furcht, das Feindlichste zu hören, was diesem Zeitalter der Talente gesagt werden kann, hat dem Ruf ein stärkeres Echo ferngehalten. Nicht eine Wertung Heine'scher Poesie, aber die Kritik einer Lebensform, in der ein für allemal alles Unschöpferische seinen Platz und sein glänzend elendes Auskommen gefunden hat, wurde hier gewagt. Nicht die Erfindung der Pest, nicht einmal ihre Einschleppung wurde getadelt, aber

ein geistiger Zustand beschrieben, an dem die Ornamente eitern. Das hat den Stolz der Bazillenträger beleidigt. Hier ist irgendwie die Sprache von allem, was sie einzuwickeln verpflichtet wurde, gelöst, und ihr die Kraft, sich einen bessern Inhalt zu schaffen, zuerkannt. Hier ist in dieser Sprache selbst gesagt, daß ihr der kalligraphische Betrug fremd sei, der das Schönheitsgesindel zwischen Paris und Palermo um den Schwung beneidet, mit dem man in der Kunst und in der Hotelrechnung aus dem Fünfer einen Neuner macht. Das haben sie nicht verstanden, oder als bedenklich genug erkannt, um es nicht hören zu wollen.

Um aber die Unfähigkeit, die eine redliche Wirkung des begabten Zeitgeistes ist, nicht schwerer zu belasten als die Bosheit, die in allen Zeiten die sozialen Möglichkeiten gegen den Gedanken mobilisiert hat, muß gesagt werden, daß noch ein besonderer Verdacht den Autor dazu bestimmt hat, vom Verlag Albert Langen das Recht des Wiederabdruckes dieser Schrift zu erbitten. Sein bekannter Verfolgungswahn, der ihm sogar zugeflüstert hat, daß es ihm in zwölf Jahrgängen nicht gelungen sei, sich beliebt zu machen, ließ ihn an eine absichtliche Unterdrückung der Broschüre glauben. Stellte ihm vor, daß die aufgestöberten Wanzen aus der Matratzengruft sich in Bewegung gesetzt und just dort angesiedelt hätten, wo der ihnen bekannte Weg vom Gedanken in den Handel führt. Die Furcht vor der Presse kann Berge versetzen und Säle verweigern: vielleicht bedarf es nicht einmal der Anregung, um einen Wiener Buchhändler im Vertrieb einer gefährlichen Broschüre, von der nur ein kleiner Gewinn abfällt, lau zu machen. Zumal einen von jenen, die noch heute der Fackel einen autorrechtlichen Prozeß verübeln, den ihr erster Drucker geführt hat. Ist es denn nicht eine Wiener Tatsache eigenster Art, daß nicht nur den Blicken der spazierenden City das Ärgernis meiner Bücher

entzogen wird, sondern daß die Hefte der Fackel, die in einer Zeile mehr Literatur enthalten als die Schaufenster sämtlicher Buchhandlungen der Inneren Stadt, und an deren letztes Komma mehr Qual und Liebe gewendet ist als an eine Bibliothek von Luxusdrucken eines Insel-Verlags — gezwungen sind, zwischen Zigarren, Losen und Revolverblättern ihre Aufwartung zu machen, um die Kosten zu decken, die eine nie belohnte und nie bedankte Mühe verursacht, während im Chor das Ungeziefer des Humors die Sache für lukrativ hält und sich an dem Begriff der »Doppelnummer« weidet! Eine Zeitschrift, welche die legitimsten administrativen Hilfen wie den Aussatz flieht, so aus sich selbst leben möchte, um so gegen sich selbst zu leben, buchgeboren wie kaum ein Buch im heutigen Deutschland, muß die Stütze des zuständigen Handels, die ihm Pflicht wäre, entbehren und in der österreichischen Verbannung jene Schmach verkosten, die den wegen eines politischen Delikts Verurteilten in die Zelle der Taschendiebe wirft. Ahnt die freigesinnte Bagage, deren kosmisches Gefühl die Gewinnsucht ist und von der man die Gnade erbetteln muß, für irrsinnig gehalten zu werden, wenn man keinen Profit macht, ahnt sie, wie viel Genüsse sie sich mit dem Geld erkaufen könnte, das mein Werk des Hasses verschlingt, bis es die Gestalt hat, mit der ein Selbstverherrlicher nie zufrieden ist — weil es erst dann ihm die Fehler enthüllt, die die andern nicht merken! Aber hier, in sein Archiv, nimmt er, was ihm beliebt, und zieht er ein, was andernorts nicht beliebt hat. Hier kann ihn nichts enttäuschen. Eine Arbeit, die statt zwanzig Auflagen nicht die zweite erlangt hat: hier kann ihr nichts mehr geschehn. Ihr Verfasser, dessen Lust es ist, in die Speichen seines eigenen Rads zu greifen, sich selbst und die Maschine aufzuhalten, wenn ihm ein Pünktchen mißfällt, wird nie mehr einem fremden publizistischen Betrieb seine Hilfe gewähren. Er wirbt nicht um

neues Publikum. Die Fackel ist ihm nicht Tribüne, sondern Zuflucht. Hier kann ihn das Schicksal einer Arbeit nur bis zur Vollendung aufregen, nicht bis zur Verbreitung. Was hier gelebt wird, mag im Buche wiedererstehn. Aber es ist Lohn genug, unter dem eigenen Rade zu liegen.

Mai 1917

Zwischen den Lebensrichtungen

Schlußwort

Nicht die Feststellung der unerheblichen Tatsache, daß die Schrift »Heine und die Folgen« neben der Verbreitung durch die Fackel nun doch im siebenten Jahr bei der dritten Auflage hält, erfordert die Ergänzung. Ein anderes sei nachgetragen, das gleichfalls, indem es scheinbar etwas berichtigt, einer tieferen Betrachtung erst dessen Richtigkeit zu erkennen gibt. Alles, was hier und in allen Kapiteln über den Lebensverlust des heutigen Lebens und den Sprachverrat deutscher Menschheit gesagt ist, hat die gedankliche Spur, die bis zum Rand dieses Krieges führt, der meine Wahrheit auch zur Offenbarheit gemacht hat. Nur dort bedarfs einer Darlegung, wo ich gerade in dem Drang, der Maschine zu entrinnen, einer schon völlig entmenschten Zone den Vorzug vor jenem Schönheitswesen gab, das dem unaufhaltsamen Fortschritt noch weglagernde Trümmer von Menschentum entgegenstellte. In den später geschriebenen Aphorismen ist die zum Krieg aufgebrochene Antithese zugunsten eben jener Lebensform entschieden, als einer, welche die Sehnsucht nach Leben und Form hatte und eben um solcher Sehnsucht, um eines selbstretterischen Instinktes willen, die Notwehr gegen die Tyrannei einer wertlosen Zweckhaftigkeit auf sich nehmen sollte, gemäß der das Leben Fertigware ist und die Kultur die Aufmachung. Denn es mußte die Frage, »in welcher Hölle der

Künstler gebraten sein will«, abdanken vor der zwingenden Entscheidung, daß der Mensch in dieser Hölle nicht gebraten sein will, durch die richtende Erkenntnis des Künstlers selbst, der nun nicht mehr das Recht und nicht mehr die Möglichkeit hat, die sichere Abschließung seines Innern zu suchen, sondern nur noch die Pflicht, zu sehen, welche Partie der Menschheit gleich ihm um die Erhaltung solchen Glückes kämpft und gegen den Zwang einer Lebensanschauung, die aus dem Leben alle Triebe gepreßt hat, um es einzig dem Betrieb zu erhalten. Daß es aber jene Regionen sind, von deren Wesensart in ruhiger Zeit die Störung kam, darüber sich einem Zweifel hinzugeben, wäre Kriegsverrat an der Natur, die sich der Maschine erwehrt. Sie tut's, und tue sie's auch mit Hilfe der Maschine, dem Künstler gleich, der die Betriebsmittel der Zeit nicht verschmäht hat, um ihr zu sich zu entfliehen. Er bejaht vor der Unvollkommenheit des Lebens den Lebensersatz und vor den halben Individualitäten das System des ganzen patentierten Persönlichkeitsersparers. Der sich der Maschine bedient, gewinnt in dem Maße, als sie alle verlieren, die die Maschine bedienen. Denn diese macht den Menschen nicht frei, sondern zu ihrem Knecht, sie bringt ihn nicht zu ihm selbst, sondern unter die Kanone. Der Gedanke aber, der nicht wie die Macht eine »Neuorientierung« braucht, um sich am Ruder wieder zu finden, weiß: Er schuf sich nur den Notausgang aus dem Chaos des Friedens, und was an der Wertverteilung »deutsch - romanisch« widerspruchsvoll schien, war nur der Widerspruch des neuen Daseins gegen sich selbst, der heute ereignishaft seine Lösung erfährt. Die Auffassung, die den »Lazzaroni als Kulturideal neben dem deutschen Schutzmann« scheinbar nicht gelten lassen wollte, sie bestätigte ihn darin mehr als jene, die es — im Sinne des »Malerischen« — wollten und die die eigentlichen

Deutschen sind. Das Wort vom »Schönheitsgesindel zwischen Paris und Palermo« mag nun auf jene Hunnenhorde der Bildung reflektieren, die an der Verwandlung von Lebenswerten in Sehenswürdigkeiten schuld ist. Was hier von der Sprache und dem Menschen gedacht war, ist dem Typus, der tieferer Zwecklosigkeit nachhangend in der Sonne lungern kann, blutsverwandter als dem unerträglichen Eroberer eines Platzes an der Sonne, dessen Geistesart es freilich entsprochen hat, ein bunteres Dasein ornamental zu entehren und damit den Untergang zu beschönigen. In jenem geweihten Sinn, der die »basaltfreie« Ordnung und Zweckhaftigkeit wahrlich nur zu dem höheren Zwecke will, um ungestört die Schlösser und Wunder der Seele zu betreuen, mußte ich die Umgebung solches Warenpacks vorziehen, weil es die besten Instrumente abgab, um mir Ruhe vor einer lärmvollen Welt zu verschaffen, in der sie, nur weil sie keine Menschen mehr waren, selbst nicht mehr stören konnten. Aber die andern taten es, weil sie's halb waren. Es war mir einst zu wenig, und jetzt ist es doch so viel geworden. Und an dieses Problem, in welchem ganz ähnlich auch die Antithese Berlin-Wien zu Gunsten Wiens bereinigt wird, wirft der Zusammenbruch noch die Erkenntnis, daß gerade in der Sphäre der Lebensmechanik der ganze Widerspruch selbst enthalten war. Daß es nicht allein um »deutsch-romanisch«, sondern um »deutsch-weltlich« geht, zeigt sich, indem die bunte Welt auf Farbe dringt. Amerika, das es besser hat, und die Welt der alten Formen vereinigen sich, um mit einem Kunterbunt fertig zu werden, das von dort die Sachlichkeit, von da die Schönheit zusammenrafft und immerzu in der tödlichen Verbindung von Ware und Wert, in der furchtbaren Verwendung der alten Embleme für die neuen Realien durchzuhalten hofft. Der Angelsachse schützt seinen Zweck, der Romane seine Form gegen

den Mischmasch, der das Mittel zum Zweck macht und die Form zum Vorwand. Da hier die Kunst nur Aufmachung ist; da diese Sachlichkeit, diese Ordnung, diese elende Fähigkeit zum Instrument einem auf Schritt und Tritt den Verlust an Menschentum offenbart, den es gekostet hat, um ein so entleertes Leben dem Volkstum zu erringen; da es selbst die Oberflächenwerte, für die alle Seelentiefe und alle Heiligkeit deutschen Sprachwerts preisgegeben wurde, im Zusammenstoß der Lebensrichtungen nicht mehr gibt; da der Deutsche eben doch kein Amerikaner war, sondern nur ein Amerikaner mit Basalten — so taugt der Zustand nicht mehr zum Ausgangspunkt der Phantasie. Weil sie Geist und Gott und Gift benützen, um das Geld zu erraffen, so wendet sie sich von den Entmenschten einem Schönheitswesen zu, das gegen die unerbittliche Wut der Zeit seine Trümmer verteidigt. Auf der Flucht aus ihr habe ich Unrecht tun müssen. Die Partei der Menschenwürde habe ich nie verleugnet und jetzt, wo, ach, der Standpunkt erreicht ist, sie nehmen zu können, habe ich dem Weltgeist nichts abzubitten als die Schuld, in solcher Zeit geboren zu sein, und den Zwang, sichs auf der Flucht häuslich einzurichten.

Nestroy und die Nachwelt

Zum 50. Todestage

Wir können sein Andenken nicht feiern, indem wir uns, wie's einer Nachwelt ziemt, zu einer Schuld bekennen, die wir abzutragen haben. So wollen wir sein Andenken feiern, indem wir uns zu einer Schuld bekennen, die wir zu tragen haben, wir Insassen einer Zeit, welche die Fähigkeit verloren hat, Nachwelt zu sein ... Wie sollte der ewige Bauherr nicht von den Erfahrungen dieses Jahrhunderts lernen? Seitdem es Genies gibt, wurden sie als Trockenwohner in die Zeit gesetzt; sie zogen aus und die Menschheit hatte es wärmer. Seitdem es aber Ingenieure gibt, wird das Haus unwohnlicher. Gott erbarme sich der Entwicklung! Er lasse die Künstler lieber nicht geboren werden, als mit dem Trost, wenn sie auf die Nachwelt kommen, würde diese es besser haben. Diese! Versuche sie es nur, sich als Nachwelt zu fühlen, und sie wird über die Zumutung, ihren Fortschritt dem Umweg des Geistes zu verdanken, eine Lache anschlagen, die zu besagen scheint: Kalodont ist das Beste. Eine Lache, nach einer Idee des Roosevelt, instrumentiert von Bernhard Shaw. Es ist die Lache, die mit allem fertig und zu allem fähig ist. Denn die Techniker haben die Brücke abgebrochen, und Zukunft ist, was sich automatisch anschließt. Diese Geschwindigkeit weiß nicht, daß ihre Leistung nur wichtig ist, ihr selbst zu entrinnen. Leibesgegenwärtig, geisteswiderwärtig, vollkommen wie sie ist, diese Zeit, hofft sie, werde die nächste

sie übernehmen, und die Kinder, die der Sport mit der Maschine gezeugt hat und die Zeitung genährt, würden dann noch besser lachen können. Bange machen gilt nicht; meldet sich ein Geist, so heißt es: wir sind komplett. Die Wissenschaft ist aufgestellt, ihnen die hermetische Abschließung von allem Jenseitigen zu garantieren. Die Kunst verjage ihnen die Sorge, welchem Planeten soeben die Gedanken ihrer Vorwelt zugutekommen. Was sich da Welt nennt, weil es in fünfzig Tagen sich selbst bereisen kann, ist fertig, wenn es sich berechnen kann. Um der Frage: Was dann? getrost ins Auge zu sehen, bleibt ihr noch die Zuversicht, mit dem Unberechenbaren fertig zu werden. Sie dankt den Autoren, die ihr das Problem, sei es durch Zeitvertreib abnehmen, sei's durch Bestreitung. Aber sie muß jenem fluchen, dem sie — tot oder lebendig — als Mahner oder Spielverderber zwischen Geschäft und Erfolg begegnet. Und wenns zum Fluch nicht mehr langt — denn zum Fluchen gehört Andacht —, so langt's zum Vergessen. Und kaum besinnt sich einmal das Gehirn, daß der Tag der großen Dürre angebrochen ist. Dann verstummt die letzte Orgel, aber noch saust die letzte Maschine, bis auch sie stille steht, weil der Lenker das Wort vergessen hat. Denn der Verstand verstand nicht, daß er mit der Entfernung vom Geist zwar innerhalb der Generation wachsen konnte, aber die Fähigkeit verlor, sich fortzupflanzen. Wenn zweimal zwei wirklich vier ist, wie sie behaupten, so verdankt es dieses Resultat der Tatsache, daß Goethe das Gedicht »Meeresstille« geschrieben hat. Nun aber weiß man so genau, wieviel zweimal zwei ist, daß man es in hundert Jahren nicht mehr wird ausrechnen können. Es muß etwas in die Welt gekommen sein, was es nie früher gegeben hat. Ein Teufelswerk der Humanität. Eine Erfindung, den Kohinoor zu zerschlagen, um sein Licht allen, die es nicht haben, zugänglich zu machen. Fünfzig Jahre läuft schon die

Maschine, in die vorn der Geist hineingetan wird, um hinten als Druck herauszukommen, verdünnend, verbreitend, vernichtend. Der Geber verliert, die Beschenkten verarmen, und die Vermittler haben zu leben. Ein Zwischending hat sich eingebürgert, um die Lebenswerte gegeneinander zu Falle zu bringen. Unter dem Pesthauch der Intelligenz schließen Kunst und Menschheit ihren Frieden... Ein Geist, der heute fünfzig Jahre tot ist und noch immer nicht lebt, ist das erste Opfer dieses Freudenfestes, über das seit damals spaltenlange Berichte erscheinen. Wie es kam, daß solch ein Geist begraben wurde: es müßte der große Inhalt seines satirischen Denkens sein, und ich glaube, er dichtet weiter. Er, Johann Nestroy, kann es sich nicht gefallen lassen, daß alles blieb, wie es ihm mißfallen hat. Die Nachwelt wiederholt seinen Text und kennt ihn nicht; sie lacht nicht mit ihm, sondern gegen ihn, sie widerlegt und bestätigt die Satire durch die Unvergänglichkeit dessen, was Stoff ist. Nicht wie Heine, dessen Witz mit der Welt läuft, der sie dort traf, wo sie gekitzelt sein wollte, und dem sie immer gewachsen war, nicht wie Heine wird sie Nestroy überwinden. Sondern wie der Feige den Starken überwindet, indem er ihm davonläuft und ihn durch einen Literarhistoriker anspucken läßt. Gegen Heine wird man undankbar sein, man wird die Rechte der Mode gegen ihn geltend machen, man wird ihn nicht mehr tragen. Aber immer wird man sagen, daß er den Horizont hatte, daß er ein Befreier war, daß er sich mit Ministern abgegeben hat und zwischendurch noch die Geistesgegenwart hatte, Liebesgedichte zu machen. Anders Nestroy. Keinen Kadosch wird man sagen. Keinem Friedjung wird es gelingen, nachzuweisen, daß Der eine politische Gesinnung hatte, geschweige denn jene, die die politische Gesinnung erst zur Gesinnung macht. Was lag ihm am Herzen? So viel, und darum nichts vom Freisinn. Während draußen die Schuster für die

idealsten Güter kämpften, hat er die Schneider Couplets singen lassen. Er hat die Welt nur in Kleingewerbetreibende und Hausherren eingeteilt, in Heraufgekommene und Heruntergekommene, in vazierende Hausknechte und Partikuliers. Daß es aber nicht der Leitartikel, sondern die Welt war, die er so eingeteilt hat, daß sein Witz immer den Weg nahm vom Stand in die Menschheit: solch unverständliches Kapitel überblättert der Hausverstand. Blitze am engen Horizont, so daß sich der Himmel über einem Gewürzgewölbe öffnet, leuchten nicht ein. Nestroy hat aus dem Stand in die Welt gedacht, Heine von der Welt in den Staat. Und das ist mehr. Nestroy bleibt der Spaßmacher, denn sein Spaß, der von der Hobelbank zu den Sternen schlug, kam von der Hobelbank, und von den Sternen wissen wir nichts. Ein irdischer Politiker sagt uns mehr als ein kosmischer Hanswurst. Und da uns die Vermehrung unserer intellektuellen Hausmacht am Herzen liegt, haben wir nichts dagegen, daß die irdischen Hanswurste Nestroy gelegentlich zum Politiker machen und ihn zwingen, das Bekenntnis jener liberalen Bezirksanschauung nachzutragen, ohne die wir uns einen toten Satiriker nicht mehr denken können. Die Phraseure und Riseure geben dann gern zu, daß er ein Spottvogel war oder daß ihm der Schalk im Nacken saß. Und dennoch saß er nur ihnen im Nacken und blies ihre Kalabreser um. Und dennoch sei jenen, die sich zur Kunst herablassen und ihr den Spielraum zwischen den Horizonten gönnen, so von der individuellen Nullität bis zur sozialen Quantität, mit ziemlicher Gewißheit gesagt: Wenn Kunst nicht das ist, was sie glauben und erlauben, sondern die Wegweite ist zwischen einem Geschauten und einem Gedachten, von einem Rinnsal zur Milchstraße die kürzeste Verbindung, so hat es nie unter deutschem Himmel einen Läufer gegeben wie Nestroy. Versteht sich, nie unter denen, die mit lachendem Gesicht zu melden hatten, daß es im Leben häßlich

eingerichtet sei. Wir werden seiner Botschaft den Glauben nicht deshalb versagen, weil sie ein Couplet war. Nicht einmal deshalb, weil er in der Geschwindigkeit auch dem Hörer etwas zuliebe gesungen, weil er mit Verachtung der Bedürfnisse des Publikums sie befriedigt hat, um ungehindert empordenken zu können. Oder weil er sein Dynamit in Watte wickelte und seine Welt erst sprengte, nachdem er sie in der Überzeugung befestigt hatte, daß sie die beste der Welten sei, und weil er die Gemütlichkeit zuerst einseifte, wenn's ans Halsabschneiden ging, und sonst nicht weiter inkommodieren wollte. Auch werden wir, die nicht darauf aus sind, der Wahrheit die Ehre vor dem Geist zu geben, von ihm nicht deshalb geringer denken, weil er oft mit der Unbedenklichkeit des Originals, das Wichtigeres vorhat, sich das Stichwort von Theaterwerkern bringen ließ. Der Vorwurf, der Nestroy gemacht wurde, ist alberner als so manche Fabel, die er einem französischen Handlanger abnahm, alberner als sich irgendeines der Quodlibets im Druck liest, die er dem Volk hinwarf, das zu allen Zeiten den Humor erst ungeschoren läßt, wenn es auch den Hamur bekommt, und damals sich erst entschädigt wußte, wenn es mit einem Vivat der versammelten Hochzeitsgäste nach Hause ging. Er nahm die Schablone, die als Schablone geboren war, um seinen Inhalt zu verstecken, der nicht Schablone werden konnte. Daß auch die niedrige Theaterwirkung hier irgendwie der tieferen Bedeutung zugute kam, indem sie das Publikum von ihr separierte, und daß es selbst wieder tiefere Bedeutung hat, wenn das Orchester die Philosophie mit Tusch verabschiedet, spüren die Literarhistoriker nicht, die wohl fähig sind, Nestroy zu einer politischen Überzeugung, aber nicht, ihm zu dem Text zu verhelfen, der sein unsterblich Teil deckt. Er selbst hatte es nicht vorgesehen. Er schrieb im Stegreif, aber er wußte nicht, daß der Ritt übers Repertoire hinausgehen werde. Er mußte nicht,

wiewohl jede Nestroysche Zeile davon zeugt, daß er es gekonnt hätte, sich in künstlerische Selbstzucht vor jenen zurückziehen, die ihn nur für einen Lustigmacher hielten, und der mildere Stoß der Zeit versagte der Antwort noch das Bewußtsein ihrer Endgiltigkeit, jenen seligen Anreiz, die Rache am Stoff im Genuß der Form zu besiegeln. Er hätte, wäre er später geboren, wäre er in die Zeit des journalistischen Sprachbetrugs hineingeboren worden, der Sprache gewissenhaft erstattet, was er ihr zu verdanken hatte. Die Zeit, die das geistige Tempo der Masse verlangsamt, hetzt ihren satirischen Widerpart. Die Zeit hätte ihm keine Zeit mehr zu einer so beiläufigen Austragung blutiger Fehde gelassen, wie sie die Bühne erlaubt und verlangt, und kein Orchester wäre melodisch genug gewesen, den Mißton zwischen seiner Natur und der nachgewachsenen Welt zu versöhnen. Sein Eigentlichstes war der Witz, der der Bühnenwirkung widerstrebt, dieser planen Einmaligkeit, der es genügen muß, das Stoffliche des Witzes an den Mann zu bringen, und die im rhythmischen Wurf das Ziel vor dem Gedanken trifft. Auf der Bühne, wo die Höflichkeit gegen das Publikum im Negligé der Sprache einhergeht, war Nestroys Witz nur zu einer Sprechwirkung auszumünzen, die, weitab von den Mitteln einer schauspielerischen Gestaltung, wieder nur ihm selbst gelingen konnte. Sein Eigentlichstes hätte eine zersplitterte Zeit zur stärkeren Konzentrierung im Aphorismus und in der Glosse getrieben, und das vielfältigere Gekreische der Welt hätte seiner ins Innerste des Apparats dringenden Dialektik neue Tonfälle zugeführt. Seiner Satire genügte vorwiegend ein bestimmter Rhythmus, um daran die Fäden einer wahrhaft geistigen Betrachtung aufzuspulen. Manchmal aber sieht sich die Nestroysche Klimax an, als hätten sich die Termini des jeweils perorierenden Standesbewußtseins zu einer Himmelsleiter gestuft. Immer stehen diese vifen Vertreter ihrer Berufsanschauung mit einem Fuß

in der Profession, mit dem andern in der Philosophie, und wenn sie auch stets ein anderes Gesicht haben, so ist es doch nur Maske, denn sie haben die eine und einzige Zunge Nestroys, die diesen weisen Wortschwall entfesselt hat. Was sie sonst immer sein mögen, sie sind vor allem Denker und Sprecher und immer in Gefahr, coram publico den Gedanken über dem Atem zu kurz kommen zu lassen. Dieser völlig sprachverbuhlte Humor, bei dem Sinn und Wort sich fangen, umfangen und bis zur Untrennbarkeit, ja bis zur Unkenntlichkeit umschlungen halten, steht über aller szenischen Verständigung und fällt darum in den Souffleurkasten, so nur Shakespeare vergleichbar, von dem auch erst Shakespeare abgezogen werden muß, um die Theaterwirkung zu ergeben. Es wäre denn, daß die Mission einer Bühnenfigur, die ohne Rücksicht auf alles, was hinter ihr vorgeht, zu schnurren und zu schwärmen anhebt, vermöge der Sonderbarkeit dieses Auftretens ihres Beifalls sicher wäre. Noch sonderbarer, daß der in die Dialoge getragene Sprach- und Sprechwitz Nestroys die Gestaltungskraft nicht hemmt, von der genug übrig ist, um ein ganzes Personenverzeichnis auszustatten und neben der Wendung ins Geistige den Schauplatz mit gegenständlicher Laune, Plastik, Spannung und Bewegung zu füllen. Er nimmt fremde Stoffe. Wo aber ist der deutsche Lustspieldichter, der ihm die Kraft abgenommen hätte, aus drei Worten eine Figur zu machen und aus drei Sätzen ein Milieu? Er ist umso schöpferischer, wo er den fremden Stoff zum eigenen Werk erhebt. Er verfährt anders als der bekanntere zeitgenössische Umdichter Hofmannsthal, der ehrwürdigen Kadavern das Fell abzieht, um fragwürdige Leichen darin zu bestatten, und der sich in seinem ernsten Berufe gegen einen Vergleich mit einem Possendichter wohl verwahren würde. Wie alle besseren Leser reduziert Herr v. Hofmannsthal das Werk auf den Stoff. Nestroy bezieht den Stoff von

dort, wo er kaum mehr als Stoff war, erfindet das Gefundene, und seine Leistung wäre auch dann noch erheblich, wenn sie nur im Neubau der Handlung und im Wirbel der nachgeschaffenen Situationen bestünde, also nur in der willkommenen Gelegenheit, die Welt zu unterhalten, und nicht auch im freiwilligen Zwang, die Welt zu betrachten. Der höhere Nestroy aber, jener, der keiner fremden Idee etwas verdankt, ist einer, der nur Kopf hat und nicht Gestalt, dem die Rolle nur eine Ausrede ist, um sich auszureden, und dem jedes Wort zu einer Fülle erwächst, die die Gestalten schlägt und selbst jene, die in der Breite des Scholzischen Humors als Grundtype des Wiener Vorstadttheaters vorbildlich dasteht. Nicht der Schauspieler Nestroy, sondern der kostümierte Anwalt seiner satirischen Berechtigung, der Exekutor seiner Anschläge, der Wortführer seiner eigenen Beredsamkeit, mag jene geheimnisvolle und gewiß nicht in ihrem künstlerischen Ursprung erfaßte Wirkung ausgeübt haben, die uns als der Mittelpunkt einer heroischen Theaterzeit überliefert ist. Mit Nestroys Leib mußte die Theaterform seines Geistes absterben, und die Schablone seiner Beweglichkeit, die wir noch da und dort in virtuoser Haltung auftauchen sehen, ist ein angemaßtes Kostüm. In seinen Possen bleibt die Hauptrolle unbesetzt, solange nicht dem Adepten seiner Schminke auch das Erbe seines satirischen Geistes zufällt. Nur die fruchtbare Komik seiner volleren Nebengestalten hat originale Fortsetzer gefunden, wie etwa den Schauspieler Oskar Sachs, dessen Art in ihrer lebendigen Ruhe dem klassischen Carltheater zu entstammen scheint. Aber als Ursprung und Vollendung eines volkstümlichen Typus dürfte ein Girardi, der, ein schauspielerischer Schöpfer, neben der leeren Szene steht, die ihm das Bühnenhandwerk der letzten Jahrzehnte bietet, über den theatralischen Wert der Nestroyschen Kunst hinausragen, welche ihre eigene Geistesfülle nur zu bekleiden hatte. Darum

konnte auch ein Bühnenlaie wie Herr Reinhardt einem Girardi einen Nestroy-Zyklus vorschlagen. In Girardi wächst die Gestalt an der Armut der textlichen Unterstützung, bei Nestroy schrumpft sie am Reichtum des Wortes zusammen. In Nestroy ist so viel Literatur, daß sich das Theater sträubt, und er muß für den Schauspieler einspringen. Er kann es, denn es ist geschriebene Schauspielkunst. In dieser Stellvertretung für den Schauspieler, in dieser Verkörperung dessen, was sich den eigentlichen Ansprüchen des Theaters leicht entzieht, lebt ihm heute eine Verwandtschaft, die schon in den geistigen Umrissen der Persönlichkeit hin und wieder erkennbar wird: Frank Wedekind. Auch hier ist ein Überproduktives, das dem organischen Mangel der Figur durch die Identität nachhilft und zwischen Bekenntnis und Glaubhaftigkeit persönlich vermittelt. Der Schauspieler hat eine Rolle für einen Dichter geschrieben, die der Dichter einem Schauspieler nicht anvertrauen würde. In Wedekind stellt sich — wenn ich von einem mir näher liegenden Beispiel sprachsatirischer Nachkommenschaft absehe — ein Monologist vor uns, dem gleichfalls eine scheinbare Herkömmlichkeit und Beiläufigkeit der szenischen Form genügt, um das wahrhaft Neue und Wesentliche an ihr vorbeizusprechen und vorbeizusingen. Auf die Analogie im Tonfall witzig eingestellter Erkenntnisse hat einmal der verstorbene Kritiker Wilheim hingewiesen. Der Tonfall ist jene Äußerlichkeit, auf die es dem Gedanken hauptsächlich ankommt, und es muß irgendwo einen gemeinsamen Standpunkt der Weltbetrachtung geben, wenn Sätze gesprochen werden, die Nestroy so gut gesprochen haben konnte wie Wedekind.

»Sie steht jetzt im zwanzigsten Jahr, war dreimal verheiratet, hat eine kolossale Menge Liebhaber befriedigt, da melden sich auch schließlich die Herzensbedürfnisse.«

Eine solche biographische Anmerkung würde, wie sie ist, auch von einem der Nestroyschen Gedankenträger

gemacht werden, wenn er sich mit dem gleichen Schwung der Antithese über das Vorleben seiner Geliebten hinwegsetzen könnte. Und im »Erdgeist« könnte einer ungefähr wieder den wundervollen Satz sprechen, der bei Nestroy vorkommt:

»Ich hab' einmal einen alten Isabellenschimmel an ein' Ziegelwagen g'seh'n. Seitdem bring' ich die Zukunft gar nicht mehr aus'm Sinn.«

Vielleicht aber ist hier das absolut Shakespearische solch blitzhafter Erhellung einer seelischen Landschaft über jeden modernen Vergleich erhaben. Es ist ein Satz, an dem man dem verirrten Auge des neuen Lesers wieder vorstellen möchte, was Lyrik ist: ein Drinnen von einem Draußen geholt, eine volle Einheit. Die angeschaute Realität ins Gefühl aufgenommen, nicht befühlt, bis sie zum Gefühl passe. Man könnte daran die Methode aller Poeterei, aller Feuilletonlyrik nachweisen, die ein passendes Stück Außenwelt sucht, um eine vorrätige Stimmung abzugeben. An solchem Satz bricht der Fall Heine auf und zusammen, denn es bietet sich die tote Gewißheit, daß ein alter Isabellenschimmel zu sinnen anfinge: Wie schön war mein Leben früher — Heut' muß ich den Wagen zieh'n — O alter Zeiten Gewieher — Dahin bist du, dahin! — Der Wagen aber sprach munter — Das ist der Welten Lauf — Geht der Weg einmal hinunter — so geht er nicht wieder hinauf ... Und wir wären über die Stimmung des Dichters inklusive der ironischen Resignation vollständig informiert. Bei Nestroy, der nur holperige Coupletstrophen gemacht hat, lassen sich in jeder Posse Stellen nachweisen, wo die rein dichterische Führung des Gedankens durch den dicksten Stoff, wo mehr als der Geist: die Vergeistigung sichtbar wird. Es ist der Vorzug, den vor der Schönheit jenes Gesicht hat, das veränderlich ist bis zur Schönheit. Je gröber die Materie, umso eindringlicher der Prozeß. An der Satire ist der sprachliche Anspruch unverdächtiger zu erweisen, an ihr ist der Betrug schwerer

als an jener Lyrik, die sich die Sterne nicht erst erwirbt und der die Ferne kein Weg ist, sondern ein Reim. Die Satire ist so recht die Lyrik des Hindernisses, reich entschädigt dafür, daß sie das Hindernis der Lyrik ist. Und wie hat sie beides zusammen: vom Ideal das ganze Ideal und dazu die Ferne! Sie ist nie polemisch, immer schöpferisch, während die falsche Lyrik nur Jasagerei ist, schnöde Berufung der schon vorhandenen Welt. Wie ist sie die wahre Symbolik, die aus den Zeichen einer gefundenen Häßlichkeit auf eine verlorene Schönheit schließt und kleine Sinnbilder für den Begriff der Welt setzt! Die falsche Lyrik, welche die großen Dinge voraussetzt, und die falsche Ironie, welche die großen Dinge negiert, haben nur ein Gesicht, und von der einsamen Träne Heines zum gemeinsamen Lachen des Herrn Shaw führt nur eine Falte. Aber der Witz lästert die Schornsteine, weil er die Sonne bejaht. Und die Säure will den Glanz und der Rost sagt, sie sei nur zersetzend. Die Satire kann eine Religionsstörung begehen, um zur Andacht zu kommen. Sie wird leicht pathetisch. Auch dort, wo sie ein gegebenes Pathos nicht anders einstellt als ein Ding der Außenwelt, damit ihr Widerspruch hindurchspiele. Ja und Nein vermischen sich, vermehren sich, und es entspringt der Gedanke. Ein Spiel, gesinnungslos wie die Liebe. Das Ergebnis dieser vollkommenen Durchdringung, Erhaltung und Verstärkung polarer Strömungen: eine Nestroysche Tirade, eine Offenbachsche Melodie. Hier unterstreicht der Witz, der es auslacht, das Entzücken an einem Schäferspiel; dort schlägt die Verzerrung einer schmachtenden Mondscheinliebe über die Stränge der Parodie ins Transzendente. Das ist der wahre Übermut, dem nichts unheilig ist.

»Mich hat ein echt praktischer Schwärmer versichert, das Reizendste is das, wenn von zwei Liebenden eins früher stirbt und erscheint dem andern als Geist. Ich kann mich in das hineindenken, wenn sie so dasitzet in einer Blumennacht am Gartenfenster, die Tränen-

perlen vom Mondstrahl überspiegelt, und es wurd' hinter der Hollerstauden immer weißer und weißer und das Weiße wär' ich — gänzlich Geist, kein Stückerl Körper, aber dennoch anstandshalber das Leintuch der Ewigkeit über'n Kopf — ich strecket die Arme nach ihr aus, zeiget nach oben auf ein' Stern, Gotigkeit, ‚dort werden wir vereinigt' — sie kriegt a Schneid' auf das Himmelsrendezvous, hast es net g'sehn streift die irdischen Bande ab, und wir verschwebeten, verschmelzeten und verschwingeten uns ins Azurblaue des Nachthimmels . . .«

Gewendetes Pathos setzt Pathos voraus, und Nestroys Witz hat immer die Gravität, die noch die besseren Zeiten des Pathos gekannt hat. Er rollt wie der jedes wahren Satirikers die lange Bahn entlang, dorthin wo die Musen stehen, um alle neun zu treffen. Der Raisonneur Nestroy ist der raisonnierende Katalog aller Weltgefühle. Der vertriebene Hanswurst, der im Abschied von der Bühne noch hinter der tragischen Figur seine Spässe machte, scheint für ein Zeitalter mit ihr verschmolzen, und lebt sich in einem Stil aus, der sich ins eigene Herz greift und in einem eigentümlichen Schwebeton, fast auf Jean Paulisch, den Scherz hält, der da mit Entsetzen getrieben wird.

Frau von Zypressenburg: Ist sein Vater auch Jäger? — Titus: Nein, er betreibt ein stilles, abgeschiedenes Geschäft, bei dem die Ruhe seine einzige Arbeit ist; er liegt von höherer Macht gefesselt, und doch ist er frei und unabhängig, denn er ist Verweser seiner selbst; — er ist tot. — Frau von Zypressenburg (für sich): Wie verschwenderisch er mit zwanzig erhabenen Worten das sagt, was man mit einer Silbe sagen kann. Der Mensch hat offenbare Anlagen zum Literaten.

Und es ist die erhabenste und noch immer knappste Paraphrase für einen einsilbigen Zustand, wie hier das Wort um den Tod spielt. Dieses verflossene Pathos, das in die unscheinbarste Zwischenbemerkung einer Nestroyschen Person einfließt, hat die Literarhistoriker glauben machen, dieser Witz habe es auf ihre edlen Regungen abgesehen. In Wahrheit hat er es nur auf ihre Phrasen abgesehen. Nestroy ist der erste deutsche Satiriker, in dem sich die Sprache Gedanken macht über die Dinge. Er erlöst die Sprache vom Starrkrampf, und sie wirft ihm für jede Redensart einen Gedanken ab. Bezeichnend dafür sind Wendungen wie:

»Wann ich mir meinen Verdruß net versaufet, ich müßt' mich g'rad aus Verzweiflung dem Trunke ergeben.«

Oder:

»Da g'hören die Ruben her! An keine Ordnung g'wöhnt sich das Volk. Kraut und Ruben werfeten s' untereinand', als wie Kraut und Ruben.«

Hier lacht sich die Sprache selbst aus. Die Phrase wird bis in die heuchlerische Konvention zurückgetrieben, die sie erschaffen hat:

»Also heraus mit dem Entschluß, meine Holde!« »Aber Herr v. Lips, ich muß ja doch erst . . .« »Ich versteh', vom Neinsagen keine Rede, aber zum Jasagen finden Sie eine Bedenkzeit schicklich.«

Die Phrase dreht sich zur Wahrheit um:

»Ich hab die Not mit Ihnen geteilt, es ist jetzt meine heiligste Pflicht, auch in die guten Tag' Sie nicht zu verlassen!«

Oder entartet zu Neubildungen, durch die im Munde der Ungebildeten die Sprache der höheren Stände karikiert wird:

»Da kommt auf einmal eine verspätete Sternin erster Größe zur Gesellschaft als glanzpunktischer Umundauf der ambulanten Entreprise . . .«

Wie für solche Absicht die bloße Veränderung des Tempus genügt, zeigt ein geniales Beispiel, wo das »sprechen wie einem der Schnabel gewachsen ist« sich selbst berichtigt. Ein Ineinander von Problem und Inhalt:

»Fordere kühn, sprich ohne Scheu, wie dir der Schnabel wuchs!«

Nestroys Leute reden geschwollen, wenn der Witz das Klischee zersetzen oder das demagogische Pathos widerrufen will:

»O, ich will euch ein furchtbarer Hausknecht sein!«

Jeden Domestiken läßt er Schillersätze sprechen, um das Gefühlsleben der Prinzipale zu ernüchtern. Oft aber ist es, als wäre einmal die tragische Figur hinter dem Hanswurst gestanden, denn das Pathos scheint

dem Witz beizustehen. Echte Herzenssachen werden abgehandelt, wenn ein Diurnist zu einer Marschandmod' wie in das Zimmer der Eboli tritt:

»Ihr Dienstbot' durchbohrt mich — weiß er um unsere ehemalige Liebe?«

Witz und Pathos begleiten sich und wenn sie, von der Zeit noch nicht gereizt, einander auch nicht erzeugen können, so werden sie doch nie aneinander hinfällig. Der Dichter hebt zwar nicht den eigenen Witz unverändert in das eigene Pathos, aber er verstärkt ihn durch das fremde. Sie spielen und entlassen sich gegenseitig unversehrt. Wenn sich Nestroy über das Gefühl hinwegsetzt, so können wir uns darauf verlassen, und wenn sein Witz eine Liebesszene verkürzt, so erledigt er und ersetzt er sämtliche Liebesszenen, die sich in ähnlichen Fällen abspielen könnten. Wo in einer deutschen Posse ist je nach der Verlobung der Herrschaften das Nötige zwischen der Dienerschaft mit weniger Worten veranlaßt worden:

»Was schaut er mich denn gar so an?« »Sie ist in Diensten meiner künftigen Gebieterin, ich bin in Diensten ihres künftigen Gebieters, ich werfe das bloß so hin, weil sich daraus verschiedene Entspinnungen gestalten könnten.« »Kommt Zeit, kommt Rat!«

Und wenn es gilt, an Nestroyschen Dialogstellen sein Abkürzungsverfahren für Psychologie zu zeigen, wo steht eine Szene wie diese zwischen einem Schuster und einem Bedienten:

»Ich gratuliere zum heimlichen Terno, oder was es gewesen und, aber auf Ehr', ich war ganz paff.« »Der Wirt gar! Der hat noch ein dümmeres Gesicht gemacht als Sie. Wetten S' 'was, daß ich ihm jetzt zehn Frank' schuldig bleib', und er traut sich nix zu sagen . . . Ja, einen Dukaten wechseln lassen, das erweckt Respekt.« »Kurios! (Beiseite.) Aber auch Verdacht . . . Unser Herr ist verschwunden. Bei dem Proletarier kommt ein Dukaten zum Vorschein . . . Hm . . . Sie sind Schuster?« »So sagt die Welt.« »Haben vermutlich einen unverhofften Engländer gedoppelt?« »Ach, Sie möchten gern wissen, wie ein ehrlicher Schuster zu ei'm Dukaten kommt?« »Na ja . . . auffallend is es . . . Das heißt, interessant nämlich . . .« »Als fremder Mensch geht's Ihnen eigentlich nix an . . . aber nein, ich betrachte jeden, den ich im Wirtshaus find',

als eine verwandte Seele. (Ihm die Hand drückend.) Sie sollen alles wissen.« (In neugieriger Spannung.) »Na, also?« »Seh'n Sie, die Sach' ist die. Es liegt hier eine Begebenheit zu Grunde ... eine im Grunde fürchterliche Begebenheit, die kein Mensch auf Erden je erfahren darf, folglich auch Sie nicht.« »Ja, aber ...« »Drum zeigen Sie sich meines Vertrauens würdig und forschen Sie nicht weiter.«

Solche Werte sind versunken und vergessen. Zeitmangel hat wie überall in der Kunst so vor allem im Theater das Publikum zur Umständlichkeit gewöhnt. Nur diese ermöglichte dem von den Geschäften ermüdeten Verstand, sich auch die Genüsse zu verschaffen, deren Vermittlung er so lange für die Aufgabe der höheren Dramatik hielt: die Fortschritte der neueren Seelenkunde kennen zu lernen, einer Psychologie, die nur Psychrologie ist, die Lehre, sich auf rationelle Art mit den Geheimnissen auseinanderzusetzen, in Spannung gelangweilt von Instruktoren, in Schönheit sterbend vor Langeweile, von der französischen Regel de Tri bis zum nordischen Integral. Kein Theaterbesucher, der es über sich gebracht hätte, ohne die nötige Problemschwere zu Bett zu gehen. Dazwischen der Naturalismus, der außer den psychologischen Vorschriften noch andere Forderungen für den Hausgebrauch erfüllte, indem er die Dinge beim rechten Namen nannte, aber vollzählig, daß ihm auch nicht eines fehle, während das Schicksal als richtig gehende Pendeluhr an der Wand hing. Und all dies so lange und so gründlich, bis sich die Rache der gefesselten Bürgerphantasie ein Ventil schuf in der psychologischen Operette. Im abseitigsten Winkel einer Nestroyschen Posse ist mehr Lebenskennerschaft für die Szene und mehr Ausblick in die Soffitte höherer Welten als im Repertoire eines deutschen Jahrzehnts. Hauptmann und Wedekind stehen wie der vornestroysche Raimund als Dichter über den Erwägungen der theatralischen Nützlichkeit. Anzengrubers und seiner Nachkommen Wirkung ist von der Gnade des Dialekts ohne Gefahr nicht loszulösen. Nestroys Dialekt ist Kunstmittel, nicht Krücke. Man kann seine Sprache

nicht übersetzen, aber man könnte die Volksstückdichter auf einen hochdeutschen Kulissenwert reduzieren. Nur Literarhistoriker sind imstande, hier einen Aufstieg über Nestroy zu erkennen. Aber daß dieser, selbst wenn seine Ausbeutung für die niedrigen Zwecke des Theatervergnügens auf Undank stieße, als geistige Persönlichkeit mit allem, was auf der Bühne eben noch Hand und Herz oder Glaube und Heimat hat, auch nur genannt werden darf, wäre doch ein Witz, den die Humorlosigkeit sich nicht ungestraft erlauben sollte. Auf jeder Seite Nestroys stehen Worte, die das Grab sprengen, in das ihn die Kunstfremdheit geworfen hat, und den Totengräbern an die Gurgel fahren. Voller Inaktualität, ein fortwirkender Einspruch gegen die Zeitgemäßen. Wortbarrikaden eines Achtundvierzigers gegen die Herrschaft der Banalität; Gedankengänge, in denen die Tat wortspielend sich dem Ernst des Lebens harmlos macht, um ihm desto besser beizukommen. Ein niedriges Genre, so tief unter der Würde eines Historikers wie ein Erdbeben. Aber wie wenn der Witz spürte, daß ihn die Würde nicht ausstehen kann, stellt er sie schon im Voraus so her, daß sie sich mit Recht beleidigt fühlt. Könnte man sich vorstellen, daß die Professionisten des Ideals eine Erscheinung wie Nestroy vorüberziehen ließen, ohne einen sichtbaren Ausdruck ihres Schreckens zu hinterlassen? Die Selbstanzeigen der Theodor Vischer, Laube, Kuh und jener andern besorgten Dignitäre, die sich noch zum hundertsten Geburtstag Nestroys gemeldet haben, sind so verständlich, wie die Urteilspolitik Hebbels, der Nestroy ablehnt, nachdem Nestroys Witz ihm an die tragische Wurzel gegriffen hat, Herrn Saphir lobpreist, von dem weniger schmerzliche Angriffe zu erwarten waren, freilich auch Jean Paul haßt und Heine liebt. Speidels mutige Einsicht unterbricht die Reihe jener, die Nestroy aus Neigung oder anstandshalber verkennen mußten. Was wäre natürlicher als der Widerstand jener, die das heilige Feuer

hüten, gegen den Geist, der es überall entzündet? So einer mußte alle Würde und allen Wind der Zeit gegen sich haben. Er stieß oben an die Bildung an und unten an die Banalität. Ein Schriftsteller, der in hochpolitischer Zeit sich mit menschlichen Niedrigkeiten abgibt, und ein Carltheaterschauspieler mit Reflexionen, die vom Besuch des Concordiaballs ausschließen. Er hat die Katzbalgereien der Geschlechter mit Erkenntnissen und Gebärden begleitet, welche die Güterverwalter des Lebens ihm als Zoten anstreichen mußten, und er hat im sozialen Punkt nie Farbe bekannt, immer nur Persönlichkeit. Ja, er hat den politischen Beruf ergriffen — wie ein Wächter den Taschendieb. Und nicht die Lächerlichkeiten innerhalb der Politik lockten seine Aufmerksamkeit, sondern die Lächerlichkeit der Politik. Er war Denker, und konnte darum weder liberal noch antiliberal denken. Und wohl mag sich dort eher der Verdacht antiliberaler Gesinnung einstellen, wo der Gedanke sich über die Region erhebt, in der das Seelenheil von solcher Entscheidung abhängt, und wo er zum Witz wird, weil er sie passieren mußte. Wie verwirrend gesinnungslos die Kunst ist, zeigte der Satiriker durch die Fähigkeit, Worte zu setzen, die die scheinbare Tendenz seiner Handlung sprengen, so daß der Historiker nicht weiß, ob er sich an die gelobte Revolution halten soll oder an die verhöhnten Krähwinkler, an die Verspottung der Teufelsfurcht oder an ein fanatisches Glaubensbekenntnis. Selbst der Historiker aber spürt den Widerspruch des Satirikers gegen die Behaftung der Menschlichkeit mit intellektuellen Scheinwerten und hat kein anderes Schutzmittel der Erklärung als Nestroys Furcht vor der Polizei. Der Liberale ruft immer nach der Polizei, um den Künstler der Feigheit zu beschuldigen. Der Künstler aber nimmt so wenig Partei, daß er Partei nimmt für die Lüge der Tradition gegen die Wahrheit des Schwindels. Nestroy weiß, wo Gefahr ist. Er erkennt, daß wissen nichts

glauben heißt. Er hört bereits die Raben der Freiheit, die schwarz sind von Druckerschwärze. Schon schnarrt ihm die Bildung ihren imponierenden Tonfall ins Gebet. Wie erlauscht er das Rotwelsch, womit die Jurisprudenz das Recht überredet! Wie holt er die terminologische Anmaßung heraus, mit der sich leere Fächer vor der wissensgläubigen Menschheit füllen. Und statt der Religion die Pfaffen, wirft er der Aufklärung lieber die Journalisten vor und dem Fortschritt die Wissenschaftlhuber. Man höre heute den Gallimathias, den der Kometenschuster im Lumpazivagabundus erzeugt. Nach einem unvergleichlichen Aufblick, mit dem er einer skeptischen Tischlerin nachsieht:

Die glaubt net an den Kometen, die wird Augen machen ...

fährt er fort:

Ich hab' die Sach' schon lang heraus. Das Astralfeuer des Sonnenzirkels ist in der goldenen Zahl des Urions von dem Sternbild des Planetensystems in das Universum der Parallaxe mittelst des Fixstern-Quadranten in die Ellipse der Ekliptik geraten; folglich muß durch die Diagonale der Approximation der perpendikulären Zirkeln der nächste Komet die Welt zusammenstoßen. Diese Berechnung is so klar wie Schuhwix ...

Und klingt so glaublich, als ob Nestroy das Problem des »Grubenhundes« an der journalistischen Quelle studiert hätte. Der Satz hätte, wie er ist, achtzig Jahre später, als wieder statt eines Kometen die Astronomen sich persönlich bemühten, in der Neuen Freien Presse gedruckt werden können. Ich behalte mir auch vor, ihn gelegentlich einzuschicken. Aber noch jenseits solcher Anwendbarkeit in dringenden Fällen will Nestroy nicht veralten. Denn er hat die Hinfälligkeit der Menschennatur so sicher vorgemerkt, daß sich auch die Nachwelt von ihm beobachtet fühlen könnte, wenn ihr nicht eine dicke Haut nachgewachsen wäre. Keine Weisheit dringt bei ihr ein, aber mit der Aufklärung läßt sie sich tätowieren. So hält sie sich für schöner als den Vormärz. Da aber die Aufklärung mit der Seife heruntergeht, so muß die Lüge helfen. Diese Gegenwart geht nie ohne eine Schutztruppe

von Historikern aus, die ihr die Erinnerung niederknüppeln. Sie hätte es am liebsten, wenn man ihr sagte, der Vormärz verhalte sich zu ihr wie ein Kerzelweib zu einer Elektrizitätsgesellschaft. Der wissenschaftlichen Wahrheit würde es aber besser anstehen, wenn man ihr sagte, der Vormärz sei das Licht und sie sei die Aufklärung. Zu den Dogmen ihrer Voraussetzungslosigkeit gehört der Glaube, daß zwar früher die Kunst heiter war, aber jetzt das Leben ernst ist. Und auch darauf scheint sich die Zeit etwas einzubilden. Denn in der Spielsaison, die die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts ausfüllt, habe man sich ausschließlich für die Affäre der Demoiselle Palpiti vulgo Tichatschek interessiert, während man jetzt im allgemeinen für die Affäre des Professors Wahrmund schwärmt und nur gelegentlich für die Affäre Treumann. Wenn es sich so verhält, wohl dem Vormärz! Aber der Unterschied ist noch anders zu fassen. Im Zeitalter des Absolutismus war das Theaterinteresse ein Auswuchs des vom politischen Druck aufgetriebenen Kunstgefühls. In der Zeit des allgemeinen Wahlrechts ist der Theatertratsch der Rest der von der politischen Freiheit ausgepoverten Kultur. Unser notorisches Geistesleben mit dem des Vormärz zu vergleichen, ist eine so beispiellose Gemeinheit gegen den Vormärz, daß nur die sittliche Verwahrlosung, die fünfzigtausend Vorstellungen der »Lustigen Witwe« hinterlassen haben, den Exzeß entschuldigen kann. Die große Presse allein hat das Recht, mit Verachtung auf das kleine Kaffeehaus herunterzusehen, das einst mit lächerlich unzulänglichen Mitteln den Personenklatsch verbreitete, ohne den man damals nicht leben konnte, weil die Politik verboten war, während man heute ohne ihn nicht leben kann, weil die Politik erlaubt ist. Ein Jahrzehnt phraseologischer Knechtung hat der Volksphantasie mehr Kulissenmist zugeführt als ein Jahrhundert absolutistischer Herrschaft, und mit dem wichtigen

Unterschied, daß die geistige Produktivkraft durch Verbote ebenso gefördert wurde, wie sie durch Leitartikel gelähmt wird. Man darf aber ja nicht glauben, daß sich das Volk so direkt vom Theater in die Politik abführen ließ. Der Weg der erlaubten Spiele geht durchs Tarock. Das müssen die liberalen Erzieher zugeben. Wie sich die Rhetorik des Fortschritts verspricht und die Wahrheit sagt, ist zum Entzücken in der Darstellung eines Sittenschilderers aus den achtziger Jahren nachzulesen, der die alte Backhendlzeit des Theaterkultus ablehnt und den neugebackenen Lebensernst wie folgt serviert:

Die Zeit ist eine andere geworden, als wie sie anno Bäuerle, Meisl und Gleich war, und wenn auch die alte Garde des unvermischten Wienertums, die ehrenwerten Familien derer von »Grammerstädter, Biz, Hartriegel und Schwenninger« ihrem ererbten Theaterdrange insoferne Genüge leisten, als sie bei einer Premiere im Fürstschen Musentempel oder bei einer Reprise der »Beiden Grasel« in der Josefstadt nie zu fehlen pflegen, so ist doch das Gros ihrer Kompatrioten durch die mannigfachsten Beweggründe von dem Wege ins Theater längst abgelenkt worden und widmet die freie Zeit einem Tapper, einer Heurigenkost oder den Produktionen einer Volkssängerfirma, die just en vogue ist — Zeit und Menschen sind anders geworden.

Später wurde dann das Leben noch ernster, es kamen die Probleme, die Gschnasfeste, die geologischen Entdeckungen, die Amerikareise des Männergesangvereins, und für noch spätere Zeiten wird es wichtig sein, daß sie erfahren: Nicht im Vormärz ist in den Wiener Zeitungen die folgende Kundmachung erschienen:

Die gestrige Preiskonkurrenz beim »Dummen Kerl« brachte Fräulein Luise Kemtner, der Schwester der bekannten Hernalser Gastwirtin Koncel, mit dem kleinsten Fuß (19½) und Herrn Moritz Mayer mit der größten Glatze den ersten Preis. Heute werden die engste Damentaille und die größte Nase prämiiert.

So sieht Wien im Jahre 1912 aus. Die Realität ist eine sinnlose Übertreibung aller Details, welche die Satire vor fünfzig Jahren hinterlassen hat. Aber die Nase ist noch größer, der Kerl ist dümmer, wo er sich fortgeschritten glaubt, und die Preiskonkurrenz für die größte Glatze ist das Abbild einer Gerechtigkeit,

die die wahren Verdienste erkennt, neben den Resultaten einer Verteilung des Bauernfeldpreises. Ein Blick in die neue Welt, wie sie ein Tag der Kleinen Chronik offenbart, ein Atemzug in dieser gottlosen Luft von Allwissenheit und Allgegenwart zwingt zur vorwurfsvollen Frage: Was hat Nestroy gegen seine Zeitgenossen? Wahrlich, er übereilt sich. Er geht antizipierend seine kleine Umwelt mit einer Schärfe an, die einer späteren Sache würdig wäre. Er tritt bereits seine satirische Erbschaft an. Auf seinen liebenswürdigen Schauplätzen beginnt es da und dort zu tagen, und er wittert die Morgenluft der Verwesung. Er sieht alles das heraufkommen, was nicht heraufkommen wird, um da zu sein, sondern was da sein wird, um heraufzukommen. Mit welcher Inbrunst wäre er sie angesprungen, wenn er sie nach fünfzig Jahren vorgefunden hätte! Wie hätte er die Gemütlichkeit, die solchen Zuwachs duldet, solchen Fremdenverkehr einbürgert, an solcher Mischung erst ihren betrügerischen Inhalt offenbart, wie hätte er die wehrlose Tücke dieses unschuldigen Schielgesichts zu Fratzen geformt! Die Posse, wie sich die falsche Echtheit dem großen Zug bequemt, nicht anpaßt, ist ihm nachgespielt; der Problemdunst allerorten, den die Zeit sich vormacht, um sich die Ewigkeit zu vertreiben, raucht über seinem Grab. Er hat seine Menschheit aus dem Paradeisgartel vertrieben, aber er weiß noch nicht, wie sie sich draußen benehmen wird. Er kehrt um vor einer Nachwelt, die die geistigen Werte leugnet, er erlebt die respektlose Intelligenz nicht, die da weiß, daß die Technik wichtiger sei als die Schönheit, und die nicht weiß, daß die Technik höchstens ein Weg zur Schönheit ist und daß es am Ziel keinen Dank geben darf und daß der Zweck das Mittel ist, das Mittel zu vergessen. Er ahnt noch nicht, daß eine Zeit kommen wird, wo die Weiber ihren Mann stellen und das vertriebene Geschlecht in die Männer flüchtet, um Rache an der Natur zu nehmen.

Wo das Talent dem Charakter Schmutzkonkurrenz macht und die Bildung die gute Erziehung vergißt. Wo überall das allgemeine Niveau gehoben wird und niemand draufsteht. Wo alle Individualität haben, und alle dieselbe, und die Hysterie der Klebstoff ist, der die Gesellschaftsordnung zusammenhält. Aber vor allen ihm nachgebornen Fragen — die der Menschheit unentbehrlich sind, seitdem sie die Sagen verlor — hat er doch die Politik erleben können. Er war dabei, als so laut gelärmt wurde, daß die Geister erwachten, was immer die Ablösung für den Geist bedeutet, sich schlafen zu legen. Das gibt dann eine Nachwelt, die auch in fünfzig Jahren nicht zu bereisen ist. Der Satiriker könnte die große Gelegenheit erfassen, aber sie erfaßt ihn nicht mehr. Was fortlebt, ist das Mißverständnis. Nestroys Nachwelt tut vermöge ihrer künstlerischen Unempfindlichkeit dasselbe, was seine Mitwelt getan hat, die im stofflichen Einverständnis mit ihm war: diese nahm ihn als aktuellen Spaßmacher, jene sagt, er sei veraltet. Er trifft die Nachwelt, also versteht sie ihn nicht. Die Satire lebt zwischen den Irrtümern, zwischen einem, der ihr zu nahe, und einem, dem sie zu fern steht. Kunst ist, was den Stoff überdauert. Aber die Probe der Kunst wird auch zur Probe der Zeit, und wenn es immer den nachrückenden Zeiten geglückt war, in der Entfernung vom Stoff die Kunst zu ergreifen, diese hier erlebt die Entfernung von der Kunst und behält den Stoff in der Hand. Ihr ist alles vergangen, was nicht telegraphiert wird. Die ihr Bericht erstatten, ersetzen ihr die Phantasie. Denn eine Zeit, die die Sprache nicht hört, kann nur den Wert der Information beurteilen. Sie kann noch über Witze lachen, wenn sie selbst dem Anlaß beigewohnt hat. Wie sollte sie, deren Gedächtnis nicht weiter reicht als ihre Verdauung, in irgendetwas hinüberlangen können, was nicht unmittelbar aufgeschlossen vor ihr liegt? Vergeistigung dessen, woran man sich nicht mehr erinnert, stört ihre Verdauung.

Sie begreift nur mit den Händen. Und Maschinen ersparen auch Hände. Die Organe dieser Zeit widersetzen sich der Bestimmung aller Kunst, in das Verständnis der Nachlebenden einzugehen. Es gibt keine Nachlebenden mehr, es gibt nur noch Lebende, die eine große Genugtuung darüber äußern, daß es sie gibt, daß es eine Gegenwart gibt, die sich ihre Neuigkeiten selbst besorgt und keine Geheimnisse vor der Zukunft hat. Morgenblattfroh krähen sie auf dem zivilisierten Misthaufen, den zur Welt zu formen nicht mehr Sache der Kunst ist. Talent haben sie selbst. Wer ein Lump ist, braucht keine Ehre, wer ein Feigling ist, braucht sich nicht zu fürchten, und wer Geld hat, braucht keine Ehrfurcht zu haben. Nichts darf überleben, Unsterblichkeit ist, was sich überlebt hat. Was liegt, das pickt. Mißgeburten korrigieren das Glück, weil sie behaupten können, daß Heroen Zwitter waren. Herr Bernhard Shaw garantiert für die Überflüssigkeit alles dessen, was sich zwischen Wachen und Schlafen als notwendig herausstellen könnte. Seiner und aller Seichten Ironie ist keine Tiefe unergründlich, seiner und aller Flachen Hochmut keine Höhe unerreichbar. Überall läßt sichs irdisch lachen. Solchem Gelächter aber antwortet die Satire. Denn sie ist die Kunst, die vor allen andern Künsten sich überlebt, aber auch die tote Zeit. Je härter der Stoff, desto größer der Angriff. Je verzweifelter der Kampf, desto stärker die Kunst. Der satirische Künstler steht am Ende einer Entwicklung, die sich der Kunst versagt. Er ist ihr Produkt und ihr hoffnungsloses Gegenteil. Er organisiert die Flucht des Geistes vor der Menschheit, er ist die Rückwärtskonzentrierung. Nach ihm die Sintflut. In den fünfzig Jahren nach seinem Tode hat der Geist Nestroy Dinge erlebt, die ihn zum Weiterleben ermutigen. Er steht eingekeilt zwischen den Dickwänsten aller Berufe, hält Monologe und lacht metaphysisch.

März 1913

Eine schöne Erinnerung ist mir verdorben

Der rührige Hugo Heller (der denkbar größte Kontrast zu Otto dem Faulen, den die Preußen haben), dessen Name sich seit Jahren als die nächste Assoziation zwingend einstellt, wenn von Kultur die Rede ist (wie Bartsch, wenn von Erdgeruch, Birinski, wenn von Kainz, und Salten, wenn von der Pragmatischen Sanktion gesprochen wird) und der sich wirklich zum Kulturproblem so verhält wie ein Seehund zur Entdeckung des Nordpols (man findet ihn vor, er ist schon dort, wenn man hinkommt), der Kulturheller (eine viel sympathischere Formel als etwa der Fackelkraus, weil sie nicht Händler und Ware, sondern ausnahmsweise Persönlichkeit und Werk verbindet) hat also beschlossen, Frank Wedekinds »Büchse der Pandora« seinen Kundschaften und solchen, die es werden sollen, vorzuführen. Zu diesem Zwecke wurde ein Komitee von Intellektuellen einberufen, das ist von jenen immer an der Ecke der Freiheitsgasse stehenden Dienstmännern, die bereit sind, für die Nennung ihres Namens Großes zu wollen und bei der Kultur etwas auszurichten, was ihr der Buchhändler Heller sagen läßt. Daß zu solcher Gemeinschaft sich die bekanntesten Namen zusammenfinden, denen man rings im Lande ausweicht, und daß dieses traurige Alphabet immer von einem mißbrauchten Altenberg bis zu einer angewandten Zuckerkandl reicht, weiß man. Daß einen bei solchem Rütlischwur die Lust zum Meineid anwandelt, begreift man. Und der Drang, die Zensur gegen unbefugte Zensurkämpfer zu schützen, die froh sein sollten, daß ihnen der Vollbart nicht gekürzt und der Atem nicht verboten wird, wächst zur Leidenschaft. Ich bezähmte sie und ließ das Unternehmen ausreifen. Ich hatte nichts dagegen, daß an die Zeitungen Notizen

verschickt wurden, in denen von zensurfeindlicher Seite »eine frühere Inszenierung der ‚Büchse der Pandora'« ohne Veranstalter in graue Zeiten zurückversetzt und auf einen »kleinen Kreis« Geladener beschränkt, und daß dann doch wieder — in einem der Presse entzogenen Prospekt — mein Name als Empfehlung des Unternehmens benützt wurde. Die Verschiedenheit der Absichten schien ja einen Vergleich der Taten von vornherein ebenso auszuschließen wie die Verschiedenheit der Mittel. Ich, einst im Mai 1905, hatte weder einen Dichter vor der Zensur retten noch auch durch eine Kulturtat meinen Kundenkreis vergrößern wollen. Ich hatte kein intellektuelles Komitee zur Hand und nicht einmal eine Presse, der ich Notizen zur Ladung meiner Gäste übermitteln konnte, wie etwa diese:

11. Feber 1913.

Verehrliche Redaktion!

Dem Ansturme, um Einladungen zu den beiden Pandora-Aufführungen, bin ich kaum gewachsen. Es ist eine entsetzliche Arbeit, bei welcher es so viel Ärger und Verdruß gibt, daß es mir fast leid tun würde, mich in die Sache eingelassen zu haben, wenn ich nicht das Gefühl hätte, daß diese beiden Aufführungen einen Markstein im Kampfe um eine Reform der Zensur bedeuten werden.

Ich bitte nicht ungehalten zu sein, wenn ich nochmals um Aufnahme einer Notiz in dieser Angelegenheit ersuche und verbleibe in aller Hochachtung ganz ergeben —

Ich bin schließlich auch nicht faul; aber rührig bin ich nicht. Ich hatte nie einen Markstein etablieren wollen. Und dennoch gelang mir so etwas. Denn die Zensurverhältnisse blieben zwar nach meinen zwei Aufführungen der »Büchse der Pandora« dieselben, aber ein Dichter war aus dem Dasein eines in Kabarettkreisen geschätzten Gitarrenspielers in das sichtbare Hiersein des bedeutendsten deutschen Dramatikers eingetreten. Kein journalistischer Ton wurde vernehmbar, aber der lauteste deutsche Theaterdirektor gewann den Autor und Schauspieler Wedekind, und alles um diesen wurde anders. Was unverändert blieb, war die Polizei, und wenn etwas an diesem Problem auch unverständlich blieb, so ist es die Erscheinung, daß ein schrankenloser Kopf es nicht für wichtiger hält, die Gesellschaft zu vernichten als ihr

das Recht auf Selbstschutz zu bestreiten. Die beiden Aufführungen hatten zugunsten des Dichters stattgefunden und zu seinem dauernden Vorteil, ohne den ihm die Borniertheit eines deutschen Zensors heute noch nicht einmal fühlbar wäre. Im Schatten dieser Erkenntnis, die Wedekind im Vorwort seiner Buchausgabe durch Danksagung und Reproduktion des Programms jener ersten Vorstellung bekundet hat, dürften sich spätere Gschaftlhuber erkälten. Hinter der Tatsache der am 29. Mai und am 15. Juni 1905 veranstalteten Vorstellungen dürften spätere Marksteine unbeachtet bleiben und der Vergleich den Dichter selbst zu dem Wunsch verführen, das kulturelle Moment solcher Veranstaltungen aus dem Polizeirayon in eine höhere Instanz des Geistes zu verlegen.

Ein Vergleich im Detail könnte nicht aufkommen. Ich war dem Ansturm um Einladungen, der zwar heftig genug war, sehr wohl gewachsen, weil damals gottseidank das Volkstheaterpremierenpublikum die Hoffnung auf einen Genuß weit hinter die Furcht stellte, mit dem Veranstalter in Berührung zu kommen, und weil ich im ungünstigsten Fall mir mit nassen Fetzen Ruhe verschafft hätte. Keinen Augenblick dachte ich daran, jenen Auswurf der Menschheit zu Gaste zu laden, vor dem ein Kunstwerk zu schützen ich stets für den tiefen und ihr unbewußten Sinn der Polizeizensur gehalten habe. Ich wußte schon damals, daß ein dauerndes Verbot der »Büchse der Pandora« der Sache Wedekinds beiweitem nicht so sehr schaden konnte, wie deren Eröffnung vor einem Pöbel, der in der Kunst nur die Anlässe finden will, um die eigene Schmutzgier satt zu weiden. Und wenn ich verurteilt gewesen wäre, in der Internationale des ausgefressenen Kunsthasses mir irgendwo ein Parkett von Bürgern zu wählen, so hätte ich mir ganz gewiß nicht jenes ausgesucht, dem die Unterscheidung zwischen Goya und den Pschütt-Karikaturen zwar nicht leicht fällt, das sich aber instinktiv für die Pschütt-Karikaturen entscheidet. Man kann wohl bis zu einem gewissen Grad seiner eigenen schauspielerischen Suggestion vertrauen und sicher sein, daß auch eine Herde von Schweinen nicht zu grunzen wagt, wenn man ihr etwas Nacktes zeigt. Ich könnte mir zu meinen Leseabenden die schlechtesten Leute zusammenklauben, deren man am Samstag im Volkstheater

habhaft werden kann: ich bin absolut davon überzeugt, daß sie mir im Zuhören parieren würden, der Zerknirschung näher wären als der Frechheit und daß erst in der Garderobe die Gesinnung wieder angetan würde. Bei der »Büchse der Pandora«, in der zwar eine Sandrock die Geschwitz und Wedekind den Jack gab und durch deren Szenen ein geistiger Wille zog, der jede schäbige Bemerkung, jeden Zwischenruf wie: »Schkandalees!« oder »Empeerend!« von vornherein ausschloß, hätte ich doch, aus Respekt vor dem Dichter und Gast, nicht gewagt, die äußersten Vorsichtsmaßregeln zu mißachten und blind die Garantie für ein tadelloses Verhalten des Wiener Publikums zu übernehmen. So gut es ging, wurden damals die Zuschauer noch peinlicher ausgesucht als die Mitwirkenden und im Parkett gab es gewiß nicht viel mehr falsche Besetzungen als auf der Bühne. Daß nicht doch hin und wieder ein schwitzender Hof- und Gerichtsadvokat eine abfällige Bemerkung fallen ließ, dafür konnte ich nicht gutstehen. Geschrieen wurde nicht. Die dazu vielleicht geneigt waren, fühlten nicht nur die Übermacht jener, die gekommen waren, einem Dichter zuzuhören, sondern mochten wohl auch ahnen, daß ich sprungbereit hinter der Kulisse stand, um die Leute, deren Namen zu kennen die Behörde vorschreibt, erforderlichenfalls beim Namen aufzurufen und in die letzte Reihe zu verweisen, wenn nicht gar nachsitzen zu lassen oder wegzuschicken. Ich bin nicht rührig, wenngleich nicht faul. Die Autorität eines Buchhändlers, mit dem man reden kann, wenn man in sein Geschäft eintritt, und das Ansehen eines intellektuellen Komitees, in das man gleichfalls von der Gasse eintreten kann, haben einen Frank Wedekind nicht davor bewahrt, von geladenen Börseanern angespieen zu werden, und der Ruf nach Abschaffung der Zensur fand ein Echo, das wie ein Ruf nach der Zensur klang. Nie noch hat eine Behörde von jenen, die gegen sie demonstrieren sollten, ein besseres Attest empfangen, und ein Markstein wurde zum Rendezvous der Polizeihunde. 1905 wurde kein Dramatiker gegen die Zensur, 1913 die Zensur gegen einen Dramatiker geschützt. 1905 erschienen fast keine Kritiken, 1913 fühlte selbst die Wiener Presse zum Teil die Pflicht, die totgeschwiegene Sache gegen eine totgeborene auszuspielen und jene wichtig tuenden Hebammen

zurechtzuweisen, die da glauben, daß um ihretwillen Mütter Schmerzen leiden, und die den ersten Schrei im eigenen Lärm ersticken.

Auch mein Anteil war 1905 ja nicht unerheblich, denn ich bin gewiß nicht faul, obschon man mir nicht nachsagen kann, daß ich rührig bin. Aber wiewohl es eine entsetzliche Arbeit war, hat es mir in keinem Augenblick leid getan, mich in die Sache eingelassen zu haben. Zu diesem angenehmen Gefühl war mir innerhalb eines Monates so wenig Zeit gegönnt wie zum Schlafengehen, denn ich war nicht nur der Sturmbock einer Kassa, sondern auch Direktor, Mitregisseur, Dramaturg, Schauspieler und Conferencier, und als Direktor hatte ich es nicht etwa mit Ensemble und Inventar einer vorhandenen Bühne zu tun, sondern ich mußte erst einen Saal in ein Theater verwandeln, und außer den Schauspielern, die zwanzig verschiedenen Ensembles angehörten und zum Teil im Ausland wirkten, die Kulissen, die Dekorationen, die Kostüme, die Perücken, die Schminktöpfe und den Souffleurkasten zur Stelle schaffen. Ich kann natürlich nicht beurteilen, ob überanstrengte Reformer die Arbeit, hinter der Pudel der Kultur zu stehen, für Gottes Lohn verrichten, ob sie sich in die Sache um der Sache willen einlassen, um die Kunst sich für die Kunst echauffieren und um die Kultur für die Kultur, mit einem Wort ob sie den etwaigen Reingewinn nach Abzug von Miete, Honoraren und Tantieme verschmähen und einem wohltätigen und kulturellen Zweck zuwenden. Nur aus meiner Erinnerung weiß ich — ich hätte es längst vergessen, wenn eine zudringliche Gegenwart nicht an mein Gedächtnis klopfte —, daß der Veranstalter ohne Entschädigung für Zeitverlust, ja für die eigenen materiellen Opfer, den ganzen großen Reingewinn jenem Zweck zuwandte, den er damals für den wohltätigsten, kulturellsten und dringendsten hielt und der es leider noch heute sein dürfte. Denn viel wichtiger als die Aufrichtung von Marksteinen durch Buchhändler sollte die Benützung jeder passenden Gelegenheit sein, gegen das peinigende Mißverhältnis zwischen den Einnahmen des Autors der »Büchse der Pandora« und des Dichters der »Fünf Frankfurter« praktisch zu demonstrieren.

Es wäre die geringste Buße für eine Rührigkeit, die mit Hilfe der Stammkundschaft ungarischer Pornographen die Zensur austreiben wollte und die glücklich bewirkt hat, daß ein dramatisches Abenteuer von unzeitgemäßer Dimension dem intelligenten Kommis zum Ärgernis wurde und daß sich die tüchtigsten Nachtredakteure erlaubten, eine Arbeit Wedekinds »vom künstlerischen Standpunkt als talentlos zu werten«. Denn sie alle hatten sofort erkannt, daß Lulu sich vier Männer von der Straße mitbringe, und erraten, was sie mit ihnen vorhabe. Diese Anlagen des Publikums sind mit Recht dem Schutze der Polizei empfohlen. Die Polizei verhindert mit einer Strenge, die um ihre Milde nicht weiß, die stoffliche Betastung der Kunst und verbietet die Schaustellung von Ansichtskarten nach Tizian. Der Freisinn rebelliert dagegen mit einer Toleranz, die um ihre Grausamkeit nicht weiß. Er läßt die Stoffel wieder auf den Geist los, lädt sie nach § 2 und überträgt ihnen die Entscheidung, ob die Ansichtskarte Kunst sei. Sie antworten: »Schweinerei! Auf Tizian soll ich sagen!« Der Freisinn ist ein Hausierer, der die verbotene Kunst einer konfiszierten Kundschaft unter dem Tisch zeigt. Bei Hosenträgern wären Mißverständnisse ausgeschlossen. Auch der »Professor Bernhardi« dürfte durch die Erlaubnis keinen Schaden nehmen. Hier ist die Aufgabe für ein intellektuelles Komitee. Wenn aber die Kunst die Intelligenz gegen den Staat zu Hilfe ruft, so ist sie ein verblendeter Gutsherr, der die Vermittlung der Diebe erbittet, um seinen Hunden das Bellen abzugewöhnen.

Juli 1913

Und Hauptmann dankt

Breslau, 13. Juni. Die ‚Schlesische Zeitung' bringt die Nachricht, daß der Kronprinz als Protektor der Breslauer Jahrhundertausstellung sich nach der Lektüre des Hauptmannschen Festspiels darüber in entschiedener Weise ablehnend geäußert habe. Die ‚Schlesische Zeitung' hat auch Anlaß anzunehmen, daß der Kronprinz die zuständige Instanz von seiner Auffassung in Kenntnis gesetzt habe und daß er bereit sei, die Konsequenzen zu ziehen.

Hauptmann darf sich über diesen Tadel mit dem Bewußtsein trösten, daß er, indem er die Sympathien der Reaktionäre sich verscherzt, diejenigen aller Unabhängigen und Freigesinnten im Lande sich erworben hat. Wenn er auch durch seine dichterische Leistung wieder einmal enttäuscht hat, so hat er doch durch seine Gesinnung die Erwartungen gerechtfertigt, die man auf den Dichter der »Weber« setzen durfte und man muß es ihm danken, daß er .... auch als Verfasser eines vaterländischen Festspieles ein aufrechter Mann geblieben ist.

Wenn Gerhart Hauptmann, nachdem er alle an ihn gerichteten Telegramme sämtlicher Lese- und Redehallen, Monistenbünde, Kultusgemeinden und Gesinnungsgremien persönlich beantwortet hat, die Situation überblickt und dann nicht zu der Einsicht kommt, daß die Unzufriedenheit des Kronprinzen seiner Künstlerwürde weniger nahetritt als die Zufriedenheit des Paul Goldmann, dann müssen wir ihn wohl aufgeben. Dann liegt der Fall vor, daß einem edlen Dichtertum die Kraft gefehlt hat, sich ohne die peinlichste Gemeinsamkeit zu behaupten und jenen erhabenen Mangel an Gesinnung zu bewähren, der jede Verbindung mit liberalen Journalisten unerträglich macht. Dann ist entweder eine von Kunst nicht ganz gedeckte Menschlichkeit von der Phrase gekapert worden oder ein vom Leben

verlassenes Artistentum sucht, wie jener Fichtenbaum an die Palme, Anschluß an die Politik. Die zweite Wendung ist die Normalkatastrophe des großstädtischen Literatentums; Hauptmanns Fall dürfte das naivere Schicksal sein. Hier wie dort empfängt die Gesinnungstüchtigkeit einen verlorenen Sohn mit offenen Armen, freut sich, daß er nicht mehr »l'art pour l'art« treibe und hält Gott, der es weiterhin ablehnt, statt Menschen Politiker zu erschaffen, für einen unverbesserlichen Ästheten. Hauptmann war so sehr Dichter, daß selbst ein Gesinnungsstoff wie der der »Weber« ihn nicht in die Gefahr bringen konnte, Gesinnung zu haben. Weil aber das kunstfremde Pack nichts außer dem Stoff schmeckt, so zog sich Hauptmann durch sein Hungerdrama die Sympathie der Goldmänner zu, die er sich später durch stofflich unsoziale Dichtungen bis zum Haß entfremdet hat. Dasselbe Verstandesbewußtsein, das immer bis irgendwohin noch mitgeht, jedoch nicht so weit, um einem Dichter eine Dichtung nicht übelzunehmen, und das »Pippa« und die »Ratten« mit den Eierschalen seines faulen Witzes bewarf, klopft jetzt dem Dichter für einen Beweis seiner Verständlichkeit auf die Schulter — und Hauptmann dankt. Der Mensch Gerhart Hauptmann bringt es über sich, den »Aufrecht- und Geradegesinnten«, bei denen alles bis auf die Nase aufrecht und gerade ist, die Hand zu drücken, die ihn für die Bekenntnisse heiliger Herzensnot geschlagen hat. Wenn dieser Fall nicht anzeigt, wo wir halten und wohin wir im Siegeslauf der Phrase, die Gott, Kunst und Menschenwert wie ihre schäbigen Bollwerke erobert, gelangen werden, dann hat die Phrase alle, die's noch merken konnten, blind und taub gemacht. Könnte man noch lachen, dann müßte man's vor dem Opfermut eines Dichters, in dessen Werke, dort, wo es ging, das Gesindel so viel Gesinnung gelegt hat, daß er sich endlich entschließt, sie zu haben.

Er hört nur noch auf Reden und spricht nur mehr im Ton von Dringlichkeitsanträgen des Fortschritts gegen die Reaktion. Er hofft, daß es »den Fängen der Parteipolitik nicht gelingen wird, das Antlitz der Wahrheit unkenntlich zu machen«: aber es ist nur die andere Partei gemeint und daß die eigene das Antlitz der Kunst unkenntlich mache, ist nunmehr politische Nebensache. Er merkt gar nicht, warum er so viel neue Freunde hat. Sie protestieren mit der einen Hand dagegen, daß sein Festspiel »statt vom künstlerischen vom politischen Standpunkt« kritisiert werde, und preisen mit der andern die Tendenz, die sie für die künstlerische Wertlosigkeit entschädigt. Politik ist ihrem Künstlersinn verhaßt, wenn sie die andern treiben: über die Mängel der Kunst hilft ihnen die Gesinnung, die sie selbst haben. Die Konservativen sagen, das Stück sei schlecht; darauf antworten die Liberalen mit Recht, das sei Politik, und finden das Stück gut, weil die andern sagen, es sei nur liberal. In solche Diskussion hat sich ein Dichter begeben. Er stellt seinen Kopf unter, wenn Biergläser fliegen. Er ist vom Geist zu den Intellektuellen übergetreten, und ehe er ins Volksbewußtsein einging, kam er in die Volksversammlung. Jetzt hat er ein paar tausend Freunde, weil er keinen hatte, der ihn verwundert ansah, als er den Antrag des Breslauer Magistrats zur Abfassung eines patriotischen Festspiels annahm. Der ihn fragte, ob er denn die Anreger nicht die Treppe hinuntergeworfen habe. Gerhart Hauptmann hört nicht, daß seine Freunde den Breslauer Magistrat an den »Auftrag« erinnern, den er dem Dichter gegeben habe, »das Stück zu dichten« — er hört nur das Lob seiner liberalen Gesinnung. Und Hauptmann dankt.

Sie berufen sich auf den deutschen Geist und auf das bürgerliche Gesetzbuch. Er aber hat sich einem Zweck attachiert, und es gibt keinen Respekt

vor dem Geist, wenn es die Frage gilt, ob die Leistung dem Zweck entspreche. Ein Dichter dürfte eher Schuhe als Festspiele liefern, und der Auftraggeber hätte das Recht, ihn einen schlechten Schuster zu nennen. Es hat Zeiten gegeben, in denen die Anregung des Bestellers die Inspiration durch den Genius nicht ausschloß. Gerhart Hauptmann mußte wissen, daß man für heutige Breslauer nicht Verse schreibt und daß das Ergebnis weder den Lieferanten, der aus einer toten Region seines Geistes schöpft, noch den Besteller befriedigen werde. »Nicht weniger als fünfmal«, heißt es, »hatte er die Mitteilung an den Magistrat von Breslau gelangen lassen, daß er das Festspiel lieber nicht schreiben wolle«. Wie kann ein Dichter etwas »lieber nicht schreiben« wollen, anstatt es lieber nicht zu schreiben? Wenn ein Festspiel gemacht werden soll, so hat der Dichter der »Weber« den Herren Lauff und Glücksmann nicht das Brot wegzunehmen, und wenn er fünfmal abgelehnt hat, umso schlimmer für ihn, daß er das sechstemal angenommen hat, anstatt dem Magistrat von Breslau zu sagen, er möge ihn gern haben und zu Ehren des Vaterlands die Pippa aufführen. Er muß sich jetzt den Hinauswurf gefallen lassen, den er damals unterlassen hat. Aber er sollte ihn nicht für eine schwerere Kränkung halten als die Einladung, die ihm widerfuhr. Wenn er sie angenommen hätte, um ins deutsche Heim, weil wir grad so gemütlich beisammen sind, revolutionäre Gesinnung einzuschmuggeln, wär's eine Taktfrage. Von der Familie Honorar zu nehmen, um gegen sie im Geburtstagsgedicht zu polemisieren, ist vielleicht auch Vertrauens- und Vertragsbruch. Gerhart Hauptmann hat nicht sich vor dem Magistrat und den Magistrat nicht vor sich gewarnt und ist nun empört darüber, daß der Magistrat hereingefallen ist. Junker und Pfaffen sind nun einmal Junker und Pfaffen. Bürger sind Bürger und wollen ein Festspiel. Aber ein Dichter ist kein

Dichter, wenn er es schreibt, und ein Festspiel, das er schreibt, ist kein Festspiel. Kriegervereine, die schließlich mehr Daseinsberechtigung haben als Journalistenvereine, Veteranen, die vielleicht ehrlichere Leute sind als Rezensenten, wollen es nun nicht vertragen, daß ihnen zur Feier der Freiheitskriege unter Beweis gestellt wird, daß der Krieg Mord sei, und daß man ihnen mit historischen Enthüllungen über den König von Preußen eine Begeisterung ausreden möchte, die nun einmal da ist und nur etwas Reizung durch poetischen Klingklang gebraucht hat. Solch vorhandenes Pathos, das von dem schlechtesten Vershandwerker am besten bedient wird, steht immer noch über dem Kunstgefühl von Tinterln, die von einem »geschändeten Kunstwerk« sprechen, wenn Besteller sich darüber beschweren, daß ihnen die falsche Tendenz geliefert wurde. Die journalistische Intelligenz, die nicht imstande ist, diesen einfachen Sachverhalt zu erkennen, macht sich über Kriegerverbände lustig, deren jüngstes Mitglied, das noch keine Schlacht mitgemacht hat, immerhin das Verdienst hat, noch keinen Kriegsbericht geschrieben zu haben.

... Auch Max Reinhardt befindet sich, was selbstverständlich ist, auf Seite der Opposition. Er ist gewillt, des Dichters Widersachern, die zugleich seine eigenen sind, ein Scharmützel zu liefern; er hat den gesamten Festspielfundus aufgekauft und wird das Spiel in Berlin, in seinem Hause zur Aufführung bringen. Man darf gespannt den Hindernissen entgegensehen, die man der Verwirklichung dieses Gedankens in den Weg rollen wird. Was wird alles mobil gemacht werden, Zensur und Kriegerverbände und Jägerwäsche und Veteranenkapellen; aber hoffentlich ist Reinhardts Energie auch diesmal stark genug ...

Er wird sich opfern für die reine Kunst. Er wird, wiewohl er im Bankfach aufgewachsen ist, ein Scharmützel liefern, als ob er einer vom Kriegerverband wär. Er hat, weil er im Bankfach aufgewachsen ist, schon jetzt kein Opfer gescheut und den ganzen Fundus aufgekauft. Nichts wird er davon haben außer hundert volle Häuser.

Aber er darf sich die Generalregie der Freiheit, diese ganze Müller-Meiningerei nicht entgehen lassen. Freiheit zieht, aber Freiheit mit Zensur zieht noch besser. Bis dahin hagelt es Kundgebungen. Die Ratten des Freisinns sind los. Alles, was fortschreitet und freimauert, alles, was Fahnen hat und Resolutionen anzettelt, ist zur Stelle. Aus Prag kommt eine sensationelle Meldung:

Die Lese- und Redehalle deutscher Studenten hat an Gerhart Hauptmann .... eine Zuschrift gerichtet, in welcher es heißt: ».... Und so drückt Zorn und Empörung uns die Feder in die Hand. Wir, auf deren Fahnen die Freiheit des Geistes und der Wissenschaft geschrieben steht und die wir in einem Lande leben, wo Haß und Heuchlertum gar manche häßliche Erfolge zu zeitigen vermochten, wir fühlen mit Ihnen. Wir wissen, was es bedeutet, wenn falsche Unterwürfigkeit und launische Willkür ungebärdiger Höflinge die Wahrheit in den Staub zu zerren vermag. Doch zu herbstem, bitterstem Ingrimm wächst unser Unmut, wenn wir vernehmen, daß gerade Gerhart Hauptmanns Kunst, dieses von dem stillsten, zurückgezogensten Dichterfürsten dem Vaterlande geweihte Werk Niedrigkeit und Unverstand zu weichen hatte.« Die Lese- und Redehalle richtete an Gerhart Hauptmann die Einladung, in Prag einen Vortrag zu halten.

Und Hauptmann dankt. »Mögen Sie nie alt werden in dem, worin Sie jetzt so erquickend jung sind.«

Der Ausschuß der Lesehalle hat diesen Dank Hauptmanns durch Anschlag ans Schwarze Brett zur Kenntnis der Mitgliedschaft gebracht.

Auch das wird telegraphiert. Gerhart Hauptmann wird wohl den Vortrag halten. Auch ich habe dort einmal einen Vortrag gehalten und ich weiß, was es bedeutet, wenn Jugend, die nicht falscher, nur echter Unterwürfigkeit fähig ist, mich in der Pause um hundert Autogramme anbettelt, meinen Namen in das Goldene Buch des Vereins einträgt, mich stürmisch zu einem zweiten Vortrag auffordert, und wenn dann die Freiheit des Geistes zaghaft wird, zurückweicht, sich davon schleicht wie die Bürger im »Egmont«, und sich nicht traut, den gewünschten Vortrag zu veranstalten, weil der zweitzurückgezogenste Dichterfürst, der Hugo Salus, etwas dagegen hat und weil

deutsch gesinnte Jünglinge in einem Lande, wo Haß und Heuchlertum — bei den Tschechen! — gar manche Erfolge zu zeitigen vermochten, auf die Gefahr aufmerksam gemacht wurden, daß es ihnen in der Karriere schaden könnte. Es dürfte noch viel Schmalz aus einer Redehalle fließen, ehe Gerhart Hauptmann den Braten riecht. Der »Akademische Verband für Literatur und Musik« in Wien, eingedenk der Hermann Bahr-Feier und der »akademischen Traditionen von 1813«, begrüßt ihn. Und er dankt allen Geradegesinnten, die, wie er sich schon parlamentarisch ausdrückt, »in Breslau noch immer die erdrückende Mehrheit bilden«, »allen aufrecht gesinnten Herren« und besonders dem Herrn Ablaß — die Männer der fortschreitenden Entwicklung heißen in der Regel Zulauf und Ablaß —, und er versichert ihnen, daß die Ehrenstellung, die ihm der Liberalismus eingeräumt hat, identisch sei mit einer »Mission, die ihm das Fatum zuteilt«. Sein Wahlspruch sei: »Geh deines Weges gerade, schenken wird sich dir Gnade«. »Womit ich aber«, fügt er hinzu, »nicht die Gnade von irgend jemand außer Gott meine, der allein sie zu vergeben hat.« Und Gerhart Hauptmann wähnt, daß er auch mit diesem Bekenntnis liberalen Ohren imponieren werde. Bis zu der Ablehnung kaiserlicher Gnade gehen sie noch mit, aber die höhere lehnen sie selbst ab. Gerhart Hauptmann will trotz seinem Gottesglauben Fortschrittsmann werden und er merkt nicht, daß sie bedenkliche Gesichter machen und ihn nur in die Fraktion aufnehmen wollen, wenn er auch den Gottesglauben draußen läßt. Gott? Nich zu machen. Er telegraphiert etwas von der »Nacht des mittelalterlichen Wahnsinns«: Redner wird beglückwünscht.

Oskar Blumenthal richtet im ‚Berliner Tageblatt' folgendes Gedicht an Gerhart Hauptmann: Du solltest zur Jahrhundertfeier / Aus Versen winden einen Kranz. / Entklingen sollte deiner Leier / Der Freiheitskriege Not und Glanz. / Doch mußte dir dein Werk mißlingen, / Weil du verkannt hast deine Pflicht: / Die Kriege durftest du besingen — / Die Freiheit nur, die Freiheit nicht.

Welch ein Kämpe! Dieser ausgewitzte Kulissenonkel — Moritz Arndt ist ein Börseaner gegen ihn — stellt traun noch immer seinen Mann. Er hat vielleicht noch die Premiere von »Vor Sonnenaufgang« mitgemacht, wo die aufrechten Männer, die gerade und richtiggehenden Berliner eine Geburtszange schwangen. Und Hauptmann hofft im Stillen, daß er seinen Gott doch durchdrücken werde. Und er, der »Hannele« geschrieben hat und die Verse der Engel, dankt. Die Ratten sind über ihn gekommen. Er dankt den Monisten, denselben, die aus einem Arndt'schen Lied Gott entfernt und durch Haeckel ersetzt haben. Gott gebe, daß die nächste Dichtung, die Gerhart Hauptmann wieder auf eigenes Geheiß schreibt, nicht ihren Besteller, wohl aber seine Gratulanten enttäuscht!

Juni 1912

August Strindberg †

Die Schrift im Herzen Strindbergs hat Bibellettern. Da ließ Gott der Herr einen tiefen Schlaf fallen auf den Menschen. Und nahm seiner Rippen eine. Und bauete ein Weib aus der Rippe, die er von dem Menschen nahm. Da sprach der Mensch: Das ist nun einmal Bein von meinem Beine, und Fleisch von meinem Fleische! Sie heiße Männin; denn vom Manne ist sie genommen... Und sie sah, daß von dem Baume gut zu essen wäre... Da sprach Adam: Das Weib, das du mir zugesellt hast, gab mir von dem Baum, und ich aß... Dieses ist das Buch von des Menschen Geschlecht. Wieder ist alles einfach wie am siebenten Tag. Es ist der Schrei Adams, der mit dem Rücken zur Menschheit das Gleichnis Gottes sucht. Er erkennt, daß er nackt sei. Dort bewahrt der Cherub den Weg zu dem Baum des Lebens. Hier draußen aber ist dem Menschen das Weib zugesellt, geschaffen aus etwas, das ihm fehlt, geschaffen aus dem Mangel. Das Weib ist die Rippe, ohne die er leben muß; also kann er ohne das Weib nicht leben. Denn sie sind Ein Fleisch: so sollen sie zwei Seelen sein! Strindberg fordert von Gott die Rippe des Mannes zurück, denn Gott ist ihm die Seele des Weibes schuldig geblieben. Die Schöpfung ist ihm im Manne beschlossen, alles Weitere ist Minderung. Strindberg glaubte schon, ehe er seinen Frieden mit Gott machte: er glaubte an zuviel Gott. Die wahren Gläubigen sind es, welche das Göttliche vermissen. Er wollte nicht wissen, daß es Tag und Nacht gibt, Mann und Weib. Er forderte von Gott eine Hälfte ein.

Er war ein Gläubiger Gottes: des Schuldners. Er mußte der Nacht verfallen und dem Weib, um auch dort Gott zu erleben. Und Gott rief: Adam, wo bist du?... Er war am Weibe zum Chaos geworden, das Welt wurde im Dichter. Das Weib unterbricht in Strindberg die Schöpfung, weil es aus dem Glauben erschaffen ist, daß es zerstören könne. Aber das Weib zerstört nicht den Mann. Ihr Dasein kann hindern oder unnütz sein: so wird ihr Fernsein hilfreich wie Gottes linker Arm. Der mehr als ein Mann war und mehr als den Gott wollte, brauchte den Teufel, um zur Schöpfung zu kommen. Aber er war nicht wie Gott imstande, aus dem Mangel das Weib zu erschaffen. Er hat ihn nur wie Weininger tragisch erlebt, tragischer, weil er nicht den Ausweg Weiningers fand. Immer ist dort das Geschlecht des Mannes mit sich nicht fertig geworden, wo es die Seele des Weibes beruft. Aber der Geist kann nur am Gegenteil erstarken und nur, wenn er durch alle erkannten Mißformen der Weibkultur zum Ursprung strebt. Denn das Geschlecht des Weibes werde Geist, und Paulus schreibt an die Korinther: »Wie das Weib von dem Manne ist, also ist der Mann durch das Weib da; Alles aber ist von Gott.« So hat auch Strindbergs Geist von dem Ursprung gelebt, den seine Erkenntnis floh, und im Pathos dieses Widerspruchs lebte er zwischen Himmel und Erde. Hebbels bürgerlichste Bürgschaft: Darüber kommt kein Mann weg, verwandelt sich in Strindberg zum Erdbeben: Über das Weib selbst kommt kein Mann weg. Denn »darüber« nicht wegzukommen, bringt jedermann zustande. Aber nur einer trägt für sie alle, ein christlicher Titan, den Himmel auf seinen Schultern... Strindberg war immer, den Rücken zur Menschheit, auf dem Wege zu Gott, in Leidenschaft und Wissenschaft. Adam oder Faust, er sucht ihn im Laboratorium und in der Hölle der erotischen Verdammnis. Er sendet die letzte christliche Botschaft aus. Da er stirbt, geschehen am Himmel keine Zeichen, aber die Wunder der Erde

wirtschaften ab. Die titanische Technik sinkt, und singt: Näher, mein Gott, zu Dir! Strindberg, sterbend, horcht auf und versucht eine Melodie. Bernhard Shaw, überlebend, zuckt die Achseln. Er glaubt nicht, daß näher zu Gott männlicher ist. Strindbergs Wahrheit: Die Weltordnung ist vom Weiblichen bedroht. Strindbergs Irrtum: Die Weltordnung ist vom Weibe bedroht. Es ist das Zeichen der Verwirrung, daß ein Irrender die Wahrheit sagt. Strindbergs Staunen über das Weib ist die Eisblume der christlichen Moral. Ein Nordwind blies, und es wird Winter werden.

Unbefugte Psychologie

Die Psychoanalytiker, der Auswurf selbst dieser Menschheit, ein Beruf, in dessen Namen schon die Psyche mit dem Anus verbündet erscheint, sind in Gruppen geteilt, die jede zur Vertretung ihrer Sonderart, Gott zu lästern, die Natur zu schänden und die Kunst zu erklären, ihre eigene Zeitschrift unterhält. Das ‚Zentralblatt für Psychoanalyse' und sonstigen Unfug brachte nun im 12. Heft des III. Jahrgangs auf anderthalb Seiten einen unbefugten Nachdruck von Aphorismen aus der Fackel, »die wir« — schrieb es — »hier ohne jede Polemik wiedergeben wollen«. Schade. Unter den Aphorismen, die so in die Umgebung der besten Scherze aus der psychoanalytischen Ordination kamen, befanden sich auch Sätze, denen füglich selbst der psychoanalytische Wahnwitz keine Beziehung zu seinem Problem imputieren könnte. Worte wie: »Man kann eine Frau nicht hoch genug überschätzen« waren unter dem Titel »Aphorismen über die Psychoanalyse« wiedergegeben. Aber warum soll man, wenn schon einmal die Libido zum Nachdrucken erwacht ist, sie verdrängen und nicht den ganzen Komplex von Aphorismen glatt herübernehmen? Einen autorrechtlichen Schutz gegen eine Verstümmelung des Gedankens, die den Text schont, gibt es nicht und so blieb nichts übrig, als das Eigentumsrecht an dem Text zu reklamieren und den Seelenforscher auf das Titelblatt der Fackel zu verweisen. Er berief sich mit scherzhafter Entschuldigung darauf, daß er »immer auf das Innere losgehe und die äußere Hülle ver-

nachlässige«. Aber diese psychoanalytische Gründlichkeit, die an und für sich ein Fehler ist und nur gegen wehrlose Patienten angewendet wird, macht hier umso weniger straffrei, als der Vermerk »Nachdruck verboten« auch wiederholt im »Innern« zitiert und besprochen war, und es bedürfte weder der Beachtung des Umschlags noch des Vermerks selbst, um von Anstands und Gesetzes wegen einen Nachdruck, um dessen Erlaubnis nicht angesucht wurde, zu einem unerlaubten zu machen. Dies hat der Herausgeber des »Zentralblatts«, der immerhin einsah, daß man nicht zu stürmisch auf das Innere losgehen dürfe, zumal wenn es nicht einem zahlenden Neurotiker zugehört, auch verstanden; er bat scherzhaft um eine »angemessene Strafe« und erklärte sich bereit, den für den unbefugten Nachdruck verlangten Betrag einem »philanthropischen Zwecke« zuzuführen. Die angemessene Strafe hätte sich am besten in der Wahl des Zwecks ausgedrückt: wenn ich mich etwa für einen Kinderschutz-Verein oder auch für einen zu errichtenden Fonds zur Unterstützung verarmter Opfer der Psychoanalyse entschieden hätte. Von solcher Härte wurde indes Abstand genommen und nicht so sehr auf Strafe als auf ein Nachdruckshonorar erkannt, welches mit 50 Kronen — schon mit Rücksicht auf die odiose Umgebung der nachgedruckten Aphorismen — gewiß nicht zu hoch bemessen erschien. Der Herausgeber des Zentralblatts wurde hierauf vom Rechtsanwalt aufgefordert, diesen Betrag abzureagieren, der, wie ihm mitgeteilt wurde, für Frau Else Lasker-Schüler bestimmt war, für jene Dichterin, die, wiewohl sie weit mehr für die Menschheit leistet, mit ihren eigenen Träumen auch nicht annähernd so viel verdient als ein Psychoanalytiker mit fremden.

Soweit wäre die Sache in Ordnung. Unerledigt bleibt eine Angelegenheit, die der Herausgeber des Zentralblattes für Psychoanalyse am Schlusse seines Briefes ohne mein Hinzutun berührt:

.... Zugleich erlaube ich mir Ihnen eine Arbeit einzusenden. Eine flüchtige Einsicht wird Sie überzeugen, daß ich mich gegen die großen Gefahren und Fehler der Psychoanalyse nicht verschließe. Ich habe mich auch bemüht, die lächerlichen Übertreibungen zu mildern und schließlich von der Analyse nur den Weg zu behalten und nicht die Methode.

Die Parteiungen innerhalb jener Menschenklasse, die der Psychoanalyse aktiv oder passiv — was zumeist auf dasselbe hinausläuft — zugänglich ist, interessieren mich wenig. Es ist klar, daß bei den intellektuellen Bestrebungen alles so ausgehen muß, daß immer einer noch gescheiter ist als der andere. Die Psychoanalyse — dieses neueste Judenleid, denn die älteren Patienten haben noch Zucker — kann von mir nur als ganze betrachtet werden, jedoch, trotz aller Terminologie, nicht als die Wissenschaft, sondern als die Leidenschaft der zu keiner andern mehr fähigen Generation. (Diese Wendung ist mit Recht doppelsinnig: die Generation ist weder zu einer andern Leidenschaft noch zu einer andern Generation fähig.) Die ganze Richtung paßt mir sehr, weil sie dorthin führt, wohin der Mist gehört. Psychoanalytiker sind immer zugleich Ärzte und Patienten, und sie können als Ärzte geheilt werden. Auch das gelingt nicht immer. Wenn aber solche Bekenner vor mir mit der Versicherung brav tun, daß sie »nur den Weg« beibehalten haben, so zeigt das, wie schlechte Psychologen die Psychoanalytiker in Wahrheit sind. Nicht nur weil sie glauben, daß ich für Nuancen innerhalb der unbefugten Seelenforschung Verständnis habe, sondern auch weil sie mich überhaupt Kaptivierungsversuchen zugänglich wähnen. Aber weder, daß einer dem Professor Freud abtrünnig wird, noch daß er mirs mitteilt, kann ihn mir sympathischer machen, und die Versicherung, daß er »ein eifriger Leser der Fackel« sei und als Hörer — er ist auch Hörer, ich höre — eine meiner Ausführungen »treffend« gefunden habe, könnte bei mir viel eher schaden als nützen, wenn

nicht auch ich immer auf das Innere losginge und dieses schon wertlos genug fände. Wiewohl ich nun viel zu tun habe und eigentlich einer eingesandten Arbeit prinzipiell mißmutig gegenüberstehe, muß ich doch zugeben, daß das Anstreichen von Stellen eine gewisse Erleichterung bietet, für die ich dankbar bin, ohne jedoch selbst durch solche Gefühle mein Urteil beeinflussen zu lassen. Eine flüchtige Einsicht überzeugt mich zunächst und hauptsächlich davon, daß das Deutsch, in welchem diese Leute ihre Ordinationswitze vorbringen, eines ist, das von schlecht verdrängten Jugendeindrücken wimmelt. Wie aber die Psychoanalyse aussieht, wenn man ihre lächerlichen Übertreibungen mildert und — im Januar — von ihr nur den Weg behält und nicht die Methode, zeigen jene »Beobachtungen«, die im Septemberheft des Zentralblattes meine Aphorismen umgeben. Ein Herr berichtet dort mit vollem Namen — Psychoanalytiker bleiben nie anonym — »zur Psychologie der Kinderstube«. Der Mann heißt — und das gehört in meinen Traum von der Psychoanalyse — Niedermann:

Nachdem an einem Morgen meine Frau umsonst nach dem Nachttopf meines 5½ jährigen Töchterchens gesucht hatte, wurde es selbst nach dessen Verbleib gefragt. Es holte den Topf hinter dem Ofen hervor und erklärte: »Ich habe ihn versteckt, damit ihr ihn nicht ausleert. Dann mache ich immer mehr hinein, und dann wird er immer voller. Er soll einmal so voll werden wie der eurige.«

Soviel aus Kindermund. Soviel zu der Anschauung, die die Not der Seele aus Drang und Sehnsucht des Kindheitslebens erklärt. Aber diese Wissenschaft, die sich nicht geniert, die Geheimnisse der eigenen Kinderstube zu lüften und in diesem besondern Fall sogar umsonst nach dem Nachttopf sucht, während sie gemeiniglich viel Geld dafür verlangt, sie umfaßt mit empirischem und ökonomischem Elan das ganze Menschenleben von der Wiege bis zum Grabe. Über einen interessanten Fall von Nekrophilie aus seiner Praxis — interessant durch ein »determiniertes Ver-

sprechen« — weiß der Herausgeber des Zentralblattes persönlich auszusagen:

Ein Kranker, der an nekrophilen Instinkten leidet, sagt: Ich werde heute beim Friedhof speisen. Das Restaurant heißt aber Riedhof. Damit erscheint das Versprechen nur oberflächlich motiviert.

Sehr wohl. Denn so witzig das Unbewußte eines Nekrophilen schon sein mag, ausgerechnet den Scherz dürfte eher das Bewußte des Arztes gemacht haben.

Aus dem weiteren Materiale ergibt sich folgender Zusammenhang: Er interessiert sich für eine Dame, von der er weiß, daß sie von Dr. Samenhof, dem Erfinder des Esperanto, der Augenarzt ist, behandelt wird. Er hatte plötzlich den Gedanken, daß Dr. Samenhof der Dame den Hof machen würde. Ein ganz unmotivierter Gedanke, der nur sein latentes Mißtrauen und seine Eifersucht verrät. Wenn er sie bei einer Untreue ertappen würde, so wäre das ihr Tod. Sicher der Tod seiner Liebe. (Friedhof!) Der Name Samenhof ergibt weitere Assoziationen. Er leidet unter der Angst steril zu sein. Er untersuchte seinen Samen und fand lebende Spermatozoen. Aber er ist ein Zweifler. Er kann sich ja geirrt haben und sein Samenhof ist nur ein Friedhof. Er dachte an die Möglichkeit der Gravidität dieser Dame, die ihm aus ökonomischen Gründen unangenehm wäre.

Nun möchte man Atem holen und meinen, der Weichselzopf sei zu Ende geflochten. Nun juckt uns schon allen, die wir suggestibel sind, die Kopfhaut. Nun möchte man glauben, der liebe Gott sei schon müde, eine Welt erschaffen zu haben, deren Bewegung ein Dreh ist. Aber es ist wohl nur mein Widerstreben gegen eine gesunde Psychologie, und dieses Widerstreben ist verdächtig. Die Analytiker rufen hinter jedem, dem es vor ihnen graust: »Aha, der bekannte Widerstand!« Denn Harmonie hat vor dem Mißklang etwas zu verbergen. Haß macht sich verdächtig, wenn er sagt, daß Liebe nicht von den Filzläusen komme. Ich bin ein Neurotiker, der den Arzt fürchtet: das bekannte Symptom! Vor der Psychoanalyse gibt es kein Entrinnen; ich gebe es zu. Der Zweifler schützt sich vor dem Glauben. Wer aber rettet sich vor dem allumfassenden Zweifel? Das einzige, was ich bewußtermaßen von der Psychoanalyse zu fürchten

habe, ist unbefugter Nachdruck. Gewiß, aber wer garantiert für mein Unbewußtes? Davon weiß ich ja nichts, davon wissen nur die Psychoanalytiker. Die wissen, wo das Trauma begraben liegt, und hören das Gras über einem Komplex wachsen. Diese Zwangshandlungsgehilfen sind überall zur Stelle; sie haben sich die Fälle Grillparzer, Lenau und Kleist nicht entgehen lassen, und vor Goethes Zauberlehrling waren sie nur uneinig, ob hier Masturbation oder Bettnässe »sublimiert« sei. Sage ich ihnen, daß sie mich gern haben können, so habe ich eine anale Zone. Kein Zweifel, sagen die Zweifler, mein Kampf ist die Auflehnung gegen den Vater, und das Inzestmotiv lauert hinter jeder meiner Zeilen. Der Schein spricht gegen mich. Vergebene Mühe, meine Alibido nachzuweisen — sie haben mich erwischt! Grüßt einer — ich bitt Sie heutzutag — einen Leichenzug, so ist er nicht religiös oder taktvoll veranlagt, sondern nekrophil. Ist einer aber nekrophil veranlagt, so höre man, was sein Unterbewußtsein für Stückeln spielt:

Doch das Versprechen hat auch Beziehungen zu mir. Er fragte mich, was das zu bedeuten habe, er leide unter der Zwangsvorstellung, sogar einem Zwangsimpuls, mir und anderen Männern die Hand zu küssen. Das Restaurant Riedhof läßt auf Beziehungen zur Mundzone schließen. Vor einigen Tagen hatte er die Phantasie, er mache einem Manne eine Fellatio! Gestern bestellte er im Restaurant unvermutet Kaviar! (Samen der Fische!) Dann einen Hering! Absonderliche Gelüste, die er sich nicht erklären konnte. Sein Mund soll ein Friedhof sein, er will die Spermatozoen vernichten. (Fellatio!)

Jetzt gesteht er, er wollte mir gestern ein Geschenk kaufen. Eine Ausgabe von Eugen Dühring in Esperanto. Er verspricht sich wieder, denn er meint Albrecht Dürer. Dühring ist ihm aus einem Werke bekannt: Der Ursprung der Syphilis. Die Syphilis ist ihm aber ein Symbol des Verbotenen, Schmutzigen, also auch der Homosexualität. Er will mir seine Liebe erklären und zwar in der mir unbekannten Sprache des Dr. Samenhof. Weitere Determinationen müssen hier entfallen.

Schade. Es ist eben schon die gemilderte Psychoanalyse. Man hätte sonst mehr über diese Wissenschaft erfahren, und welche Kalauer das Unbewußte der

Patienten noch machen kann, wenn der Arzt in seinen freien Stunden Feuilletons und Ischler Plaudereien schreibt. Man hätte, um eine seiner Wendungen zu gebrauchen, erfahren, was »am Grund der Seele wohnt«. Denn es ist identisch mit allem, was am Alsergrund wohnt.

Ich kann mich mit dieser Gegend nicht verständigen. Die Sprache des Dr. Samenhof ist auch mir unbekannt, aber wenn man es mir auf psychoanalytisch sagt, so bekomme ich eine Neurose. Ich leide unter dem Zwangsimpuls, manchen Menschen nicht die Hand zu küssen, sondern einen Fußtritt zu geben. Denn die Iphigenie ins Esperanto zu übersetzen, ist bloß der Versuch von Kaufleuten, die wissen, daß es in dieser Welt auf schnelle Verständigung zwischen Angebot und Nachfrage ankomme. Aber die Iphigenie ins Psychoanalytische zu übersetzen, ist der Versuch der Reblaus, neben der Sonne in Ehren zu bestehen, wenns einen guten Wein gilt. Ausgerechnet den siebenten Tag, an dem Gott der Ruhe pflegt, benützt der Analytiker, um zu zeigen, daß die Welt nicht von jenem sei. Er kann nicht anders. Er unterscheidet sich vom Teufel dadurch, daß er von Gott nicht abfallen kann, ohne ihn zu leugnen. Nur so kann er, was nicht vorhanden ist, behaupten: sein Ich. Helden und Heilige darfs nicht geben, weil sonst am Ende der Schleim lebensüberdrüssig würde. Das Weibmaterial, das in einer Zerfallszeit nicht mehr imstande ist, Anmut zu bilden, fliegt in der Welt herum und taugt eben noch, sich am Manne zu rächen. Das Weib analysiert den Mann, die Intelligenz den Geist, immer sie, weil sie nicht ist wie er. Und ihre Rache heißt: er sei wie sie. Dies ist die wahre und einzige Psychoanalyse, die ich bekenne: Das verschmähte Femininum, nicht mehr tauglich, den Mann anzuregen, überträgt den tiefgefühlten Mangel auf ihn und ruft ihn beim eigenen Namen. Ein Echo, das nicht mehr antwortet und darum glaubt,

die Stimme sei sein Echo. In der dem Schöpferwillen zuwiderlebenden Entwicklung, im jüdischen Lauf der Weltdinge, dringt die Schwäche immer sieghafter ins Gebiet der Kraft vor. Sie weiß mit Intelligenz Bescheid, wie man ans Ende aller Tage kommt. Wenns der Journalismus nicht erreicht hat: ihr letzter, bis zur Verzweiflung hoffnungsvoller Aufstand heißt Psychoanalyse. Den unbewußt erliegenden Scheinmächten Staat und Kirche geschieht kein Unrecht.

März 1914

Der Gipfel der Schamlosigkeit

schien immer wieder erklommen, aber es war nur eine Täuschung durch die schöne Aussicht. Jetzt ist er es. Den Leuten, die die Kulturgeschichte dieser Epoche einmal schreiben werden, ist ja so ziemlich durch jede Zeile, die je in der Fackel gestanden hat, die Arbeit erleichtert worden. Aber sie können sich noch das Abschreiben von fünfzehn Jahrgängen ersparen und brauchen nur den Artikel »Die Auskunftspflicht der Sanatorien über ärztliche Honorare« aus der Neuen Freien Presse vom 8. März auszuschneiden. Dies Dokument wird, wenn alle Schurkerei, die fünfzehn Bände spricht, dem Gedächtnis entsinken sollte, der Judasstirn dieser Zeit aufgeklebt bleiben. Es lautet:

Der Verwaltungsgerichtshof hat heute eine Entscheidung gefällt, die nicht verfehlen wird, nicht bloß in den Kreisen der Ärzte, sondern auch in der breiten Öffentlichkeit großes Aufsehen zu erregen. Die Wiener Sanatorien waren von der Steuerbehörde aufgefordert worden, bekanntzugeben, wie viel Operationen im letzten Jahre durchgeführt wurden und welche Honorare die Operateure bezogen. Die Sanatorien verweigerten die Auskunft mit dem Hinweis darauf, daß ihnen aus der Erteilung derselben ein materieller Schade entstehen könne. Die Finanzbehörden beharrten auf ihrem Verlangen, und der Verwaltungsgerichtshof hat nun in ihrem Sinne entschieden. Hiedurch ist jedenfalls ein Eindringen in die Verhältnisse der Sanatorien von seiten der Steuerbehörde möglich geworden, das von verschiedenen Gesichtspunkten aus höchst bedenklich erscheint. Es mag richtig sein, daß diese Entscheidung im Gesetze begründet ist. Darüber soll mit dem Verwaltungsgerichtshofe nicht gerechtet werden, aber es gibt Fälle, in denen andere Rücksichten höher stehen müssen als die der Durchführung des Wortlautes eines Gesetzes. Die Finanzbehörde hat auch bisher nicht

den Versuch gemacht, in derartiger Form die Bekenntnisse der Ärzte zu kontrollieren, und sie hat hiezu wohl guten Grund gehabt. Diese neue scharfe Praxis bedeutet den Ausfluß eines extremen Fiskalismus. Durch ähnliche Verwaltungsgerichtshofsentscheidungen sind schon Auskunftspflichten statuiert worden, die das Geschäftsleben in bedenklichster Weise gestört haben.

Holen wir Atem; es ist noch nicht der Gipfel. Wir hören, daß wir von Gefahren bedroht sind. Erstens ist ein Eindringen in die Verhältnisse der Sanatorien von seiten der Steuerbehörde möglich geworden. Schon hatten wir gehofft, daß ein Eindringen in die Verhältnisse der Sanatorien von seiten der Staatsanwaltschaft möglich geworden sei. Aber ruhig Blut, da gibts nichts zu hoffen. Es gibt Fälle, in denen andere Rücksichten höher stehen müssen als die der Durchführung des Wortlautes eines Gesetzes. Vorläufig gilt es nicht die Taschen des Publikums zu schützen, sondern nur die Taschen der Sanatoriumsbesitzer. Was die Steuerbehörde unternimmt, mag gesetzlich sein, aber wenn sogar das Strafgesetz vor den Sanatorien halt macht, so ist ein Eindringen in die Verhältnisse der Sanatorien von seiten der Steuerbehörde eine grobe Ungehörigkeit. Oft schon hat diese Behörde das Geschäftsleben gestört, und zwar auf eine Weise, die fast so bedenklich war, wie das Geschäftsleben. Aber jetzt greift sie geradezu an das Menschenleben. Man höre:

Hier liegt noch etwas anderes vor. Das Aufsuchen von Sanatorien seitens der Patienten ist im Interesse der sorgfältigen ärztlichen Behandlung und der Durchführung der antiseptischen Maßnahmen bei Operationen dringend wünschenswert. Es besteht nun die Gefahr, daß die Ärzte, um sich dieser lästigen und nicht gerechtfertigten Kontrolle zu entziehen, es vermeiden werden, ihre Patienten in Sanatorien zu schicken, wodurch nicht nur die geschäftlichen Interessen der Sanatorien tangiert werden, sondern auch die Gefahr hervorgerufen wird, daß die ärztliche Behandlung nicht nach den neuesten Prinzipien der Wissenschaft erfolgt....

Das ist die zweite Gefahr. Wenn es ans Geld geht, soll's auch an das Leben gehen. Die Ärzte

werden es sich künftig überlegen, ihre Patienten sorgfältig zu behandeln! Dieselben Ärzte, von denen derselbe Liberalismus uns ununterbrochen erzählt, daß sie von 2—4 nichts anderes zu tun haben, als das Rezept Nothnagels vom guten Arzt, der auch ein guter Mensch sein soll, wenn er nicht geradezu ein guter Dichter sein will, zu verschreiben — dieselben Ärzte werden es sich künftig überlegen und ihre Patienten lieber draufgehen lassen, ehe sie eingestehen, wieviel Honorar sie einstecken! Hier zweifelt man, ob Druckerschwärze, die das Blendwerk fördert, nicht selbst nur eine optische Täuschung ist. Aber es steht gedruckt. Die Ambitionen eines Schuhabsatzjuden können noch so gedeutet werden, daß er eigentlich das Geschäftliche nur als Vorwand benütze, um uns zu seinem ethischen Ideal zu bekehren. Die Wissenschaft enthüllt mit herzbrechender Offenheit die Humanität als einen Vorwand für das Geschäft. Die Samariter werden es sich überlegen. Wenn die Steuerbehörde von den Ärzten verlangt, was das Gesetz verlangt, so verzichten sie auf die antiseptischen Maßnahmen. Es freut sie die ganze Wissenschaft nicht mehr. Wenn man auf der Durchführung des Wortlautes des Steuergesetzes besteht, so können sie die Durchführung der neuesten Prinzipien nicht garantieren. Wenn die antiseptischen Maßnahmen bei den Finanzoperationen nicht durchgeführt werden, so sind sie imstand und lassen ein Verbandzeug, das sie zum Glück ohnedies nicht fatieren müssen, im Bauch des Patienten zurück. Je sorgfältiger fatiert, desto schlampiger operiert. Ein Herzensschrei der von der Steuerbehörde verfolgten Humanität. Das Organ für die Interessen des in bedenklichster Weise gestörten Geschäftslebens hat ihn weitergegeben. Die Aufsichtsbehörde der medizinischen Moral hat ihn nicht mit der Erklärung beantwortet: Wir haben

mit den verbrecherischen Anschlägen der Horde, die sich auf Bahnhöfen von Hotellohndienern vertreten läßt, um der galizischen Zuckerkundschaft habhaft zu werden, und die ihre Beschwerden dem Ekonomisten anvertraut, nichts zu schaffen! Zeitungsherausgeber mögen vor der Störung ihres Geschäftslebens zittern und fürchten, der Staat werde eines Tages Mut bekommen und sich nicht mit der Bucheinsicht begnügen, sondern außer dem Gewinn aus Abonnement und Annoncen auch die nicht gebuchten Bestechungsgelder berechnen und die hinterzogenen Millionen der Korruption dem schmählichen Ergebnis einer Besteuerung der Prostitution endlich vorziehen. Wir Ärzte haben keinen unsauberen Ertrag zu verheimlichen! — Diese Erklärung hat die Ärztekammer keineswegs abgegeben. Ja, nicht einmal die weiteren Drohungen, mit denen wir auf dem Gipfel der Schamlosigkeit noch verweilen, haben die Standesvertretung zu einem Einschreiten bewegen können. Es wird nämlich dem Publikum mit dem »ärztlichen Geheimnis« die Hölle heiß gemacht. Denn die Steuerbehörde könne auf diesem Wege auch dazu gelangen, »diese gesetzlich statuierte Pflicht zu umgehen«, indem sie sich beim Sanatoriumsbesitzer oder gar beim Patienten selbst darüber informiert, von wem und wieviel gezahlt wurde. Aber da die Ärzte gesetzlich statuierte Pflichten bis zum Eindringen der Steuerbehörde und darüber hinaus sorgsam zu wahren wissen, indem sie erforderlichenfalls zwar das Leben, aber nie den Namen des Patienten, den sie ohne antiseptische Maßnahmen operiert haben, preisgeben würden, so könne das Publikum, soweit es auf die Ärzte ankommt, vollständig beruhigt sein. Dennoch aber lasse sich nicht leugnen, daß die Haltung der Steuerbehörde auch diese Gefahr heraufbeschwört.

Die Ärztekammer hat das Publikum auch über die Beruhigung noch nicht beruhigt und mit keinem

Ton verlauten lassen, daß diese Preßstimme nicht von der Meinung der Ärzteschaft, sondern von der Angst der Sanatoriumsseele inspiriert sei und daß hier nur jene Verworfenheit spreche, die die Medizin zu einem Hotelgeschäft macht, und jener Betrug, den ein System, an der Krankheit des Reichtums zu schmarotzen, von jeder Hemmung der Scham befreit hat. Aber die Ärztekammer kann einen Protest nicht wagen, weil sie nicht wissen kann, ob sie durch einen solchen Eingriff nicht edlere Teile verletzt. Und ob nicht wirklich in ihren Kreisen die Ansicht besteht, daß das ärztliche Geheimnis hauptsächlich das Geheimnis des ärztlichen Einkommens bedeute. Sie duldet ja auch, daß ein Entfetter Feuilletons schreibt, um den Konkurrenten auszuhungern. Daß also nicht nur schriftlich ordiniert wird, sondern im Wege der Zeitung auch der benachbarten Ordination die Patienten abgefangen werden. Sie duldet alles Mögliche und es kann wohl sein, daß es ihr gefällt. Vor ihr können es die Kapazitäten verantworten. Wenn aber die heutige Menschheit dereinst vor Gott stehen wird, so wird der Stand, der ihr dazu verholfen hat, einen schweren Stand haben! Ich empfehle alle jene, die Honorare einsacken, aber nicht Steuer zahlen wollten, der Nachsicht einer höheren Kontrolle. Und klage der arme reiche Mann, von dessen »Tuberkulose« hundert europäische Professoren gelebt haben, bis ihm ein japanischer Arzt einen Polypen aus der Nase zog, nicht zu schwer das endlose Gefolge jener an, die ihn marterten, weil sie auch leben wollten. Und Gnade dem Serumsünder, der zu einem kranken Kind geholt ward und da er sah, daß der arme Körper das Zaubermittel nicht behalten wollte und es umsonst war, wenigstens die zehntausend Kronen behielt, die man ihm rechtzeitig eingegeben hatte — dem Arzt! Wie? Sie wollen nicht, daß der Staat sich etwas davon nehme? Sie wollen lieber, daß einer am Blinddarm, der längst nicht dem Menschen gehört,

sondern dem Arzt, sterbe, als daß sie am Ausfluß eines extremen Fiskalismus zu leiden haben? Sie wollen den Patienten lieber dort morden, wo der Staat nicht hinsehen kann, als ihn unter Finanzkontrolle zu heilen? Ärger als Raubmörder, die erst morden, ehe sie rauben, wollen sie den Beraubten ermorden, um auch den Staat zu berauben? Sie wollen, daß ein guter Arzt lieber ein schlechter Mensch sei als ein guter Steuerzahler? Ich glaube, daß sie dereinst viel zu fatieren haben werden!

Juli 1913

Der Bilanz is schuld

Selbst in Österreich, wo doch wirklich alles wurscht ist, mußte man merken, daß es mit einer Einrichtung nicht so weiter geht: mit den Geschwornen. Mag man sich damit abfinden, daß alles, was in diesem Staate geschieht, letzten Endes auf Verwirrung, Teuerung, Anstände, Um- und Aufstände, Ramasuri, Pallawatsch und Pahöl abzielt, in diesem einen Punkte mußte auch der Blinde erkennen, daß man, um nicht vorwärtszukommen, keinen Umweg zu machen braucht. Wenn die Justiz sich selbst ernst nimmt — wir tuns ja nicht —, so hat sie sich unbegreiflich lange von einer fixen Idee des Liberalismus die Teilung der Gewalt mit jenen aufoktroyieren lassen, in denen die Richter mit Recht ihre Viktualienhändler und Fleischhacker erkennen müßten. Die Zumutung, daß diesen die Kunden in ihren Betrieb hineinpfuschten, möchte von ihnen mit Entrüstung zurückgewiesen werden. Das Essen ist schließlich auch eine Angelegenheit, die »alle angeht«, aber daß die Esser in die Restaurantküchen eindringen und den Köchen zeigen, wie's gemacht werden muß, weil sie ein »gesundes Empfinden« dafür haben, diese Sitte ist selbst in Wien unbekannt; man muß sich, mag auch die Eierspeis manchmal zu hart ausfallen, schließlich doch auf die Köche verlassen. Die haben es gelernt, und was sollten sie auf der Welt, wenn man sie nicht einmal kochen ließe? Weil das Essen jeden angeht, sollte das Kochen kein Fach mehr sein? Ja was soll denn eine Justiz, die nichts dagegen hat, sich im Bedarfsfall vom Laien-

urteil regulieren zu lassen? Die zugibt, daß sie den gesunden Menschenverstand als Ergänzung braucht? Oder die, anstatt für die Änderung eines schlechten Gesetzes zu sorgen, es jeweils von Unberufenen aufheben läßt? Endlich scheints ihr doch zu dumm zu werden, und im Herrenhaus sind kürzlich einige nicht mehr abzuweisende Richtigkeiten über den Wert einer Institution gesagt worden, die als liberale Wahngeburt länger gelebt hat, als Gespenstern von rechtswegen erlaubt ist.

Die Debatte war beiweitem nicht eindringlich genug, aber es reichte hin, um eine Presse, die selber dem freiheitlichen Aberglauben ihre Existenz verdankt, in Wut, oder wie sie meint, in Harnisch zu bringen. Ein Strafrechtsprofessor, der mit Recht auf die durch die Volksjustiz gewährleistete Freiheit der Schmutzliteratur hinwies und auch die geringe Zahl der Beleidigungsprozesse auf die Furcht des Klägers vor der Jury schob, wurde gefragt, ob er denn von den »massenhaften Verurteilungen wegen Vernachlässigung der pflichtgemäßen Obsorge, die doch immer Verfolgungen wegen Ehrenbeleidigung sind«, nichts wisse. Eine radikale Publizistik, die in den meisten Fällen die Verantwortung für Ehrenbeleidigung ablehnt, die pflichtgemäße Vernachlässigung der Obsorge auf sich nimmt und also für den eigenen Wirkungskreis die Geschwornenjudikatur längst aufgehoben hat, mag sich freilich dafür einsetzen, daß diese sonst bestehen bleibe. Aber weiß sie nicht selbst, warum sie so oft in die strikte Vernachlässigung jener Obsorge flüchtet? Warum sie die Sicherheit der geringen Strafe beim Bezirksgericht der geringen Sicherheit der Volksjustiz vorzieht? Sie hätte dem Strafrechtsprofessor antworten müssen, daß der Kläger nur dann die Jury zu fürchten hat, wenn er ein ethisches Interesse schützen möchte, und daß der Angeklagte, der sich in diesem Rechtszustand nicht sicherer fühlt, nur dann auf die Jury hoffen kann, wenn er ein

geschäftliches Interesse für seinen Angriff nachzuweisen vermag. Die Presse lügt, wenn sie verschweigt, daß keine ideale Absicht — des Angreifers oder des Beleidigten — Verständnis beim gesunden Menschenverstand findet, aber jede materielle Rücksicht — beim Beleidigten oder beim Angreifer — als ein berechtigtes Interesse geachtet wird. Freilich steht die Volksjustiz damit auf keinem tieferen Niveau als das höchste reichsdeutsche Gericht, das etwa aussprechen würde, ein Schriftsteller, der im öffentlichen Interesse den Schädlingen eines bestimmten Berufs mit Beweisen zusetzt, sei als Geschäftsstörer, als einer, der sich in Angelegenheiten mischt, die ihn nichts angehen, der Beleidigung schuldig, und ein Vertreter der Branche selbst, der aus Rache oder aus Neid dem Konkurrenten fälschlich unehrenhafte Dinge nachsagt, handle in Wahrung berechtigter Interessen. Aber dieser in der deutschen Justiz vorübergehend grassierende Wahnsinn kann eine Auffassung nicht genießbarer machen, deren volkstümlicher Reiz die Richtlinie der Geschwornenjudikatur für alle Zeiten bestimmt. Man kann sicher sein, daß die Beteuerung des korrupten Klägers, der Mann störe ihm das Geschäft, auf die zwölf Geschäftsleute, deren jedem ja dasselbe passieren könnte, wie eine Rechtsbelehrung wirkt und weit besser als die des Vorsitzenden. Und so gut wie die Beteuerung des korrupten Angeklagten, er habe nicht aus Überzeugung, sondern aus Gewinnsucht beleidigt, denn er sei Familienvater. Die »Frische und Ursprünglichkeit des Laienurteils« bewährt sich nie glücklicher, als wenn sie zwischen Ehre und Geld, zwischen Gesinnung und Erwerbssinn zu unterscheiden hat.

Die Lebensfremdheit der gelernten Richter mag zu jenen Rechtsgütern gehören, die zu schützen man dem Staat verbieten sollte. Aber es ist doch grotesk, daß die Rauchfangkehrermeister den Anspruch erheben, dem wahren Leben näher zu stehen. Im Handels-

gericht wird die fachliche Erfahrung der intelligenteren Berufsträger zur Mitwirkung am Urteil zugelassen. Im Strafgericht, wo man folgerichtig Weltmänner und Psychologen beisitzen lassen müßte, versteht es sich von selbst, daß die Gewürzkrämer sich ein Urteil über alle Materialien des Lebens bilden und es dem Juristen vorschreiben, dessen Berufswissen eben noch imstande sein soll, das Strafausmaß zu bestimmen. Den Ausweg, daß man, wenn schon die Praktiker zur Aushilfe gebraucht werden, wenigstens die Kompetenzen vertausche, würden sie ablehnen, denn die Hilf- und Wehrlosigkeit, in der sich heute der Vorsitzende einer Schwurgerichtsverhandlung befindet, ist tief unter der Würde jener Autorität, die heute das Verdikt fällt und jeden, der es kaum zum Mitglied eines Kegelklubs gebracht hat, zum Obmann eines Richterkollegiums erheben kann. In die Seelen einzudringen, in die der Zugang doch auch Juristen und Medizinern erschwert ist, läßt sich kein Unbefugter nehmen, und er ist überzeugt, daß es ihm eben deshalb gelingen muß, weil er es noch nicht versucht hat und weil es bekanntlich frisch von der Pudel weg am leichtesten geht. Welch drolligen Ausdruck diese Überzeugung finden kann, bekunden die zahlreichen Zuschriften, die jetzt die Presse von jenen Firmen erhält, die sich nicht nur als Inserenten, sondern auch, weil sie einmal Geschworne waren, zeitlebens als Zubehör der Justiz fühlen. Erfreulicherweise wird vor allem zugegeben, daß die Geschwornen »bei Delikten, die aus Gewinnsucht begangen werden, unerbittlich schuldig sprechen«. Aber sie verfolgen die Gewinnsucht nur zum Schutz des Gewinns und sie sprechen nur schuldig, wenn aus Gewinnsucht gestohlen, nicht, wenn aus dem gleichen Motiv beleidigt wird, denn sie schützen hier mit dem Freispruch wie dort mit dem Schuldspruch das Rechtsgut des Vermögens, und die strengste Verläßlichkeit, die ihr Urteil von persönlichem Vorteil unabhängig

macht, wird sie nicht vor einer allgemeinen Befangenheit in materiellen Fragen bewahren. Wie könnte es anders sein? Wie sollten sie, was jeden Tag ihres Lebens ausfüllt, für einen Monat verleugnen? Könnten sie's, sie hätten ihren Beruf verfehlt und man müßte ihrer Wirtschaft, ihrer Ware mißtrauen. Gewiß, sie werden nicht zögern, den diebischen Kommis zu verurteilen. Aber sind sie nicht auch stolz darauf, »bei Verbrechen aus Leidenschaft oder aus Not freizusprechen«? weil sie eben den bekannten Blick für das Leben haben? »Wir drangen in die Seele des Angeklagten ein und prüften uns lange, ob wir ihn zu den Deklassierten werfen sollten oder ihm die Möglichkeit geben sollten, ein neues, glückliches Leben anzufangen«, versichert einer, der ja wirklich fähig sein kann, über pekuniäre Erwägungen emporzudringen. Aber noch der bornierte Fachkriminalist, der einem jungen Burschen für den Raub von ein paar Kreuzern lebenslänglichen Kerker gab, steht sittlich über den Geschwornen von Leitmeritz, die einen jungen Burschen freisprachen, weil er eine Prostituierte für den Verlust von vier Kronen massakriert hat. Diese Geschwornen haben für ein Verbrechen aus Leidenschaft Verständnis gehabt und es als gerechte Strafe für ein Verbrechen aus Gewinnsucht belohnt. Welche Frische und Ursprünglichkeit des Laienurteils! Sie geht nie fehl, wenn sie über alle Härten der Kriminalität hinaus die Sittlichkeit schützen und alles Gesetz ihrem Haß gegen die Sexualität fügsam machen kann. Denn der unersättliche Fortschritt begnügt sich nicht mit den Satzungen, die sein elender Instinkt seiner feigen Bildung diktiert hat, er möchte sie noch jeweils auflösen, um dem erhöhten Stand der Kulturlosigkeit besser gerecht zu werden. Bildung ist dazu da, die engstirnige Sehnsucht zu kodifizieren. Eine Volksjustiz, von der sich die Lynchjustiz durch eine gewisse Regelmäßigkeit unterscheidet, möchte das »gesunde ursprüngliche

Empfinden« wiederherstellen, von dem doch reichlich viel in den Text geflossen ist. Sie möchte den Haß gegen Natur und Persönlichkeit überbieten und jenen Trieben freien Lauf lassen, deren Niederschrift sich die Bildung widersetzt hat: Sentimentalität der Gewinnsucht, Gewalttätigkeit der Schwäche. Hat einmal die Welt einen Fall wie den von Leitmeritz geschaut, wo die Ermordung einer Prostituierten als Abschluß ihres »Lebenswandels« und dieser als Strafausschließungsgrund für den Mörder gewürdigt, wo selbst die »Übertretung des Waffenpatents« für solchen Fall gutgeheißen wurde — dann müßte man meinen, daß die Bildung, die die Gesetze gemacht hat, nicht mehr danach begehrt, sie vom gesunden Laiengefühl anwenden zu lassen. Aber die Hoffnung wäre verfehlt, denn diese Bildung hat immer auch die Freiheit, die sie meint, zu wahren. Müßte der Fortschritt nach der Tat, die eine erwählte Bierbank vor seinen Augen vollbracht hat, in Reue umkehren, so trinkt er sich wieder einen Phrasenrausch an und vergißt, anstatt zu verzweifeln.

Mag die richtende Unbildung der Bildung, die sie eingesetzt hat, noch so sehr im Wesen widersprechen und ihr noch so wenig Ehre eintragen, so muß dennoch die im luftleeren Raum erdachte Errungenschaft mit den geistigen Mitteln jener Unentwegtheit verteidigt werden, aus der ihre Idee geboren wurde. Verteidiger übernehmen die Verteidigung und suchen uns glauben zu machen, die Diener des Staates seien lebensfremder als seine Spießbürger. Der »Wahrspruch der Geschwornen« ist dann »die Brücke zwischen dem gesetzten Recht und dem tausendgestaltigen Leben«, während — man erschrecke — »der grüne Tisch gleich einer Kluft zwischen dem Richter und dem Volke, das die Angeklagten liefert, klafft«. Im Vorstellungskreis dieser Leute lebt der Staat als der Feind, er allein als der Feind aller, und die Geschwornen seien berufene Richter, weil

sie »gegenüber dem Staate vollständig unabhängig« sind. Darum seien sie geeignet, »in politischen und Preßangelegenheiten zu urteilen«. »Ehrenwerte Richter«, meint ein Anwalt, dessen Scharfsinn die Unterstellung nicht revidiert hat, »sind ja froh, wenn man ihnen diese Angelegenheiten abnimmt, damit sie in keinen Pflichtenkonflikt kommen, in einen Pflichtenkonflikt zwischen ihrer Stellung und dem Rechte«. Geschworne werden gegen den Verdacht einer grundsätzlichen Befangenheit durch Unbildung, Parteipolitik und Erwerbssinn verteidigt. Berufsrichtern aber wird gleichmütig nachgesagt, daß sie einem Pflichtenkonflikt zwischen Gesetz und Interesse ausgeliefert sind, daß sie den Gehorsam als stärkeren Zwang fühlen als die Gerechtigkeit, und, ohne daß eine Ehrenhaftigkeit, die solchen Konflikt nicht kennt, auch nur angenommen wird, wird sie eben noch dort anerkannt, wo sie ihm ausweicht und ein Amt, dem sie nicht gewachsen ist, von vornherein ablehnt. Man hat freilich noch nicht gehört, daß die Untauglichkeit von Generalen zu dem Vorschlag geführt hat, ihre Posten im Ernstfall mit Geschwornen zu besetzen. Aber alle diese Gedankengänge sind von der Furcht eröffnet, daß ohne Geschworne jener billigste Radikalismus, der sich ausschließlich an der Regierung vergreift, verteuert werden könnte. Eine rabbinische Aufregung meldet sich zum Wort, wenn man ihr an »die Errungenschaften« rührt und eine ihrer Begriffshülsen kassieren möchte. Die Phrase, die stark genug war, ein unnützes Ding zu erschaffen, ist auch stark genug, es zu erhalten. In Österreich wird der Staat noch lange die Gefahr sein, ehe man erkennen wird, daß er in Gefahr ist, aber auch dann wird man noch überzeugt sein, daß die Geschwornen »unabhängig« sind. Man würde sich höchstens einer Reform fügen, die die Greisler durch Verwaltungsräte ersetzt, weil man sich von ihnen — bei gleicher Unabhängigkeit vom Staat — ein

feineres Verständnis für die standesgemäßen Delikte erhofft. Doch die Lebenskenntnis des Kleingewerbes versöhnt wenigstens durch jene natürliche Rankünе, die lieber die großen Diebe hängt, und wenn ein Greisler richtet, so ist es immerhin die Volkesstimme, die wir mit ihren vielen Nebengeräuschen schließlich als etwas Unabwendbares hinnehmen. Die Grammophonplage mit allen Platten einer eingelegten Intelligenz wäre ärger. Indes, selbst wenn diese Reform der Volksjustiz ein Ideal bleiben müßte, wenn die Abhängigkeit der Geschwornen von der Presse nicht zu sichern wäre, ihre Unabhängigkeit vom Staat ist schon heute ein so sichtbarer Vorteil, daß man mit dem zufrieden ist, was man hat, und ein Mehr purer Luxus wäre. Und das alles wird gegen einen Staat gesagt, wo alles von allem eher abhängig ist als vom Staat; gegen einen Staat, in dem jeder Klafter seine Nation und jeder Nachbar seine Individualität hat. Und es wird für Geschworne gesagt, bei deren Auslosung sich der Verteidiger zu allererst dafür interessiert, ob einer Jud oder Christ, Antisemit oder Freimaurer, Tscheche oder Deutscher, Christlichsozialer oder Alldeutscher, Hausherr oder Hausmeister, Cafétier oder Stammgast, Hammer oder Amboß ist. Hier, wo jeder an tausend Beziehungen hängt, wo leben und leben lassen einen Schlachtruf bedeutet, wo jene freibürgerliche Einheit der Abwehr gegen den Geist und der Neigung zum Geld, die in jedem Staate die Volksjustiz bedenklich macht, noch in ebenso viele Rücksichten splittert, als es Parteien, Vereine und Melangen gibt — spricht einer das Wort: »Ich bekenne mich als glühenden Verehrer der Geschwornengerichte.« Wohin eine Leidenschaft, die sonst nur zu einem Dichter oder zu einer Geliebten den Besessenen fortreißt, unter dem Druck der liberalen Redensart gelangen kann! Aber gelernte Richter, die nicht so heiß begehrt werden, haben bei allen Vorwürfen, die ihrer anmutlosen Schablone gemacht werden, einen Vorzug

und ein Recht auf Entschädigung. Man mag sie kaltstellen, wenn sie aufhören etwas zu taugen; man mag sie davonjagen, wenn sie den von liberalen Schwätzern berufenen »Buchstaben des Gesetzes« sinnlos befolgen; man mag die richterliche Unabsetzbarkeit antasten, um die Richter unabhängig zu machen. Sie sind es eher als die Geschwornen, weil die Abhängigkeit vom Staat noch immer die freieste unter den hiesigen Abhängigkeiten ist. Und sie haben ein Recht darauf, das, was sie gelernt haben, ohne den Beistand derer, die es nicht gelernt haben, auszuüben und den »Wahrspruch« nicht aus dem Munde dessen zu übernehmen, der den Blick fürs Leben und eine Pfaidlerei hat.

Über den Buchstaben des Gesetzes, der Schwarmgeister irritiert, sollten sich nur jene hinwegsetzen dürfen, die ihn lesen können. Ein Redner im Herrenhaus hat die Geschwornen juristische Analphabeten genannt und sie haben es als Beleidigung aufgefaßt. Jeder Fachmann, der bekanntlich schon im eigenen Fach ein Esel sein soll, ist aber im fremden Fach ein Analphabet, und wenn er das als den Vorwurf versteht, daß er überhaupt ein Analphabet sei, so ist er es. Auch dies ist durchaus nichts Unehrenhaftes. Es ist sogar etwas Sittliches neben einer ausgeliehenen Bildung, die den Geschwornen mit der Ermutigung beispringt, »sich nur ehrlich als Teil des Ganzen zu fühlen«: dann dürfe sich ihr Freispruch, »wenn er den gelehrten Richter noch so entsetzt, auf das kluge Rechtssprichwort der Römer stützen: Volenti non fit injuria«. Wenn die Kleingewerbetreibenden das Gesetz nicht besser anwenden, als die Leitartikler dieses Zitat, dann kann man es am besten anwenden auf einen Staat, der sich alles gefallen läßt und dem darum kein Unrecht geschieht. Ein Analphabet, der statt der Unterschrift drei Kreuze macht, ist besser als ein Freigeist, der anonym bleibt. Ein Salzburger Bauer steht kulturell berghoch über einem Wiener

Volkswirt. Ich würde aber doch glauben, daß es nicht nötig ist, Salzburger Bauern vom Pflug zu holen, auf daß sie einen Betrüger freisprechen und auf die Frage eines Gerichtsfunktionärs, warum sie denn das eigentlich getan haben, die Antwort finden: »Was wollts ös? Der hat ja nix angstellt, der Staatsangwalt hat ja selber gsagt: der Bilanz is schuld, der Bilanz müßt her!« Ich finde das nicht unsympathisch und ziehe den Sprecher jenem Staatsanwalt, der den Bilanz berufen hat, beiweitem vor. Aber ich bin nicht dafür, daß der Staat seine Steuerzahler mißbraucht und sie von den Plätzen, wo sie ihren Nutzen finden, an solche lockt, wo sie Schaden stiften. Und ich habe darin einige Erfahrung; denn nachdem ich einmal verurteilt worden war, weil ich einem Theaterdirektor vorgeworfen hatte, daß er die Stücke eines Theaterkritikers annehme, ja sogar durchs Repertoire »durchpeitsche«, hat ein Gerichtsbeamter aus dem Munde des Obmannes gehört, daß ein derartiges Ansinnen die Geschwornenbank gegen mich aufgebracht habe, und jener soll ein Fachmann gewesen sein, nämlich Riemenerzeuger. Und könnte sich dieses gesunde, ursprüngliche Empfinden sympathischer ausdrücken als in der Beschwerde, die das ‚Extrablatt' veröffentlicht, das Organ, welches durch seine blutigen Darstellungen die Mörder anregt, die später von den Geschwornen freigesprochen werden?

Ob die Geschwornengerichte ein Lotteriespiel sind oder ob dieselben was oder nichts taugen, entzieht sich meiner Beurteilung und gehört auch nicht hierher. Da ich aber wiederholt selbst die Pflichten eines Geschwornen ausüben mußte, sage ich dem ‚Extrablatt' für die Bemerkungen über den Grafen Pininski ganz ergebensten Dank. Freilich sind wir Geschäftsleute zumeist einfache, schlichte Leute, aber um Recht von Unrecht unterscheiden zu können, dazu brauchen wir keine juristische Bildung. Wir haben den Ernst des Lebens schon in frühester Jugend kennen gelernt und gar heute bei den schweren Zeiten haben wir alle schwer zu kämpfen, um allen Anforderungen, die an uns gestellt werden, nachkommen zu können. Mithin hat es der Herr Graf gar nicht notwendig, uns so von oben herab zu behandeln. Natürlich

scheint Herr Graf Pininski auch gar keine Idee zu haben, welche hohe Intelligenz dazu gehört, um als Geschäftsmann sein anständiges Fortkommen zu finden. Indem ich Sie gütigst bitte, diese meine Meinung in Ihrem Blatte zum Ausdrucke zu bringen, bin ich mit besten Empfehlungen Ihr ergebener . . . .

Ich sage: die Anforderungen, die an uns gestellt werden, bestehen einfach darin, daß wir ordentliche Ware zu liefern haben und keinen unordentlichen »Wahrspruch«; ob nun der Graf Pininski einkaufen kommt oder ein anderer. Andere Anforderungen werden nicht gestellt. Wenn hohe Intelligenz dazu gehört, um als Geschäftsmann sein anständiges Fortkommen zu finden, so wird einer ohnedies nicht so dumm sein, Betrügereien zu begehen. Recht oder Unrecht muß jeder unterscheiden können, weil er sonst auf die Anklagebank kommt. Aber daß er, wenn er es kann, deshalb auf die Geschwornenbank kommt, ist ein Unrecht. Unkenntnis des Gesetzes schützt nicht vor Strafe, reicht aber beiweitem nicht aus, das Urteil zu fällen. Und bei den schweren Zeiten ist es ein doppelt schweres Unrecht, Leuten, die ohnedies schwer zu kämpfen haben, auch noch das Richten leicht zu machen. Und es ist gewissenlos, sie durch einen vollen Monat, wo oft der Bilanz her muß, aufzuhalten, den Angeklagten seinem ordentlichen Richter, die Richter — die es sind, damit sie es nicht sind, und die es nicht sind, damit sie es sind — ihrem ordentlichen Berufe zu entziehen und nachträglich noch zu behaupten, einer sei deshalb berufen statt des andern Recht zu sprechen, weil er keinen Talar trägt, ihn aber geflickt hat.

Januar 1913

Verbrecherische Irreführung der Neuen Freien Presse

oder

Störung ernster Männer in der Erfüllung schwerer Berufspflicht

Wie kompliziert alles wird, wenn man eine Sache richtig und ernsthaft meint, und doch, was sind solche kleine Miseren gegen eine Wiener Schweinerei.
Anselm Feuerbach an seine Mutter, Nov. 1876.

Es gibt kaum eine absichtliche Entstellung, kaum eine Verdrehung, die in dieser Sache von der Presse nicht geübt worden wäre.
Bismarck, 1863.

Schon eine Annonce in der Presse war gemein, dann folgte ein Schmähartikel .... Darauf sagte ich, es habe mir einmal jemand geäußert, die Wiener seien behandschuhte Schustergesellen, ich hätte es damals nicht glauben wollen, jetzt wäre ich davon überzeugt.... Die Anfeindungen liegen lediglich am gänzlichen Mangel einer feinen Seelenbildung der hiesigen Menschen.
Feuerbach, Januar 1874.

Die Presse ist hier in Wien schlimmer, als ich mir vorgestellt hatte, und in der Tat noch übler und von böserer Wirkung als die preußische.
Bismarck, 1864.

Dazu haben die Leute hier eine Art Halbbildung, die hinderlicher wirkt, als man denken sollte. Gemein in der Gesinnung, loben sie das, was ihre Gesinnung ausspricht.
Feuerbach, Februar 1874.

Wenn jemand wie ich weiß, wie die Freiheit der Presse von prinzipienlosen gebildeten Männern, die den Wert der Wahrheit kennen oder doch kennen sollten, benützt werden kann, wie unendlich gefährlicher muß es dann sein, einen solchen Spielraum einem unerzogenen und nicht unterrichteten Volke zu gewähren.

Bismarck, 1887.

Wien ist voll von dekorativen Phrasenmenschen, denen man auf die Finger klopfen muß, indem man ihnen zu verstehen gibt, daß man sie nicht braucht.

Feuerbach, März 1874.

Sie (die Presse) befindet sich zum großen Teil in den Händen von Juden und unzufriedenen Leuten, die ihren Lebensberuf verfehlt haben.

Bismarck, 1862.

Noch habe ich Hoffnung auf Berlin, denn lange ertrage ich dies Leben unter Kanaillen nicht.

Feuerbach, April 1874.

Was die Zeitungen über mich schreiben, das ist Staub, den ich mit der Bürste abwische. . . . Sie begreifen, daß ich jetzt von der Presse nur noch mit ironischer Geringschätzung rede.

Bismarck, 1890.

Heutige Probe aus der Freien Presse, erstes Organ einer Weltstadt, so sprechen Lausbuben.

Feuerbach, Februar 1874.

Verbrecherische Irreführung der ‚Neuen Freien Presse'.

Wien, 23. Januar

Heute in der Nacht gegen ein Uhr wurde einer unserer Nachtredakteure an das Telephon gerufen. Ein Mann meldete sich am Telephon und behauptete, daß er der Neffe unseres Korrespondenten in Mährisch-Ostrau sei und in dessen Auftrage uns die Nachricht über eine Explosionskatastrophe in einem Gaswerk von Schönbrunn (Schlesien) mitteile, da unser Korrespondent auf dem Schauplatze der Katastrophe sich befinde. Der Korrespondent der ‚Neuen Freien Presse' in Mährisch-Ostrau steht seit dreißig Jahren in Verbindung mit dem Blatte und hat sich immer als verläßlich erwiesen. Die Nachtredaktion hat daher keinen Anstand genommen, diese ihr so übermittelte Meldung zu veröffentlichen. Jetzt stellt sich heraus, daß ein Betrüger in sträflicher Weise den Namen unseres Korrespondenten mißbraucht und das Blatt irregeführt hat. Nachdem in der letzten Zeit wiederholt

Versuche, das Blatt irrezuführen, in der bübischesten Form unternommen wurden und hier ein Fall vorliegt, der unzweifelhaft eine Handlung gegen das Strafgesetz (§ 308, Verbreitung falscher, beunruhigender Gerüchte) begründet, haben wir sofort die Anzeige bei der Polizei gemacht, damit der Täter ermittelt und der verdienten Strafe zugeführt werde. Wir glauben, es werde der Polizei nicht besonders schwer fallen, den Schuldigen zu finden. Die Verfolgung dieser bübischen Handlung ist schon deshalb notwendig, weil sich die Konsequenzen der Irreführung gar nicht absehen lassen. Die vielleicht in Wien oder in anderen Teilen der Monarchie lebenden Angehörigen der in den Werken von Schönbrunn beschäftigten Arbeiter und Beamten werden durch diese Ausstreuungen geängstigt und könnten einen sehr ernsten Schaden an ihrer Gesundheit erleiden. Die nichtswürdigen Müßiggänger, die genau wissen, daß die Hast der Redaktionsarbeit in der Nacht am größten ist, benützen diese Gelegenheit, um ernste Männer, die ihre schwere Berufspflicht erfüllen, zu täuschen. Schon diese Kenntnis der technischen Verhältnisse gibt der Polizei den Fingerzeig, wo sie das Nest aufstöbern kann, damit die gesamte Presse der Monarchie den nötigen Schutz vor solchen verruchten Bübereien finde.

Wenn man dem Wiener, dieser Kreuzung aus einem Wiener und einem Juden, dieser unklaren Lösung eines Rassenproblems, diesem verzeichneten Zweifarbendruck, dieser an die Luft geklebten Vordergrundsfigur, dieser schlechten Perspektive von Raum und Zeit, diesem Dreizehner am Tisch der Kultur, dieser einzig fühlenden Larve, in deren Brust zwei Seelen, die eines Friseurs und die eines Friseurkunden ein Friseurgespräch führen, diesem stets die Ehre habenden und nie zeigenden, stets die Ehre nehmenden und nie behaltenden Intimus, diesem Wahrzeichen der Lüge, diesem von den Idealen abschreckenden Beispiel, diesem Bauchjesuiten, dem die Lebensmittel den Lebenszweck heiligen, diesem Gourmand einer Henkersküche, dem noch die Schande mit Mehl eingebrannt ist, diesem Harlekin der Phrase, dieser Spießrute der Persönlichkeit, diesem Spalierbildner der Persönlichkeiten, diesem Sowiesokenner der Kunst und diesem Ehschowisser der Gottheit — wenn man dem Wiener die Uhr der Zeit ans Ohr hielte: er lobte ihren Deckel und nähme sie in den Mund. Und wenn man ihm sagte, die vom

Stefansturm sei gestohlen worden, er würde nachdenklich und riefe dann: »Das hat der Fackelkraus getan!« Völkerschaften, die wieder auf dem Wege sind, zum Urschleim zurückzukehren, haben das Bedürfnis, sich einen Träger aller Verantwortung vorzustellen, dem sie mit einem zärtlichen Gemisch aus Bewunderung und »Ich möchte nicht in seiner Haut stecken« alle Schlechtigkeiten zurechnen, an die sie nicht hinanreichen. Ein Fabelwesen, das es nicht unter seiner Würde finden darf, die Gemeinheiten zu begehen, die man in Wien bestaunt. Sie spüren, daß eine dunkle Macht sie wieder dorthin reißt, wo die Schlamperei aufhört und das Chaos beginnt. Aber wenn ihnen unterwegs das Geldbörsel abhanden kommt, so sagen sie noch im Schwindel der Sinne: »Das hat der Fackelkraus getan!«

Die Fähigkeit, in der Wüste zu predigen, scheint die Kameele in Massen herbeizulocken. Und taube Ohren, denen man »Marsch!« kommandiert, hören immer — also das Gegenteil. In den letzten Tagen war mir der Weg über gewohnte Wiener Plätze, den auch sonst ein vermaledeiter Ruhm zum Spießrutenlauf macht, eine jener chinesischen Foltern, von denen man wünschte, sie seien in Europa schon obligat. Wer nur ausgeht, um den Lebensnotwendigkeiten zu genügen, weil er auf dem Schreibtisch nicht kochen kann, und wer deshalb zum Opfer der Spaziergänger wird, ist beklagenswert genug. Wer sich den Schnupfen holen muß, weil eine Karawane in der Drehtür stehen bleibt, um sich, ein Stück nach dem andern, umzudrehen und mit Fingern auf die Sehenswürdigkeit zu zeigen, der möchte mit dem leibhaftigen Kanalräumer tauschen, der einzigen Persönlichkeit, welcher es restlos gelingt, im großstädtischen Leben Wiens unterzutauchen. Wer aber dafür, daß das Leibblatt dieser Kulturschicht dem Idiotenscherz aufgesessen ist, irgendwo gebe es 40 Tote, während es in Wahrheit diese 40 Toten

nicht gibt — wer dafür allerorten seinen Namen hören muß, dem wäre es lieber, daß einer statt der vierzig nicht gelogen wäre oder wenigstens zwei Millionen andere. Gesprächstoff zu sein, und in Wien, ist eine Tortur, die sicher die letzten Reste jener »Eitelkeit« austreibt, die einem in denselben Gesprächen zum Vorwurf gemacht wird, o mehr: sie zwingt vor dem Philister auf die Knie und läßt für jeden Gedanken um Gnade bitten. Der heilige Geist selbst würde sich zur Last, wenn er sähe, wie ihn diese Bekenner verstehen. Denn die hier glauben, daß meiner Zeitfeindschaft vierzig Tote genügen, und spüren nicht, um wieviel mörderischer es ist, vierzig Lebende zu erfinden. In der Auffassung, die ich mit der Unmittelbarkeit alles Wienerischen erleide, spricht sich die Hoffnung aus, ein Alpdruck werde als Eulenspiegel mit sich reden lassen. Und das Niveau der Gefoppten mißt sich noch an dem, was sie als Eulenspiegelei belachen oder verwünschen. Und die kummervollen Gesichter betagter Abonnenten, die um den Stammtisch sitzend ihr »Weit gebracht!« murmeln, sind leichter zu ertragen als die mißverständnisinnig begeisterte Jugend. Welche Enttäuschung, wenn ich den Entrüsteten zustimmte und den Entzückten absagte! Sie hatten zuerst nichts verstanden: nun aber würden sie sich nicht auskennen. Man muß die Köpfe immer noch mehr verwirren. Man muß kreuz und quer im Weichbild dieses Gehirnlebens herumtreten, bis sie es aufgeben, einen Text durch Lektüre zu mißbrauchen. Nein, ich habe nie einer alten Tante vierzig Maikäfer ins Bett praktiziert, und gar tote. Was ich getan, gesagt und gewollt habe, war anders:

Hier im Hause lebt etwas, was anderwelts nur ein Dienstbote des Lebens ist, als Herrschaft. Hier im Haus ist die Presse das Leben selbst und in dieser Verdoppelung der Selbstmord des Lebens. Hier im Haus ist der Abort des Lebens zugleich

das Speiszimmer. Das ist bequem, aber nicht gesund. Das vollkommenste Beispiel dieser furchtbaren Kongruenz heißt Neue Freie Presse. So etwas gibt es auf der ganzen Welt nicht wieder. Anderwärts rufen sie den Dienstboten, wenn sie ihn brauchen, und er ist zuweilen frech. Nie wächst er der Herrschaft über den Kopf. Sie entläßt ihn und sie hat viele Diener, die gut und schlecht parieren. Dort zeigt die schlechte Presse, wie schlecht das Leben ist, aber sie hat nicht Macht, es zu verschlechtern. Hier im Haus begann der Dienstbote mit der Herrschaft zu plauschen und sie lauschte ihm, während im Haus der Staub fingerdick lag, und er plauschte sie schließlich zum Haus hinaus. Das vollendetste Beispiel dieser Usurpation, dieser Besitzergreifung der Werte durch Worte heißt Neue Freie Presse. So etwas gibt es auf der ganzen Welt nicht wieder. Denn so etwas enthält die ganze Welt. Umfängt sie und plaudert ihr aus der Tasche das Geld, und den Geist aus dem Kopf und aus den Knochen das Mark. Solche Macht mag kleiner sein als die des Staates: sie ist doch größer als die der Welt. Sozialkritisch überschätzt mein Blick diese Verhältnisse; kultursatirisch kann er sie nicht hoch genug überschätzen. Ich sehe einen apokalyptischen Galopin die Vorbereitungen zur Weltbaisse treffen, den Sendboten des Verderbens, der die Vorhölle der Zeitlichkeit überheizt. Ich sehe den Träger des vollkommensten Hethiterprofils die aufgewärmte Rache seines Gottes zubereiten. Und da ich es so sehe, so alles Grauen der Gottlosigkeit durch höchstes Gebot im unreinsten Gefäß gemischt sehe, kann mir der Einwand, daß ich »die Druckfehler der Neuen Freien Presse korrigiere«, nicht viel anhaben. Ich weiß, was der Tag wert ist und in welchem Glas seine Strahlung am grellsten. Ich weiß, wo der Geist krepiert und wo sein Aas, die Phrase, den Hyänen am besten mundet.

Ich bin nicht da, um von solchen Szenen durch Scherze abzulenken. Sondern ich muß Scherze machen, um kurzsichtigen Zeugen diesen Anblick zu erleichtern. Anders glauben sie's nicht. Darum sage ich: So wahr eine falsche Nachricht über vierzig Tote kein Ulk ist, so wahr ist ein Ulk, der einen Mord an der Kultur entdecken hilft, ein Ulk gegen »ernste Männer, die eine schwere Berufspflicht erfüllen« eine Tat, würdig des ernsten Mannes, der eine schwere Berufspflicht erfüllt. Der Zivilingenieur Berdach, den ich aus der Glockengasse geholt habe, und der Dr. ing. Erich R. v. Winkler, der seinem Beispiel gefolgt ist, aber ihn an verruchtem Fachwissen übertraf*), die politischen Jüdinnen, die ich aus voller Brust den Wahlsieg bejubeln ließ: sie sind lachende Märtyrer einer banalen Meinung, die ärgerlich oder vergnügt die Möglichkeit zugibt, einen großen Meinungsbetrieb zu dupieren. Sie feiern nicht den billigen Triumph über den einzelnen Redakteur, dessen Unwissenheit oder Leichtgläubigkeit wohl der unerheblichste Gegenstand einer kulturkritischen Beweisführung wäre, aber sie opfern mit bewußter Unerbittlichkeit das Einzelschicksal des unvorsichtigen Schmocks dem höheren Zweck: zwischen dem Anspruch einer gehirnerpresserischen Macht und der Leistung der Unverantwortlichen, von der er bezogen wird, den sichtbaren Abgrund zu öffnen und eine Offenbarung auf das Gewimmel der Nebbichs zu reduzieren, auf die sie sich selbst beruft, wenn sie eine Entschuldigung nötig hat. Die Kluft zu zeigen zwischen einem frechen Plural der Majestät, der sinnbetäubend im heutigen Staat Gott und dem Kaiser den Kredit abgeluchst hat, und einem Dutzend zerknetschter Singulare, die, anstatt ihre Suggestion für Hosenträger und Zahnbürsten einzusetzen, sich auf den anonymen Hausierhandel mit Kulturgütern geworfen haben. Die

*) Sein Erfinder ist der Ingenieur Arthur Schütz.

Entschuldigung der gehetzten »Nachtredaktion« wird eine höhere Gerechtigkeit, als die des eigenen Forums, der blamierten Zunft nicht hingehen lassen. Wer zwingt denn diese Leute, eine Nachtredaktion zu halten? Ernste Männer, die nachts eine schwere Berufspflicht erfüllen, sind die Gewölbwächter, aber nicht die Nachtredakteure. Die Gewölbwächter haben aufzupassen, daß nicht eingebrochen wird. Sie würden in der Erfüllung ihrer schweren Berufspflicht gestört, wenn man ihnen eine authentische Zeitungsnachricht mitteilte. Nachtredakteuren zu erzählen, daß eingebrochen wurde, wenn es doch nicht geschah, ist eine Büberei und eine Dummheit. Nachtredakteuren zu erzählen, daß um diese Zeit auch Grubenhunde zu schlafen pflegen, mag eine Herzlosigkeit sein, aber sie kann so gut der Befreiung des Volkes dienen wie ein politischer Mord, dessen Verüber es am wenigsten darum zu tun war, einen Regenten um die Gage zu bringen. Doch wer wäre denn lieber als ich geneigt, selbst die Journalisten unter die ernsten Männer zu zählen, die eine schwere Berufspflicht erfüllen, und sie gegen eine Störung in Schutz zu nehmen? Der es nicht glaubt, hat nie gewußt, daß alle Verachtung, zu der ich je gegen den schmarotzerischen Mißbrauch des Geisteslebens aufgereizt habe, einzig dem Zwecke gelten sollte, das journalistische Gewerbe im Rahmen seiner Pflicht als einen sozialen Beruf zur Anerkennung zu bringen. Was will ich denn anderes, als daß sich die Leute, die diesem Beruf angehören, so nützlich machen wie die Abortfrauen? Die Trennung des Prinzips der Bedürfnisanstalt von den Goldfischen, die dort gehalten werden — was will ich denn anderes? Was will ich denn anderes, als die Reinigung des Nachrichtendienstes vom Geist? Als daß ein meldender Bote uns nichts vorschmusen soll? Uns nicht mit Stimmungen behellige und nicht der Literatur unendlichen Schaden zufüge, die wir mit einem Bericht verwechseln, seit der Bericht

Literatur wurde? Worin denn sehe ich den Ruin der geistigen und den Ruin einer sozialen Notwendigkeit als in dieser ruchlosen Vermischung? Um diese vor Blinden ad absurdum zu führen, habe ich in dringenden Fällen zu dem Mittel gegriffen, den Vertretern solch furchtbarer Unsauberkeit zu zeigen, wie man das konsequent betätigt und was da füglich herauskommt. Um ihnen den schamlosen Wahn abzugewöhnen, daß sie dem Volk außer der Mitteilung, wo's gebrannt hat, auch zu schildern haben, wie's gebrannt hat, und wer dabei war, daß sie außer Tachles auch Schmonzes zu bringen haben, außer dem Ding das Ornament, außer der Tatsache die Phantasie; und um zu zeigen, wohin eine Hybris führt, die dem Lokalreporter noch extra die Wissenschaft zur Verfügung gestellt hat — habe ich die Anziehungskraft von Fremdwörtern wie »Bussole« erprobt und ward Grubenhunden aus dunklem Schacht ans Licht verholfen. Und um zu zeigen, was die Fortschrittsbesessenheit jenes Größenwahns imstande ist, der nur eine Verfettung des Familiensinnes bedeutet und Erdbeben und Wahlsiege vom Standpunkt der Mischpoche betrachtet, habe ich aus Berdachs Gattin jene Megäre gemacht, die auf politische wie seismische Erschütterungen mit dem gleichen Aufschrei reagiert und die restlose Umsetzung der Presse in ein jüdisches Hausweib darstellt. Bei Gott! ich hab's wahrlich getan, und es ist beim Teufel nicht das Schlechtste, was ich in meinem Leben getan habe. Mag Mitteleuropa mit allen Erdbebenwarten, die jenes Heft ihrer Bibliothek einverleibt haben, sich nur der Spaßhaftigkeit solcher Dinge bewußt werden; mag ein dumpfer Ruf, der wie »Grubenhund!« klingt, mich nach allen Vorlesungen in Österreich wie in Deutschland zu einer »Zugabe« ermuntern wollen; mag mir selber die Popularität solch leicht erfaßter Stofflichkeit zuwider sein — ich muß in diesem Echo doch den Hilferuf eines ver-

schütteten Kulturgefühls erkennen, der noch dem kommenden Geologen dieser Papierperiode hörbar sein wird.

Ist nun das Begriffsvermögen durch die Geistigkeit der Zeitung bereits dermaßen gelähmt, daß man wirklich glaubt, meine Tendenz sei es nicht ausschließlich, die Geistigkeit der Zeitung ad absurdum zu führen? Meine Tendenz sei, ihr auf dem rechtmäßigen untersten Gebiet, auf das ich sie selbst hinunterstoßen möchte, Fallen zu stellen und einen pflichtbewußten Boten mit falschen Nachrichten zu hänseln? Glaubt man wirklich, zwischen dem Einfall, der die vorhandene Frechheit des journalistischen Treibens durch eine übertreibende Fiktion straft, und der Erfindung einer Nachricht, die wahr sein könnte, aber deren Unwahrheit Verlegenheit schafft, sei nur ein gradueller Unterschied? Und wenn der Spaßvogel, der sich ans Telephon stellte, um dem ernsten Mann in der Nachtredaktion eine ernste, aber falsche Nachricht einzuflüstern, aus einem Antrieb gehandelt hätte, der nicht zu weit von der kultursatirischen Tendenz der Berdach und Winkler entsprang, und wenn er, um eine Anstalt für »Methanerzeugung« etablieren zu können, vierzig Tote dazu erfinden, also sich des gemeinen Mittels der journalistischen Sensation bedienen mußte: führt diese Tat nicht noch immer eher den Journalismus ad absurdum als meinen Gedanken? Zeigt sie nicht die entwertende Tendenz einer Zeit, die noch die zeitfeindliche Satire zum Kitsch degradiert? Und zu der üblen Idee verunstaltet, sich unter Erschleichung einer Autorität, nämlich der des Mährisch-Ostrauer Korrespondenten der Neuen Freien Presse, an die auf Alarm lauernde Nachtredaktion zu wenden, anstatt bei vollem Tageslicht durch den Brief eines unbekannten Privatmannes die Unwissenheit des gesamten Personals in die Schranken zu fordern! Wenn ich mich ans Telephon stelle und nach Erledigung der Formalität »Semmering

ruft« die Stimme des Herrn kopiere, so kann ich durchsetzen, daß morgen über mich ein Leitartikel erscheint, der mit den Worten beginnt: »Der Blitz hat ihn getroffen.« Wenn ich als Chefredakteur von Köpenick gar ein Maskenspiel treibe, kann ich von der Länderbank die Pauschalien für 1913 einkassieren. Aber ein treuer Grubenhund würde bei solchem Wandel der Zeiten und wenn sein Herr so tief herabkäme, den Schweif hängen lassen, und in der Glockengasse wüßte man, wie viel's geschlagen hat. Was haben ingeniöse Köpfe wie Winkler und Berdach vollends mit Nachrichten zu schaffen, die auch wahr sein können? Sie erfinden; sie lügen nicht. Eine Tatsache ist zunächst wertlos und muß mindestens wahr sein, um einen nicht lebensüberdrüssig zu machen. Kann man sich wirklich eine Hohnfalte vorstellen, in der der Triumph Platz hat: »Ihr habts gebracht, daß vierzig tot sind, und es ist gar nicht wahr, etsch!« Sind Unvorsichtigkeit und Leichtgläubigkeit jene Übel, welche man an der Publizistik einem Publikum zu zeigen hat, das durch ihre Vorsicht und ihre Gewitztheit weit ärger betrogen wird? Ist selbst die Tendenz, die Nachrichtengier einer Redaktion bloßzustellen (die, um den Hereinfall nur ja sicher und allein zu haben, lange vor meiner Zeit, den falschen Matrosen der untergegangenen »Bourgogne« bewachte und in »Venedig in Wien« spazieren führte), eine des ernsthaften Spaßvogels würdige Absicht? Spaßvögel mit seriösen Absichten dürfen viel eher hinter dem Rücken der Redaktion, am Annoncenteil sie züchtigen als ihr Lügengesicht mit einer Sensation schminken, die der Zeitung nur hilft, die Fülle toter Wahrheiten durch eine Unwahrheit zu beleben. Nicht das Moment des letalen Ausgangs macht die Angelegenheit peinlich. Vierzig Geburten einzuschmuggeln, wäre ebensowenig ein Gedanke, und schon jene eine, die sich jüngst als »Eisenbahnbeschwerde«

zutrug, war auch dem Humor nach eine Fehlgeburt und wurde für meinen Zweck erst durch die Nachwehen der amtlichen Untersuchung gerettet. Solche Einfälle in Feindesland schmecken weniger nach Dynamit als nach Konkurrenz und sind nur auf dem gleichen Niveau verständlich, nur auf dem der Berufsgenossenschaft möglich. Denn wenn auch die Entrüstung jetzt eine scheinbare Gemeinsamkeit herstellt, weil der Scharfsinn hinter dem falschen Ostrauer mich zu erkennen glaubt, so schafft doch der Ehrgeiz der Nachrichtenfänger Sonderinteressen, die sich ganz gewiß auch bis zu dem Herzenswunsch versteigen, den unersättlichen Konkurrenten nach einer falschen Sensation schnappen zu lassen oder doch an ihr hängen zu sehen, ja sogar bis zu der Initiative, dazu beizutragen. Der Journalismus älterer Tage brachte noch den Einfall auf, das Fremdenblatt mit der Nachricht hineinzulegen, daß die Gemeinde von Reichenau die Abtragung der Rax beschlossen habe, um dem Erzherzog Karl Ludwig die Aussicht von seiner Villa auf das flache Land zu ermöglichen. Die neuen Reporter bringen es kaum über eine glaubhafte Lüge, um einander das Geschäft zu verderben. Es ist so toll, zwischen solchem Professionshumor und meiner Perspektive einen Zusammenhang herzustellen, mich solchen Eingriffs für fähig zu halten oder mindestens zu sagen, der Täter sei das Opfer meiner Verführung und die Tat die Schuld meines Beispiels — daß man mit ebensovielem Recht mich des Mordes anklagen könnte, den einer unter dem Eindruck eines lebensfeindlichen Aphorismus von mir beginge, oder gar der Kastration eines Literarhistorikers, weil einer die metaphysische Gutheißung dieser Prozedur als Auftrag verstanden hat. In Wahrheit steht die Angelegenheit so, daß in einer schlechten Zeit ein guter Verführer das Opfer eines bösen Verführten ist und daß ich dem Mann, der durch die Erfindung einer Nachricht ein freiwilliges Lügenblatt ins Recht

setzt und dem Pathos, das auf die Büberei zeigt und die Kultursatire meint, die Teilnahme von Mißverstehern und Übelwollern sichert, am liebsten Schweiggeld gegeben hätte — wie ich denn überhaupt, wenn ich über Reichtümer verfügte, sie ausschließlich dazu verwenden wollte, die Blätter vor der Publizierung von Dingen zu bewahren, die mich zur Vergeudung meiner satirischen Mittel zwingen. Ich würde den Zeitungen viel Unsinn ersparen, ihn nur nach Maßgabe meines Raumes und meiner Zeit zulassen, und ich wäre viel mehr für den Schutz des Nachrichtendienstes besorgt, als sie selbst in ihren wachsamsten Nächten und in ihren heuchlerischesten Tagen. Denn es ist doch wohl die schofelste Komödie von der Welt, wenn Institute, die von der Fälschung aller erreichbaren Tatbestände und von der Fabrikation aller erdenkbaren Erfindungen leben, von denen jedes eine fette Lüge einer magern Wahrheit vorzieht und eins dem andern nur die Enten gönnt, die es selbst verschmäht hat, mir ein Interesse an der Trübung ihres Schlammes zuschreiben. Und diese solidarische Frechheit wagt sich vier Wochen nach der Affäre Prochaska auf die Gasse. Ein kurzer Mond; bevor die Schuh verbraucht, womit sie zum Auswärtigen Amt liefen, um nichts zu erfahren und dann zu melden, der Konsul Prochaska sei ermordet. Ein Diebsblatt, das noch nie mit einer Originalnachricht aufgesessen ist und die notwendigsten Lügen sich erst durch Nachdruck ohne Quellenangabe verschaffen muß, dasselbe Neue Wiener Journal, das sich jetzt über die »böswilligen Irreführungen der Journalistik« mitbeklagt, hat damals als erstes in Plakatlettern einer in Kriegsfurcht bebenden Öffentlichkeit die Sensation von der Ermordung des Konsuls Prochaska verkündet und die Angst in eine Panik verwandelt. Der Vogel, den es endlich einmal abschoß, war eine Wildente, deren Genuß uns wohl etliche der ungezählten Millionen kostet, die das Fest jener Tage auf der Rechnung hat. Wie aber war

diese Ente in die Nähe des wilden Diebes getrieben worden? Welche nichtswürdigen Müßiggänger haben die Gelegenheit benützt, um ernste Männer, die ihre schwere Berufspflicht erfüllen, zu täuschen? Gab damals einer der Polizei den Fingerzeig, wo sie das Nest aufstöbern könnte, um die gesamte Presse der Monarchie und vor allem die gesamte Bevölkerung vor solchen verruchten Bübereien zu schützen, durch die zwar nicht die Angehörigen der Arbeiter in den Schönbrunner Gaswerken, die es nicht gibt, wohl aber die Angehörigen der österreichischen Monarchie, die es noch immer gibt, geängstigt wurden und in ihrer Gesundheit geschädigt werden konnten: also vor einer Verbreitung falscher, beunruhigender Gerüchte, auf die der § 308 einmal wirklich zutrifft und die dem Staate einen Millionenschaden zugefügt hat? Hat damals ein flinker Strafrechtsprofessor sein Gutachten abgeliefert und mit kerkermeisterlicher Miene Tatbestände berochen? Hat man Protokolle aufgenommen und auf die Täter hingewiesen, damals, als »die Kenntnis technischer Verhältnisse« recht wohl eine Fährte für die gerichtliche Untersuchung geben konnte? Denn es war ein interner Ulk der journalistischen Kollegenschaft. Eine Katastrophe Österreichs war ein Aufsitzer von Blatt zu Blatt. Die Kriegskorrespondenten spielten Sechsundsechzig und die politischen Redakteure, die daheim saßen, arrangierten eine Niederlage des Lippowitz. Und zwar so: Der offiziöse Szeps sprach telephonisch mit dem Auswärtigen Amt und hörte und wiederholte, was er nicht schreiben durfte. Die Toilette-Berichterstatterin, die daneben saß, hörte und trug es ihrem Gatten zu, der in jenem Blatte wirkt, wo der Nachdruck keine Quelle kennt und die Sensation keine Rücksicht. Als aber der offiziöse Szeps merkte, daß seine Telephongespräche sich pünktlich in die Belgrader Originaldepeschen des Neuen Wiener Journals verwandelt hatten, stellte er den Unfug nicht ab,

sondern führte von jetzt an tote Telephongespräche. Eine falsche, jedoch beruhigende Nachricht, die so zustandekam, soll der Neuen Freien Presse überlassen worden sein, die gern »entspannt« und die schwierige russische Sprache à la hausse übersetzt, aber nicht Phantasie genug hat, eine Entente mit Petersburg selbst zu erfinden. Die Verschärfung und Zuspitzung der Lage jedoch fiel dem Lippowitz zu. Und nachdem jener offiziöse Spaßvogel eines Tages vor der Telephonmuschel den entsetzten Ausruf getan hatte: »Was Sie nicht sagen, Herr Hofrat! Prochaska ermordet?«, las er es am andern Morgen im Neuen Wiener Journal. Eine Mordshetz! Noch weit amüsanter als die wirkliche Benützung des Telephons für eine falsche Nachricht über vierzig Tote. Beunruhigender, aber lustiger. Druckerschwärze schafft eine Atmosphäre der Unverantwortlichkeit, die harmlose Leute zu Schurkentaten treibt. Druckerschwärze in der Hand einer weibischen Zeit ist Vitriol gegen Alles. Den größern Schaden am Geist sieht der Staat nicht und den großen Schaden am Staat wagt er nicht zu vermeiden. »Was das Schwert uns gewonnen hat, wird durch die Presse wieder verdorben«: hat Bismarck erkannt. Und die Presse habe »die drei letzten Kriege veranlaßt«. Und »jedes Land sei auf die Dauer doch für die Fenster, die seine Presse einschlägt, irgend einmal verantwortlich«. Und »manches, das in den Zeitungen steht, ist denn doch wahr, wenn auch nicht alles«: hat Bismarck erkannt. Er hat den Fall Prochaska nicht einmal geahnt. Er war ja auch schon tot, als sie in sein Sterbezimmer eindrangen, um die Nachricht zu kriegen. Er hat die Entwicklung nicht erlebt, die die entwickelte Technik und die entwickelte Schamlosigkeit dem Journalismus gegönnt hat. Und die entwickelte Standesehre, die Ehre dieses Standes, erbricht sich in Entrüstung, und diese Standesgenossenschaft entdreistet sich, die Polizei zur

Sicherung ihres Nachrichtendienstes, ihres Gottesdienstes, herbeizuwinken. Und das ‚Extrablatt', das Interviews mit sterbenden Kindern bringt, aber in Bezug auf die biographischen Daten der goldenen Hochzeiter dupiert zu werden fürchtet, tut auch mit. Und eine Industrie beklagt sich, von der man annehmen müßte, daß sie zunächst durch ihre komplizierte Technik der Erpressung die Strafrechtslehrer interessiert und dann erst wegen der Mystifikationen, nämlich wegen jenes notorischen Nachrichtenbetrugs, den sie selbst begeht. Denn gibt es — Herr Professor Löffler denke nach — im weiten Bereich, den die Phantasie der Habgier durchmessen kann, eine Fälschung, die »ein sehr großes Unternehmen wie die Neue Freie Presse« nicht schon versucht hätte oder doch zu versuchen imstande wäre? Müßte nicht ein Strafrechtslehrer, der früher Richter war — Herr Löffler besinne sich — mit Ekel die Aufforderung abschütteln, ein Gutachten jenem Interessenten zu liefern, mit dem er doch nur als dem Objekt kriminalistischer Untersuchung sich einlassen könnte? Denn es ist wohl nicht denkbar, daß die Karriere eines Juristen erst gemacht, nicht abgeschnitten würde, der jenem sehr großen Unternehmen seine Gutachterdienste leiht, das in der Zeit der Wagner-Hetze in Bayreuth die Blattern ausbrechen ließ, dem also eine Verbreitung beunruhigender Nachrichten nachgewiesen werden könnte, wie sie exemplarischer nicht gedacht werden kann — und Ärgeres als das: die Verbreitung beruhigender Nachrichten, als die Hoteliers an der Riviera und am Lido Blattern und Cholera für störende Begleiterscheinungen der Saison hielten. Presse gegen Unrecht schützen, heißt einen Blatternkranken von Hühneraugen befreien, nein, einen, der Cholerabazillen entwendet hat, gegen die Einschränkung der persönlichen Freiheit schützen, nein, einen Falschmünzer gegen Diebstahl, nein, einen Raubmörder

gegen Ehrenbeleidigung. Wahrlich, man sollte nicht ohne Ansehn der Person Recht sprechen. Die Neue Freie Presse gegen irgend etwas zu schützen, ist eine Aufgabe, um die sich jeder bessere Staat reißen kann, wenn er sowieso die Absicht hat, Selbstmord zu begehen.

Aber weil ihr ein wirkliches, ein faßbares Unrecht geschehen ist, erscheint alles Recht, das ihr und ihresgleichen je widerfuhr, vor der Gerechtigkeit des Pöbels annulliert. Sie selbst war so geschickt, die Gelegenheit beim Kaftanzipfel zu fassen, in einem Herzensschrei allen Gram über das verdiente und das unverdiente Mißgeschick abzutun und die bisher »unternommenen«, nicht etwa gelungenen, »Versuche, sie irrezuführen« in denselben Gerichtsakt oder mindestens in denselben sittlichen Mißbilligungsausschuß zu werfen wie das frisch erlebte Attentat. Sie begeht noch hier diese unzüchtige Vermischung von Geist und Nachricht. Wenn dem rabbinischen Wehschrei nach dem § 308 nicht der Gott hilft, vor dem der Tanz um das goldene Kalb verpönt ist, der Staat wird ihn nicht erhören. Polizeihunde auf Grubenhunde zu hetzen, ist ein Ding der Unmöglichkeit, und dem willfährigsten Beamten wird der Zusammenhang meines Erdbebens mit einer Explosion in Schönbrunn nicht einleuchten. Der Ausbruch, zu dem sich ein gemartertes Seelenleben hinreißen ließ und der eher auf die Wutkrankheit, die von Grubenhunden übertragen wird, schließen läßt, als auf den Verdruß über eine falsche Nachricht, bietet nicht die Garantien für die künftige Vermeidung derartiger Vorkommnisse, denen nur ein harmonisches Gemüt, ruhige Übersicht und Beherrschtheit wirksam begegnen könnten. Paroxysmus ist der Nährboden des Unkrauts, das er ausjäten will, und tatsächlich soll jetzt eine Armee von Müßiggängern durch das Geschrei angelockt worden sein, »Tausend und Abertausend« sind, heißt es, mobilisiert, und nur noch im letzten Augenblick sei es gelungen,

die mit schwerem Geld bezahlte Personalnachricht auszumerzen, daß sich in Christiania der Baumeister Solneß mit Fräulein Hilde Wangel vermählt und die Trauung der Pastor Rosmer vollzogen habe. Eine Nachricht, die kaum dementiert werden könnte. Und wurde denn damals berichtigt, als ein tieferer Witz seine Wissenschaft springen ließ? Unrichtig war alles, ein »technisches Versehen« viel eher als das Interview mit einem toten russischen Botschafter, und dennoch konnte die Neue Freie Presse nicht sagen, ein Betrüger habe sie durch eine falsche Nachricht getäuscht und es gebe keinen lebendigen Grubenhund. Noch heute müssen viele ihrer Leser glauben, daß es die Art gibt, denn es ist nie widerrufen worden. »Das Blatt« hat die wiederholt unternommenen bübischen Versuche, es irrezuführen, schweigend ertragen. Man unternehme nur solche, die ihm keine Berichtigung ermöglichen. Man sei mit dem Blatt vorsichtiger als das Blatt. Wer es irreführen will, vermeide Tatsachen. Denn es wird sie zwar nicht vermeiden, aber berichtigen. Im Tatsächlichen irren, macht den Offenbarungsglauben, den die Presse anstrebt, nicht zu schanden. Hier dürfen sie fehlbar sein; nur im Meinen, Fühlen und Wissen sind sie hors concours. Wenn als protokollarische Feststellung die Aussage des Nachtredakteurs vorliegt: »Wie jedem Mitarbeiter der Neuen Freien Presse, war auch mir selbstverständlich der Name des langjährigen Korrespondenten in Mährisch-Ostrau, des Professors Josef Schwarz, wohlbekannt und vertraut«, und es stellt sich heraus, daß der Herr Schwarz, wie die echten Ostrauer jetzt versichern, Alois heißt, dann sind auch künftig Explosionen möglich, denen er nicht beigewohnt hat. Und wenn sie nicht weiß, wie ihr Korrespondent heißt, muß sie auch nicht den Namen eines Erzherzogs kontrollieren können. Alois oder Josef: das ist so belanglos wie die Wahrheit oder Unwahrheit einer Meldung, und es ist ja der Gipfel

des Kretinismus, mir die Lust an der Veränderung solcher Tatsachenwelt imputieren zu wollen. Wiewohl das Recht auf Ereignisse ein Problem für sich ist und in einem tieferen Sinne die Wahrheit so gefährlich wie die Lüge, jede Nachricht gleich beunruhigend und die schnellere Expedition wahrer Fakten kein Fortschritt der Menschheit, so sei der Zeitung — um durch ein kleines Zugeständnis größere Güter freizumachen — eine Existenz als Depeschensammlung von Herzen gesichert. Was mir obliegt, ist die Sorge, daß nicht Blumen in die Aborte geworfen werden. Erstens wegen der Blumen, zweitens wegen der Aborte. Was nicht hineingehört, gehört nicht hinein, und man zahlt doch sechs Kreuzer. Wiewohl es von rechtswegen noch immer fünf sein sollten und die reelleren Bedürfnisanstalten sich die Befreiung vom Zeitungsstempel noch nicht zunutze gemacht haben. Aber Blumen wollen wir auch dort nicht, wo's sechs kostet. Hört diese Wirtschaft nicht auf, dann werden alle Strafrechtslehrer der Welt nicht verhindern können, daß immer wieder bübische Versuche unternommen werden, den Schönheitssinn der Abortfrauen ad absurdum zu führen und sie auf den Ordnungssinn zu verweisen.

Wenn sie davor bewahrt bleiben, werden sie es meiner Intervention, nicht der polizeilichen zu danken haben. Denn nachdrücklich erkläre ich hiermit, daß ich für keinen wie immer gearteten Versuch in dieser Richtung die geistige Haftung übernehme und daß jede plumpe Nachahmung die Verkehrung der Idee in ihr Gegenteil und des Nutzens in heillosen Schaden bedeutet. Es ist bei der durch die andauernde Lektüre der Zeitungen reduzierten Geistigkeit keine Garantie gegeben, daß die Ersinner des vor Gott und den Gerichten guten und gerechten Planes, die Zeitung zu blamieren, nicht viel mehr dem Einfluß der Zeitung als dem meinem erliegen: daß sie durch die Anwendung schäbiger, nur im

journalistischen Hausbrauch üblicher Mittel mit dem Strafgesetz oder mit dem Anstand in Konflikt geraten und mindestens die ideale Absicht durch eine unzulängliche Technik kompromittieren. Es ist unsittlich, es ist eine logische Untat, solch sinnreiche Erfindungen, die nur auf dem Kanevas eines bereits vollzogenen Ereignisses ausgeführt werden dürfen, mit Hilfe einer Lüge an den Mann zu bringen. Denn ein solcher Betrug ermöglicht es dem betrogenen Schwindler, sich bei aller urteilslosen Welt für sein ganzes Vorleben Amnestie zu erwirken. Wer einmal angelogen wurde, dem glaubt man immer und wenn er auch nie die Wahrheit spricht. Ja, es ist eine verbrecherische Irreführung, und nicht bloß der Neuen Freien Presse, ihr Dinge einzureden, die sie berichtigen kann. Es ist das Verbrechen an der Idee, welche ihr die Konterbande der Satire in der Hülle der Kulturgüter zuführt, auf die ihre unsaubere Hand einen Anspruch zu haben vermeint. Ja, es ist eine Störung ernster Männer in der Erfüllung schwerer Berufspflicht. Und wenn es glückt, hundert Zeitungen zu betrügen, reicht der Nachteil, den sie erleiden, noch immer nicht an den Schaden heran, welchen ein heilsamer Gedanke durch das Mißverständnis erfährt, das ihm ein einziger Fall auf den Hals hetzt. Besser werden diese gekränkten Stützen der journalistischen Weltordnung den Unterschied verstehen, wenn man ihnen an dem handlichsten Beispiel zeigt, was hier geschehen ist. Sie halten ja von den Huren so wenig, wie ich von den Zeitungen. Es geht jeden an: Einer wollte beweisen, daß eine Solche auch umsonst zu haben sei. Da kam ein anderer und kriegte sie für falsches Geld dran. Da sagten die Leute, jener habe diesen auf die Idee gebracht, der Moralist den Betrüger! Und dabei habe ich die Neue Freie Presse zu nichts überredet, was sie nicht selbst wollte, habe ihr sogar ausdrücklich und wiederholt angekündigt, was ihr bevorstehe,

habe sie flehentlich gebeten, ihre Familiennachrichten über ein Erdbeben zu stoppen, weil zumal die aus der Leopoldstadt von mir sein könnten. Als ich mein Versprechen hielt, als sie »brachte«, brachte sie doch nichts anderes, als was sie schon vorher gebracht hatte. Volenti non fit injuria, besonders wenn er es selbst getan hat. Kein Leser hätte den Unterschied gemerkt, nur mein Geständnis stellte ihn her. Aber zu überbieten ist das, was sie von alleine tut, durch keine satirische Erfindung. Von dieser Einsicht sollten wir zu dem Entschluß kommen, uns zu beherrschen und so lange es geht, uns völlig passiv zu verhalten. Man lasse die Neue Freie Presse sich ausleben, hindere sie nicht, helfe ihr nicht. Sie ist nicht auf uns angewiesen. Ihre internen Mitarbeiter, ihre Korrespondenten werden den Ausfall reichlich wettmachen. Was sie pflichtgemäß liefern, wird mindestens so gut sein, wie das was ich schenken könnte, die Berdach und Winkler, die freisinnigen Weiber sind ja längst fix engagiert, und wenn einer unter euch wirklich auch ein Bedürfnis nach falschen Nachrichten hat, so braucht er doch nur die Neue Freie Presse zu lesen und ihr nicht zu telephonieren! Wir Müßiggänger, die wir schon eine hohe Kulturaufgabe verrichten, wenn wir den Ekel vor diesem Aussatz des Geistes nur ehrlich empfinden, können uns die Arbeit noch leichter machen als bisher, indem wir uns damit begnügen, die Neue Freie Presse zu halten, statt sie zu betrügen. Lassen wir die ernsten Männer unter sich und stören wir sie nicht durch Anregungen. Auch ist es wirklich nicht schön, eine Wachsamkeit zu täuschen, die durch ein ganzes Leben einer journalistischen Generation bei Nacht und bei Tag hauptsächlich damit beschäftigt ist, zu verhindern, daß ein einziger Name von neun Buchstaben in das Blatt komme, eine Wachsamkeit, die freiwillig entschlossen ist, auf eine einzige Büberei noch herein-

zufallen: auf die Zusendung meiner Todesanzeige, die sie als Verbreitung beruhigender Nachrichten keinem Müßiggänger übelnehmen wird. Bis dahin aber könnte man ihr noch einige Ungelegenheit bereiten. Nicht durch Irreführung. Sondern durch Verachtung. Und auch ein wenig durch Neugierde. Denn sie sollte mich nie meinen, wenn sie es nicht über sich bringen kann, zu sagen, wen sie gemeint habe. Sie hat von einer »früheren Veranstaltung der ‚Büchse der Pandora'« gesprochen. Wenn man sie fragte, wer der Veranstalter gewesen sei, würde sie Lulu-ähnlich sagen: Ich weiß es nicht. Jetzt geht sie einen Schritt weiter und gestikuliert bereits. Wir verständigen uns schon pantomimisch. Sie gebraucht Schimpfwörter und macht dazu offenbar die Geste, die Taubstumme für »Fackelkraus« gebrauchen. Nein, sie spricht ja. Sie ruft: Der da hats getan!, und zeigt in eine Richtung. Sie gibt der Polizei einen Fingerzeig. Aber wenn man sie fragte: Wohin deutest du, Liebling?, sie würde sagen: Ich sag es nicht. Und dennoch verstehe ich sie besser als sie mich. Ich bin im Grunde einer Ansicht mit ihr. Wenn man sie nämlich für eine nützliche Sache hält, für ein Wesen, dem man die Daseinsbedingungen erleichtern muß, dann, bei Gott, wurde ihr nicht nur eine Ungehörigkeit, sondern meinetwegen ein Verbrechen angetan. Wenn man aber ihr Dasein für verbrecherisch hält, dann soll man ihr keine Erleichterung verschaffen, sondern im Gegenteil jede nur denkbare Erschwerung, und dann soll man auch das offenbare Unrecht, das ihr widerfahren ist, nicht beachten und nicht überschätzen, und wenn man schon das Pech hat, ein Professor des Strafrechts zu sein, seine Strenge nicht in den Dienst eines Delinquenten stellen, der durch eine geringe Klage von einer größeren Schuld abzulenken sucht, sondern im Gegenteil sich für das Vorleben des Klägers interessieren. Und ferner — das rate ich ihm — eine Tonart wählen, die den

Verdacht ausschließt, als ob man auch auf Kulturtaten den § 197 anwenden wollte und als ob man es für kein Verdienst hielte, den »Irrtum oder die Unwissenheit« der Neuen Freien Presse »zu benützen«. Und vor allem — das rate ich allen, die sich darüber entrüstet haben — kein Dummkopf, und wenn dies schon unvermeidlich wäre, so zum mindesten kein Heuchler sein.

Denn nichts auf Erden, keiner unter allen Aspekten, die ihm die bewohnte Welt bietet, dürfte neben der juristischen Seite des Falles den Schöpfer mehr verdrießen als die Solidarität der anständigen Leute und der gebildeten Gruppen, die sich da, herbeigelockt durch die seltene Gelegenheit, zu einem Haufen zusammengeschlossen haben, der die Wiener Verkehrsverhältnisse vollends unerträglich macht. Es liegt ein klassisches Beispiel für das Bedürfnis der Menge vor, sich, wie es ihr Leibblatt so gern sieht, zu »massieren«; aber sie sollte darum auch, wie es gleichfalls Vorschrift ist, von der Polizei zerstreut werden. Denn es sind nicht nur die dunkelsten Elemente aus den geistigen Vororten herzugeströmt, Gestalten aus den Sammelkanälen der öffentlichen Meinung, wie man sie wirklich nur in der Silvesternacht oder wenn die Neue Freie Presse rehabilitiert werden soll, zu sehen bekommt — man bemerkte auch Verwaltungsräte, die ich lieber nicht bemerken würde. Für die Weltanschauung, die eine Tageszeitung darin bestärkt, »sich immer eher für das Bringen als für das Nichtbringen zu entscheiden«, habe ich ja wenig übrig. Ich beurteile die Welt ja nicht vom Standpunkt des Chefredakteurs, dem man zur Nachsicht mit den geplagten Ressorts zureden müßte und dessen Ansprüche an die Unfehlbarkeit mit der Erkenntnis, daß irren menschlich und die Gage gering ist, abzuweisen wären. Ich prüfe ja nicht die Verantwortlichkeiten und nehme bei meiner Kritik irdischer Verfehlungen die Schuld des Vorgesetzten, ja des Teufels selbst, als vorweg gegeben an. Ich

habe ja nicht gerecht zu sein und will, wenn auch nur zehn Herausgeber darin sind, die Stadt um der zehn willen verderben. Man fuchtle mir nicht mit Standesödigkeiten vor der Nase herum. Man dränge einer Kritik, deren Opfer man zu sein hat, nicht Mißverständnisse auf. Man lenke mich nicht durch Langweile von noch schwereren Übeln ab. Man störe mich nicht durch Trottelei in der Erfüllung schwerer Berufspflicht. Ich könnte sonst grob werden. Außer dem Strafrecht auch noch das »Völkerrecht der anständigen Leute« gegen mich anzurufen, ist ein Versuch, der sich an den Anregern bitterer rächen könnte als an mir die Dummheit, die mir eine Verantwortung dafür aufbürdet, daß die Neue Freie Presse einmal mit einer externen Lüge sich die Herzen erobert hat. Ob meine Lebensaufgabe darin besteht, »auf grammatikalisch korrektes Deutsch den höchsten Wert zu legen«, und ob mir gleich dem bedauerlichen Nachtredakteur dennoch »hie und da ein Lapsus unbemerkt aus der Feder rutscht«, über diese Frage werde ich mich mit Finanzleuten nicht auseinandersetzen und nicht einigen. Ich bin nicht angestellt, nur berufen und erfülle meine Pflicht. Lassen wir das. Nur was die »Sympathien« betrifft, die ich »verloren habe« — halt! da wollen wir beim Thema bleiben. Und beim Verlust! Denn wenn es nicht wahr ist, so wollen wir's doch wünschen! So wollen wir sagen: Wäre es doch wahr! Hielte es doch an! Diese Sympathien — o könnte ich ausdrücken, was es mit ihnen für eine Bewandtnis hat, und wie wenig mich ein schleißiges Gewand vor Kälte schützt, und wie ich nicht gewußt habe, daß ich dem Publikum sympathisch war! Sympathisch — das wagt man einem Mann von Ehre ins Gesicht zu sagen? Daß ich's nur gestehe: diese Sympathien habe ich nie verdient! Endlich muß es heraus. Diese Sympathien, sie waren eine böse Absicht oder ein Irrtum. Denn da ich bestimmt weiß, daß

ich mich nicht verändert habe, so scheinen die Leute, denen ich bisher sympathisch war, nicht bemerkt zu haben, wie unsympathisch ich bin. Es klärt sich, es stellt sich heraus, daß ich gar nicht der verfluchte Kerl bin, den sie geschätzt haben, als es mir gelang, die Neue Freie Presse zu blamieren. Es stellt sich vielmehr heraus, daß ich der verfluchte Kerl bin, den sie mißachten, weil es einem andern mißlang, die Neue Freie Presse zu blamieren. Ich lasse mich für seine Schuld hängen, wenn die Solidarität der anständigen Leute nicht dieselbe Solidarität ist, die ehedem vor Freude gequietscht hat, als es mein Verdienst war. Ich entkleide mich hiermit dieses Ruhms, dieses Verständnisses, dieser Sympathien. Ich verzichte auf alles, was dem »Fackelkraus« gehört und nicht mir. Ich fliehe die Gelegenheiten, wo das grinsende Bedürfnis dieser Stadt Ideale zu Hundemarken macht und Kaffeehäuser zu Wahrzeichen. Wenn sie künftig noch behaupten können, die anständigen Leute, daß eine Minute der vierzehnjährigen Arbeit eines Tag- und Nachtredakteurs ihnen zugedacht war, so werfe ich das ganze Werk in den Ofen! Als mir ein Pelz gestohlen wurde, nahmen die Wucherer Partei für mich gegen den Dieb. Jetzt verlassen mich gar die anständigen Leute. Vielleicht geht alles noch gut aus. Ich kann euch Wunden zeigen, wenn wir allein sind. Aber dazu müssen wir wirklich allein sein! Ich habe mich zu viel selbst gequält — laßt mich endlich auch den letzten Lohn verdienen: Daß Gott mich durch alle Angstträume vor dem einen bewahre — vor einem Bocksgesicht der Erinnerung: daß ich dem Publikum — schließt die Augen — sie kommen schon, mich zu mahnen — diese Mienen, diese Stimmen — daß ich — zu Hilfe — den anständigen Leuten — sympathisch war!

Die europäische Kultur hält ihren Einzug

Neue Freie Presse, 11. März 1913:

[Lehar in Tripolis.] Der ‚Corriere della Sera' bringt eine Nachricht, die sicher einiges Interesse finden wird. In Tripolis wurde dieser Tage das erste Theater eröffnet, und zwar mit Franz Lehars »Eva«. Es war ein sehr großer Erfolg, und sowohl die italienischen Regierungsvertreter, Offiziere und Beamten, als auch das einheimische Publikum haben sich glänzend unterhalten. Aus dieser Tatsache gehen zwei erfreuliche Momente hervor. Man erfährt aus ihr, daß in der Wüstenstadt nach dem langwierigen Krieg wieder ganz behagliche Zustände herrschen und daß endlich europäische Kultur dort ihren Einzug hält. Die Dinge haben sich blitzschnell entwickelt. Vor ein paar Jahren war dieses Tripolis noch ein sonniges, staubiges Wüstennest, in dem die arabischen Muselmänner nicht die geringste Ahnung von der Köstlichkeit einer Theateraufführung hatten, und nun sind sie mitten drinnen im Vergnügen, können sich allabendlich an Leharscher Musik begeistern und ihre braunen Köpfe im Takt zum »Eva«-Walzer wiegen. Vielleicht werden sie darüber alle Revanchegelüste und die Trauer um den Verlust des Landes vergessen. Aber auch vom höheren politischen Standpunkt ist der Einmarsch Lehars in Tripolis sehr erfreulich. Man hätte schließlich auch mit Mascagni den Anfang machen können, war aber artig genug, dem Wiener Komponisten den Vortritt zu lassen. Eine Courtoisie, die symptomatisch ist. Übrigens haben die Italiener dadurch gezeigt, daß sie wahrhaft Realpolitiker sind. Sie haben sich eine Musik gesucht, von der sie glauben konnten, daß sie auch den ungeübten arabischen Ohren lieblich erklingen werde. Lehar zieht überall, warum also soll er nicht auch in Tripolis ausverkaufte Häuser machen? Der eingeschlagene Weg ist gut und muß fortgesetzt werden. Wenn man abends »Die lustige Witwe« und »Den Mann mit den drei Frauen« genossen hat, so ist man nachher sicher nicht mehr zur Revolution aufgelegt, abgesehen davon, daß es mit der Zeit auch den kleinen italienischen Theatermädchen gelingen kann, die Beziehungen zu den Eingebornen inniger zu gestalten. Jedenfalls lehrt aber die ganze Geschichte, daß auch der Krieg seine Segnungen haben kann.

Denn — man denke nur — wenn die Italiener Tripolis nicht erobert hätten, wo würden die Tripolitaner jemals etwas von Lehar erfahren haben!

Warum solln sie sich nicht amüsieren, die Tripolitaner, recht ham sie. »Allah, wenn man so zurückdenkt« — sagte ein arabischer Kommerzialrat im Parkett nachdenklich vor sich hin — »vor ein paar Jahren war das noch ein sonniges, staubiges Wüstennest, und jetzt hat ma die Lustige Witwe!« Er versank in Träumerei. Die Gattin neben ihm, die immerzu ihren Kopf im Takt wiegte, sagte: »Abdullah mein Gold, bist du traurig über den Verlust des Landes?« »Lass mich in Ruh mit solche Narrischkatn«, sagte er und sann vor sich hin. Sie aber wiegte ihren Kopf im Takt und summte: »Dort bin ich sehr intim ...« Ein junger arabischer Konzipient, der etwas an Treumann erinnerte, näherte sich und bemerkte: »Was sagen Sie zum Duett, gnädige Frau? Fesch, was? Ich sag Ihnen, es gibt nur ein Wien. Einen Karczag braucheten wir zum Aufmischen! Wenn wir den haben, pfeif ich auf Mohammed.« Der alte Araber sagte: »Nu, 's is ein intressantes Stück ...« Die Gattin meinte: »Eigentlich muß man froh sein, daß die Italiener das Land erobert haben. Schön mopsen möcht ma sich heut ohne ihnen.« »Fatme, du bist gerecht«, versetzte der Kommerzialrat, »aber wart ab die Kritik, sag ich dir.« »Du wirst sehn, sie wird großartig sein. Ich bin wirklich froh, daß wir besiegt sind. Da haben wir einen Treffer gemacht.« »Wissen Sie nicht von wem das Programm ist?« fragte der arabische Konzipient, indem er die Gelegenheit benützte, Fatme feurig anzublicken. »Ich glaub, von Batka Bey. Er verdient hübsch«, sagte Fatme. »Sprech nicht so laut im Theater, sonst gibt Karpath Effendi dich hinein in die Unarten und Rücksichtslosigkeiten.« »Liegt mir stark auf. Is das nicht Korngold Pascha, der dort siehst du, der in den dort hineinredt?« »Ob ich seh. Wahrscheinlich spricht er wegen dem Buben, recht hat er.« »Geschmacksache«, versetzte der junge Araber, »ich finde, daß er eine Pascha-Wirtschaft etabliert.« »Was denn soll er, genieren wird er sich«, warf Fatme hin, »wenn er nicht einmal das davon haben soll, daß er Kritiker is? Er tuts doch für das eigene Kind?« »Das ist wahr. In Wien sollen

sie sich noch weniger genieren.« »Natürlich«, bejahte Fatme, »und wir müssen trachten, uns ein Beispiel zu nehmen in jeder Hinsicht. Wien hab ich mir sagen lassen ist bekanntlich das Mekka der Librettisten.« »Und das Wasser was sie dort haben sollen!« bemerkte Abdullah. »Apropos«, versetzte der Konzipient, »haben Sie schon gehört, daß wir ein Telephon streng nach Wiener Muster bekommen —« »Ich hör gar nichts. Ich bin außer Verbindung.« »Unterbrechen Sie mich nicht. Das Störungsbureau soll eine Sehenswürdigkeit werden. Und wissen Sie schon, von wem die neuen italienischen Uniformen entworfen sind? Von Meister Schönpflug! Nämlich eine Kriegslist. Man verspricht sich, daß uns übel wird beim geringsten Aufstand.« »Aber was tut Allah, sind wir begeistert! Wir haben den Wiener Geschmack.« »Apropos, Herr Kommerzialrat, was is mit der Revolution morgen? Mir scheint es steht mies.« »Das hätt ich Ihnen im Voraus sagen können. Und warum? Unsere Leut sind alle bei der Lustigen Witwe. Bittsie heutzutag! Revolution zieht nicht. Passen Sie auf, wie das Land aufblühn wird unter Lehar. Warum soll er nicht auch in Tripolis ausverkaufte Häuser machen, recht hat er. So wahr ich Abdullah heiß, 600 mal en suite, in arabischen Ziffern! Lassen Sie jetzt nur noch den Rastelbinder geben und keine Katz denkt mehr an das Vaterland. Schaun Sie sich Österreich an. Die hätten auch Krieg führen sollen, aber sie sind gewitzigt und gehn lieber hinein in die Eva. Die singen überhaupt den ganzen Tag. Wie Rußland gedroht hat, haben sie einfach gesagt: Pipsi, holde Pipsi — und die Entspannung war fertig. Ich sag Ihnen, hätte Schükri Zigeunerblut geben lassen, rechtzeitig, hätten wir heut noch Adrianopel! Nein, etwas e Heldentod muß er sterben!« »No, Herr Kommerzialrat, aber im Notfalle werden Sie sich, wie ich Sie kenne, auch nicht ausschließen.« »Sagen Sie! Ich aber sag Ihnen, wenn man abends die Lustige Witwe gehört hat, is man früh nicht mehr aufgelegt zur Revolution. . . . Fatme, Schnitzler grüßt aus der Loosch, grüß zurück.« »Ja richtig, wissen Sie schon das Neueste? Der Professor Bernhardi wird aufgeführt! Der Wali, wie Sie wissen, hat es verboten, aber Heller aus Wien kommt eigens und führt es auf. Er hat sich geäußert, wenn der Wali sich auf den Kopf stellt,

er laßt es sich nicht nehmen, Kultur nach Tripolis zu tragen.« »Tüchtiger Mensch! Haben Sie gelesen, wie ihn der Fackelkraus angegriffen hat?« »Was hat er gegen Heller?« Hier warf Fatme ein: »Ah du meinst den, der was immer nur zerstören und nix aufbauen kann?« »Ja, den mein ich«, sagte Abdullah; »Sehn Sie, in allem stehn wir doch heut schon so da, daß wir uns mit Wien vergleichen können. Aber Allah behüt, um diesen Vogel beneiden wir sie nicht, die, wie heißt mer sie nur — die Phäaken!« »Was sagst du Phäaken? Phaiaken, sagt Harden, sagt man.« Hier warf Abdullah ein: »Ah du meinst den, der was die greßeren Themas hat?« »Ja, den mein ich«, sagte Fatme. »Sie müssen nämlich wissen, Doktor, meine Frau schwärmt für Harden! Er sagt statt Tripolis Dreistadt, und dos is ihr Geschmack.« »Das is aber auch fesch«, schmunzelte der junge Araber, »aber wissen Sie, über den Fackelkraus kann ich Ihnen etwas verraten, was hier in Tripolis noch niemand weiß. Warum glauben Sie schimpft er ineinemfort auf die Neue Presse?« »Was, auf die Presse schimpft er, die so angesehn is im Ausland, der Lump?« »Und wie! Also warum schimpft er? Raten Sie! Weil er nicht hineingekommen is!« »Was Sie nicht sagen! Aber woher wissen Sie?« »Woher? Weil es doch klar is, daß man das doch sonst nicht verstehn könnte! Wenn er hineingekommen wär, möcht er doch nicht schimpfen?« »Das seh ich ein.« »Wenn wir in der Situation wären, wir möchten auch schimpfen! Aber passen Sie auf, wenn er hineinkommt, gibt er Ruh.« »Das glaub ich auch.« »Wenn wir hineinkommen möchten, wir möchten doch auch Ruh geben?« »Selbstredend. No aber — kommt er hinein?« »No kommt er hinein? Konträr, so schimpft er weiter.« »Intressant. Sie wissen es also ganz sicher?« »Authentisch. Wie ich letzten Sommer in Wien war, hat ganz Wien davon gesprochen. Die Toilettefrau im Imperial hat gesagt, daß sie es direkt von einem Polyhistor weiß, der alles weiß und dort viel verkehrt.« »Was Sie nicht sagen! Also hörst du, sie weiß es von einem, der viel weiß und alles verkehrt. Intressant. Und weiß er es selbst — er?« »Wer?« »Der Fackelkraus!« »Er weiß es auch, aber er will nicht, daß man es ihm sagt. Er macht scheint es ein Geheimnis daraus. Er soll sich einmal geäußert haben, er klagt jeden,

wer es erzählt.« »Es is also bei Gericht erwiesen?« »Es is erwiesen.« »Fatme, was sagt man, es is erwiesen!« »Bei Allah«, rief Fatme, »wenn es erwiesen is und wenn ich nicht täglich jetzt zur Lustigen Witwe gehn müßt, ich fahret auf der Stelle nach Wien —« »Schrei nicht, Karpath hört!« »Laß mich, in dem Fall wird er entschuldigen, ich fahret nach Wien so wahr ich da leb nicht ausstehn kann ich den Kerl und möcht ihn anspucken! Das ist doch das Geringste, wo Wien so viel für uns getan hat!« (Das Orchester intoniert: »Ich bin eine anständige Frau« und während die braunen Köpfe sich im Takt wiegen, hebt sich der Vorhang.)

Oktober 1913

Der Neger

In Hamburg, nöch, scheint 'n Mann zu leben, der 'ne Annäherung Weißer an Schwarze und vice versa, wie das so kommt, wenn bei Hagenbeck 'ne Ausstellung ist, mal partout nich vertragen kann. Müssen dolle Dinge passiert sein, nöch, und so was wird man denn sein Leben lang nicht los. Das ist der Mann, von dem alle die Aufschreie in den ‚Hamburger Nachrichten' herrühren, und der nun ruft:

Pfui!

Die Usambara-Post (26. Juli) bringt folgenden Brief eines deutschen Mädchens (natürlich Berlinerin), der an einen Europäer in Tanga geschickt wurde, bei dem der Herr Mambo angestellt sein sollte, jedoch wahrscheinlich an die falsche Adresse ging:

Sehr geehrter und lieber Herr Mambo! Entschuldigen Sie, bitte, wenn ich als eine Ihnen bisher gänzlich Unbekannte mich mit einer sehr großen Bitte an Sie wende und mich den Ausführungen Ihres Sohnes Josef, dessen Brief Sie vielleicht inzwischen schon erhalten haben werden, anschließe. — Ich verkehre seit länger als einem halben Jahr mit Ihrem Sohn hier in Berlin. Nun werden mir aber von seiten eines andern Mädchens, mit dem Ihr Sohn vorher verkehrte, große Schwierigkeiten gemacht, die einen weiteren Verkehr hier mit ihm fast zur Unmöglichkeit machen. Wie ich schon erwähnte, verkehre ich jetzt über ein Jahr mit Ihrem Herrn Sohn und habe ihn in dieser kurzen Zeit so kennen und lieben gelernt, daß ich ohne ihn nicht mehr leben könnte. Ich selbst bin hier in Berlin im Bureau beschäftigt, verdiene aber leider nicht so viel, daß ich mir die 700 Mark Reisegeld hätte zusammensparen können, sonst, wenn mein Verdienst danach wäre, hätte ich mir gern jeden Pfennig abgespart, um ihn für das Reisegeld für uns beide zurückzulegen. Ich würde Ihnen darum unendlich dankbar sein, wenn Sie den Bitten Ihres Sohnes und auch meiner Bitte entsprechen und das Geld schicken würden, es soll ja nur geborgt sein, wenn wir erst drüben sind, will ich gleich wieder in Stellung gehen und Ihnen dann alles auf Heller und Pfennig

zurückgeben. Ich möchte ja so furchtbar gern einmal nach Tanga kommen, erstens, um meinen Josef dann ganz für mich haben zu können, und dann auch, um seine lieben Eltern einmal kennen zu lernen. Nehmen Sie es mir bitte nicht übel, daß ich mit einer so unbescheidenen Bitte an Sie herantrete, wo Sie noch gar nicht einmal wissen können, ob ich es überhaupt würdig bin, von Ihnen aufgenommen zu werden, aber ich werde mich ganz gewiß dessen würdig erzeigen! Rechnen Sie bitte meine Unbescheidenheit meiner großen Liebe zu, die mich mit Ihrem Sohn verbindet! ... Ich gebe mich der kühnen Hoffnung hin, daß Sie vielleicht meinem und auch dem Wunsche Ihres Sohnes Rechnung tragen werden, und erlaube mir, Sie wie auch Ihre Frau Gemahlin unbekannterweise herzlichst zu begrüßen.

Ihre ganz ergebene H. O. (Folgt genaue Adresse.)

Es ekelt einen, wenn man dieses brünstige Geschwätz liest, und wir bedauern nur, daß die Usambara-Post so rücksichtsvoll gewesen ist, den Namen der Schreiberin nicht zu nennen. Solchen Geistern und Gesinnungsgenossinnen, die es leider ja auch in Hamburg gibt, kann man nur beikommen und sie zur Vernunft bringen, indem man sie offen an den Pranger stellt. In welcher Schule mag wohl die Briefschreiberin gewesen sein, daß sie alle Scham vermissen läßt und so offen bekennt, daß sie sich an einen Neger wegwirft! ...

Wie schwer es unter solchen Umständen ist, den Wunsch zu unterdrücken, einmal dabei zu sein, wie dieser Schriftleiter dabei ist, wie seine Begleiterin sich an einen bei Hagenbeck ausgestellten Neger eben wegzuwerfen beginnt, nöch — das läßt sich gar nicht sagen! Und noch weniger, wie man es bedauern muß, daß man nicht schon früher einmal dabei war. Es ließe sich akkurat der Moment feststellen, wo die angesammelte Tobsucht zu jenem Pfui! erstarrt. Und prüfen, ob dieses Pfui! nicht noch immer brünstiger sei als der Brief der Schreiberin, und ob es nicht kulturvoller wäre, den Namen des Schreibers an den Pranger zu stellen, der für den frechen Raub eines Briefes kein Pfui hat. Ich brauche nicht erst zu sagen, aus welchem Zusammenleben mir eine bessere Menschenhoffnung zu erblühen scheint, aus dem der Berlinerin mit ihrem Mambo oder aus der Einheirat, die die deutschen »Schriftleiter« rekommandieren. Auch sei es ferne von mir,

die Neger durch die Versicherung kränken zu wollen, daß ich, wiewohl ich nur zwei von ihnen kennen gelernt habe und zweihundert deutsche Schriftleiter, nicht zweifle, bei welcher Rasse mehr Verstand, Menschlichkeit und Güte ist. Freilich sind die Schriftleiter zwar die Beherrscher, doch nicht die Auslese der Zivilisation. Darum ist es aber wichtig, ausdrücklich festzustellen, daß ich einmal einen Neger gesehen habe, der der Kulturlosigkeit einer ganzen Stadt ausgeliefert war und mir den Eindruck einer unter die Kaffern geratenen weißen Seele machte. Er war Chauffeur und er machte nicht nur an und für sich unter den Leuten, durch die er hindurch mußte, den Eindruck eines Gentleman, sondern er blieb es auch, als sie die ihnen innewohnende Gemeinheit an ihm sich austoben ließen. Denn nicht nur, daß das stereotype Spalier offener Mäuler und gereckter Arme ihn begleitete und der ewige Ruf: »A Näägaa —!« aus dem Boden sprang und wie festgewurzelt dastand, wenn er mit seinem Automobil vorüberflitzte — wir hörten auch, wenn ein Wachmann den Verkehr aufhielt, Sentenzen, Ratschläge, Verwünschungen wie: »Geh hörst'rr schau drr den schwoazen Murl an!«, »Hörst Murl, wosch di o!«, »Na woart du schwoaza Pülcher!«, »Geh ham, Schwoazer, verschandelst uns jo die gonze Stodt!«, »Do fohr oba, zur Daunau und wosch diii —!«, »Hörst, wann i di drwisch, nacher schau di an, schwoaza Kinäsa!«, »Jessas, a narrischer Indianer!«, »Aschanti vadächtigaa —!«, »Tepataa —!«, »Stinkataa —!« Ein Denker hielt sich die Stirn und rief:» Ah — jetzt waß i ollas!« Was, verriet er nicht. Eine Megäre, deren Säfte in Wallung kamen, rettete sich in einen Lachkrampf, ihren Begleiter fragend: »Hirst, is dr der am ganzen Kirper schwoaz?« Das Automobil entflieht, und auf meine Frage, wie ihm das Leben gefalle, antwortet, die Achsel zuckend, dieser Schwarze im reinsten Deutsch: »Ach, die Wiener

haben eben keine Kultur.« Ich beschloß, ihn zu schützen, indem ich künftig das Prävenire spielen und auf jeden Maulaufreißer mit dem Finger zeigen wollte: »A Wienaa —!« Aber es half nichts. Die Neger sind nun einmal in unserer Mitte auffallend, und das Auffallende zieht eine Welt von Wilden, Weibern und Besoffenen an. Der Neger macht sich dadurch auffällig, daß der Weiße unruhig wird. Manchmal aber exzediert auch der Neger, er, der zumeist gegen die ärgsten Pöbeleien der Zivilisierten seine Ruhe bewahrt. Da war einmal einer in Wien, Diener in einem Geschäftshaus. Er bekam Sehnsucht nach der Heimat und sein Herr schickte ihn zurück. Dort angelangt, bekam er Sehnsucht nach seinem Herrn und fuhr wieder nach Wien. Hier angelangt, kam er eben zum Begräbnis seines Herrn zurecht. Auf dem Friedhof kam es zu einem Negerexzeß, der die herumstehenden Weißen in starres Staunen versetzte. Mit seinen wilden Negerfäusten soll dieser Untermensch gegen die Unabänderlichkeit rebelliert haben, gestampft, getanzt, geschrien — matchiche macabre — daß allen, die es sahen, der schwarze Schmerz das Grab zu überwachsen drohte, es zu verschlingen schien und sie, von Graun gepackt, mit einem Pfui und ihrer bleichen Trauer zurück ins Leben flohn, in das Geschäft, weg von der Stätte, wo Naturgewalten rauften und wo der Schwarze und der Tod sichs unter sich nun auszumachen hatten.

Eine Prostituierte ist ermordet worden

Journalisten führen den Leichnam zum Galgen. Nachrichter bestätigen das Todesurteil und vollstrecken es noch einmal für das peinliche Gericht der Moral. »A Hur war's!« begründen die einen, »Gegenstand!« sagen die andern, aber alle halten das, was eine angestellt hat, bevor sie ermordet wurde, für den Tatbestand. Der Raubmörder kam und entkam, er blieb anonym wie die Sittenrichter; die Leiche hat man. Kein Fall, mit dem sich viel Ehre aufheben läßt. Daß das ethische Hochgefühl sich von so dürftigem Anlaß regen lassen muß, vermehrt nur die Schuld der Ermordeten. Aber hierzuland, wo bescheidene Verhältnisse herrschen, wo die Liebesheldinnen Zimmer vermieten müssen und in den Hotels keine Gräfinnen ermordet werden, muß man vorlieb nehmen.

Auch der Widerpart der sittlichen Autorität muß vorlieb nehmen. Sieht er, wie eine Prostituierte tot oder lebendig der Moral genügt und wie ihr der Fall ermöglicht, zum Bürgerkrieg gegen das Geschlecht zu hetzen, so muß er in jener die beleidigte Ehre der Natur beschirmen. Nicht ob der Fall des Problems würdig sei, hat er zu prüfen, wenn die Lüge prinzipiell wird. Nicht ob sie erotische Werte trifft, an denen Künstler sich entzünden, oder nur solche, an denen Bürger sich befriedigen können; ob sie eine Andacht oder nur ein Vergnügen stört. Nicht untersuchen darf er, ob die Institution — die schließlich genug leistet, wenn sie der Gesellschaft ihre brauchbarsten Mitglieder stellt und

dem Staat seine besten Steuerzahler — Spielraum läßt für die Persönlichkeit. Nicht Qualität ist abzuschätzen, wenn jeglicher Fall dem Hasse dienlich ist, die Liebe zu ersticken. Der wählt sein Beispiel gleichwohl mit Bedacht. Er holt es von der Straße, weil überall sonst die Angelegenheiten der Wollust mit den Angelegenheiten der Gesellschaft so verfilzt sind, daß er, ohne anzustoßen, nicht sagen könnte, was er auf dem Herzen hat. Die sozial Geringste ist ihm eben recht. Nur dort wo die Lüge die äußerste Freiheit mit dem äußersten Zwang gestraft hat, erfrecht sie sich der Rüge; nur unter dem Vorwand, etwas gegen die Prostitution zu sagen, wagt sie sich gegen die Natur. Darum muß jeder Anlaß, der den Kannibalen der Kultur genügt, dem Unmenschenfresser willkommen sein. Auch vermag die Prostitution schon als Extrem dessen, was die gute Gesellschaft verabscheut, zu einer Debatte zu helfen, in der man die Moral beim Wort nimmt. Beim Wort Prostitution, mit dem der männliche Geschlechtsneid eine Fähigkeit schmäht, die ihm versagt ist. Weil eine Handlung, die die Natur das andere Geschlecht ohne Verlust an Wert und Kraft vollziehen läßt, die Preisgabe der Männlichkeit bedeutet, weil hier innerhalb einer begrenzten Lust nichts ohne ethische Haftung geschieht und dort Freiheit herrscht, hat sich die Konvention, die nur ein Ausgleich der Sitte mit der Geilheit ist, zu einer schamlosen Begriffsvertauschung verstanden. Man glaubt zu »schwächen«, und man wird geschwächt. Der Moralbegriff, vom eifersüchtigen Bewußtsein des männlichen Lustminus bezogen, stellt die Frau, der die Schöpfung den Ichdefekt versüßt hat und in der jedes sittliche Minus lustbefangen ist, unter die sittliche Verantwortung, von der sie den Mann befreit. Der Bürger rächt sich an der Natur, die ihm etwas vorenthalten hat, durch Verachtung und nennt das, was ihn prostituieren würde, am Weibe Prostitution. Er schmäht und

sagt »Geschöpf«. Er hat sich nach seiner Schöpfung selbständig gemacht, er steht auf eigenen Füßen. Er hat sich Instinkte angeschafft, die ihn überall dort sich abkehren lassen, wo er das Ebenbild Gottes wittert. Er selbst ist mehr, er ist die unbeglaubigte Kopie. Nimmt man dazu, daß auch Individuen, denen die geistig-sittliche Entschädigung für den Vorzug des Weibes nicht zuteil wurde und die innerhalb der physiologischen Grenzen wohl prostituierbar sind, nicht anders über das Weib denken, das doch immer im Einklang mit seinem Gebote bleibt, so kann man ermessen, aus welchem Labyrinth des Irrsinns und aus welchen Abgründen der Verworfenheit die sittenrichterliche Entscheidung hienieden bezogen wird. Verkündet von den Bütteln der Freiheit, von den Zuschreibern der öffentlichen Meinung, den Zuhältern jener Prostituierten, an der ein Mord zur gottgefälligen Handlung wurde. Von den Prostituierten des Geistes, denen ich in die Gelegenheit ihrer Terminologie folgen muß, um sie selbst zu treffen. Das Wort sei von den Freudenmädchen auf Geschöpfe abgewälzt, die öffentlich meinen, jedem fremden Wunsch zuliebe schreiben können und durch eine zweifelhafte Anmut oft noch unter den Strich gesunken sind. Denn während es bei den Frauen eine natürliche und nur durch die zivilisatorischen Mächte, durch Lüge und Hysterie verdorbene Fähigkeit des Geschlechts verfehlt, trifft es hier eben jenen Verrat, den die zerstörenden Kräfte der Zivilisation an der männlichen Natur begehen. Vollends wird sich die Bezeichnung dann empfehlen, wenn man es Journalisten, die zwei Wochen lang von Prostituierten sprechen, vom Gesicht ablesen kann, daß sie nur aus Anstand ein anderes Wort unterdrücken, und wenn man weiß, daß es ein hurischer Grundzug ist, das, was man selbst ist, der andern zum Vorwurf zu machen und kein ärgeres Schimpfwort zu kennen als den eigenen Beruf.

Der Raubmörder, dem also allgemein nachgetragen wird, daß er sich in schlechter Gesellschaft bewegt hat, soll dem Hotelstubenmädchen zugerufen haben: »Sie, das Frauenzimmer lassen Sie noch schlafen. Sie hat sich von innen abgesperrt. Ich komme zum Frühstück wieder!« Man weiß zwar nicht ganz sicher, ob er sich so ausgedrückt hat, aber man nimmt es gern an. Wie sollte sich denn ein Raubmörder über so eine ausdrücken? Das ‚Extrablatt‘, dem die Raubmörder ihre Lebensart verdanken, behauptet zwar, er habe gewünscht, daß man »das Fräulein« schlafen lasse, aber es geht ihnen diesmal mit schlechtem Beispiel voran, indem es selbst auf den Markt schreit: »Ein Frauenzimmer erdrosselt aufgefunden«. Da wäre es denn wirklich kein Wunder, wenn so ein Raubmörder von einer Frau, die er im Hotelzimmer erdrosselt hat, in wegwerfendem Tone spräche. Nachdem er der Leiche den Schmuck geraubt hat, darf der Journalist noch die Sensation wegtragen, aber er tuts mit sichtlichem Widerstreben. Eine Zeitung, die im Gegensatz zur Mizzi Schmidt nicht zeitweise von einem Offizier, sondern ständig vom Minister des Äußern ausgehalten wird, ist mit voller Verachtung am Werke. Sie nennt den Prostituiertenmord »das scheußlichste aller Verbrechen«, aber natürlich nicht, weil dabei eine Prostituierte *ermordet*, sondern weil eine *Prostituierte* ermordet wird. Würde an einem Wucherer ein Verbrechen begangen, der Stand hätte keine Perlustrierung zu fürchten. Der Mord im Hotel zeigt tiefere Gefahr: Hütet euch vor den Prostituierten! Hier hat alles Perspektive, und in den Zeiten der Wahlprostitution, da sich herausstellt, daß ein liberaler Wähler fünf Gulden kostet, erscheint der Nachweis, daß Mädchen nicht teurer sind, erheblich. Denn das Geld, das vom Mörder geraubt wird, wurde von der Ermordeten »mit ihrer Schande

erworben«. Solches Geld soll man nicht rauben, solche Besitzerin nicht morden. Sie ist »eine jener traurigen Erscheinungen des großstädtischen Nachtlebens« und »eines dieser vom Schicksal enterbten und von der menschlichen Gesellschaft geächteten Wesen«, die oft »von Ekel über ihr Gewerbe geschüttelt« sein mögen, kurzum, ein allgemeines Mädchen. Es ist bemerkenswert, daß die Allgemeine Zeitung, die freilich bei Nacht gesperrt ist und schon um 6 Uhr auf den Strich geht, von solchen Empfindungen völlig frei ist. Nie noch war sie, nie noch war aber auch eine ihrer Kolleginnen von Ekel geschüttelt, wenn sie sich für Geld jenen Cafetiers willfährig zeigten, die von den traurigen Erscheinungen des Nachtlebens bei Tag leben, die vom Schicksal Enterbten auswurzen und in den Geächteten ihre beste Stammkundschaft schätzen. Nicht einmal die ‚Sonn- und Montagszeitung', die freilich die ermordete Mizzi Schmidt nicht zu den Wesen zählt, sondern bloß »eines jener Geschöpfe« nennt, »die man zur Nachtzeit in der Kärntnerstraße und ihrer Umgebung herumschwärmen sieht«, ist solcher Selbstbesinnung fähig. Und dabei unterscheidet sich die ‚Sonn- und Montagszeitung' von den Prostituierten, die immer nur herumschwärmen, durch ihre größere Zielbewußtheit. Denn einer Prostituierten ist noch nie nachgewiesen worden, daß sie einen Gründungsschwindler, den sie schießlich dann doch erhört hat, ursprünglich kränken und sich dadurch teurer machen wollte, während in der ‚Sonn- und Montagszeitung' einmal der Titel »Goldminenschwindel« über einer sympathischen Würdigung der Aktiengesellschaft »Fortuna« irrtümlich stehen geblieben ist. Der Unterschied dürfte im allgemeinen wohl darin zu suchen sein, daß Prostituierte für Geld Gunst erweisen, aber ohne Geld sich passiv verhalten, während Journalisten sich damit zugleich auch die Ungunst abkaufen lassen, die sie ohne Geld erweisen

könnten. Daß es ein Unterschied zugunsten der leiblichen Prostitution ist, liegt auf der Hand, da die Gunst der öffentlichen Mädchen nur im Privatleben dessen wirkt, dem sie erwiesen wird, und zumeist eine Wohltat für den Empfänger bleibt, während die Gunst der öffentlichen Herren eine allgemeine Angelegenheit ist und die Wohltat für den Empfänger immer zugleich auch eine Gefahr für das Publikum bedeutet. Man könnte einwenden, daß auch im andern Fall die private Wohltat zu einer öffentlichen Gefahr, zwar nicht zu einer wirtschaftlichen, jedoch zu einer sanitären werden kann. Aber dieser Einwand wäre darum unberechtigt, weil die Verbreitung einer solchen Gefahr fast nie wissentlich erfolgt und vor allem nicht durch die Prostitution, sondern durch den Geschlechtsverkehr bewirkt wird, während der Journalismus nicht nur durch die Tätigkeit als solche, sondern auch durch die Käuflichkeit Schaden stiftet. Bedenkt man dazu, daß die Korruption sich zumeist in der Unterlassung des Schreibens betätigt, während die Prostitution nur um der Ausübung willen, nie aber um der Enthaltung willen getadelt wird, und daß anderseits die Prostituierten von Fall zu Fall nur immer einem einzigen Kapitalisten zu willen sein können, während die Journalisten gleich ganze Aktiengesellschaften auf einmal befriedigen, so kann kein Zweifel bestehen, welchem Betrieb vom strengsten sittlichen Standpunkt der Vorzug zu geben wäre. Darum ist der Hochmut gegen die Prostitution, zumal bei Redakteuren, die gewerbsmäßig viel mit Bankdirektoren verkehren, vorweg als durchsichtiges Manöver abzuweisen. Die ‚Zeit', eine Solide, die gleich im Anfang ihrer Laufbahn zu einem Kohlenbaron aufs Zimmer ging und von da an unter meiner sittenpolizeilichen Kontrolle stand, schreibt einen witzigen Bericht über das Begräbnis der Marie Schmidt, die »sozusagen ‚im Dienst'« gestorben sei und der darum »die

Ehrlosen, die Verfehmten«, »diese Dinger«, »wie eine stille Organisation der Schande«, das Geleite gegeben hätten. Es ist ja unbestreitbar, daß Korpsgeist und das Gefühl der Kameradschaft bei der Prostitution stärker entwickelt sind als bei der Korruption. Ein Freudenmädchen gönnt der andern neidloser eine Wurzen, als eine Zeitung der andern auch nur die Annonce eines Freudenmädchens. So eine freut sich nicht, wenn die Kollegin »geblitzt« wird, wohl aber so eine, wenn der Kollegin ein Grubenhund widerfährt. Eine Solidarität der Zeitungen gibt sich nur vor der Gemeinheit, die eine der ihren begeht, zu erkennen, nicht gegenüber dem Unglück, das einer von ihnen zugestoßen ist. Wenn dereinst die ‚Zeit' eingeht, so wird die Trauer der Kollegenschaft sich mit den Kundgebungen zum Fall der Marie Schmidt auch nicht annähernd vergleichen können. Denn während hier, wie die ‚Zeit' höhnt, »die ganze Zunft von der Möglichkeit ähnlichen Schicksals bedrückt ist«, wäre sie im Fall der ‚Zeit' nur eine Schmutzkonkurrentin los, und auch von einer Teilnahme des Publikums wäre kaum etwas zu bemerken. Und allzu stürmisch dürfte selbst die Wehklage der Angehörigen eines Etablissements nicht ausarten, aus dem lange vor dem Fall Riehl herzzerreißende Notschreie über Ausbeutung in die Öffentlichkeit gedrungen sind. Man sieht, Zeitungen tun in keinem Falle gut, sich irgendwie in die Vergleichsnähe eines Berufs zu bringen, der es in allen Belangen mit ihnen aufnehmen kann. Die traurige Verwahrlosung im Journalbetrieb, das glänzende Elend verlorener Talente, die in der Redaktion untergehen, hat in der andern Sphäre kaum ihresgleichen. Dagegen muß zugegeben werden, daß die Nutznießer beider Geschäfte, die Bordellwirte der öffentlichen Meinung und die der öffentlichen Liebe, die gleichen Chancen haben, und vor allem dort, wo sich die Konkurrenz am gleichen Material betätigt. Denn man darf nicht glauben, daß die

Zeitungsherausgeber bloß die Talente ausbeuten, die sich der Journalistik ergeben; sie leben auch von solchen, welche sich durch ihre Vermittlung eben jener Prostitution ergeben, über die sich die Zeitung moralisch entrüstet. Der Liebesmarkt ist zwar nicht die ausschließliche, aber eine gewiß einträgliche Domäne der verlegerischen Tätigkeit, und es ist hier wie dort: zur Ausbeutung durch hohe Annoncenpreise, die weit mehr als die Hälfte des erzielbaren Liebesgewinns ausmachen, kommt die Mißhandlung durch die redaktionelle Moral, deren Zuchtrute es mit den Hausmitteln der Madame Riehl schon aufnehmen kann. Die Zeitungen hassen sonst das Leben nur, soweit es sich der Insertion nicht fügt. Hier aber herrscht dieselbe sittliche Entrüstung, welche die Bordellwirtinnen gegen ihre Opfer aufbringen, ein Hochmut, der so tut, als ob er sich nur hinter seinem Rücken bereicherte, seinen gut entwickelten Inseratenteil auch nicht im Spiegel sehen könnte, und der die Erfüllung aller sadistischen und masochistischen Verheißungen, die da geboten werden, glatt perhorresziert. Und dies, wiewohl die Zeitungsleute das Handwerk doch ohne die Gefahr treiben, die den Kupplerinnen droht. Der Herausgeber und der verantwortliche Redakteur, die mit ihren Namen dicht unter dem Angebot der energischen Dame, einen fügsamen Lustgreis auf die Promenade zu führen, eine gewisse Garantie zu geben scheinen, daß es auch gehörig geschehen werde, verleugnen auf einmal alles, sie stecken hinten die Provision ein, um vorne zu behaupten, der Gewinn sei ein Schandlohn und da täten sie nicht mit. Eine empfiehlt ihre Spezialität als »Miß Howart« unter »Birch 25«, eine andere sucht einen »vornehmen Faun«. Man hilft beim Vertrag, findet ihn aber unsittlich. Und man treibt das Handwerk nicht nur ohne die kriminelle Gefahr, die für die Kupplerinnen besteht, sondern auch mit der ökonomischen Sicher-

heit, die den Prostituierten fehlt. Denn nach österreichischem Gesetz kann zwar die Inserentin, die ihren Körper vermietet hat, den Gewinn nicht einklagen, wohl aber der Verleger die Provision. Sie dürfte ihm den Anteil an einem Geschäft nicht vorenthalten, um das sie selbst betrogen wurde. Die Sorte kann nicht geblitzt werden! Vorn halten sie die Ideale hoch, hinten die Preise; vorn rechnen sie mit der Prostitution ab, hinten mit den Prostituierten. Rauher sind freilich die, die weniger Annoncen haben. Das ‚Extrablatt‘, das seinen Raubmördern die Glacéhandschuhe verübelt, die sie nach der Erdrosselung von Frauenzimmern anlegen, macht mit jenen Prostituierten, die noch nicht einmal Ermordete, sondern nur Leidtragende sind, kurzen Prozeß: »Hart und unerbittlich leuchtete die Mittagssonne hinein in diese Gesichter.« Aber sie dürfte auch den Gesichtern der ‚Extrablatt‘-Redakteure nicht gerade schmeicheln, sie werden sich zu rächen wissen und wenn es der Sonne vollends gelingen sollte, das Geheimnis dieses Mordes an den Tag zu bringen, so werden sie sagen, es sei der Polizei gelungen. Die Mittagssonne ist übrigens fast so streng mit den Prostituierten wie die um dieselbe Zeit erscheinende ‚Mittagszeitung‘, die der Polizei nicht gegen die Mörder, sondern gegen die Prostituierten hilft. Wenn sie ermordet werden, haben sie es sich selber zuzuschreiben, aber sie sollen nicht in der Kärntnerstraße vor den Geschäften stehen bleiben! Die Mittagszeitung wird aber doch nicht so weit gehen zu behaupten, daß nur die Kärntnerstraßenmädchen, über deren Vermehrung sie sich beschwert, einem für bares Geld etwas zuliebe tun? Gewiß ist die Kärntnerstraße eine »Dirnenstraße« geworden, aber man kann doch nicht gut übersehen, daß es mit andern Gegenden der Innern Stadt nicht viel besser bestellt ist und daß beispielsweise in der Schulerstraße sich eine Administration neben die andere

drängt, so daß sie bald nur mehr als Zeitungsstraße gelten wird. Die Mittagszeitung stimmt gegen den Gassenstrich für Bordelle, in denen Drangsalierung und Ausbeutung durch eine stärkere polizeiliche Kontrolle zu verhindern wäre. Aber wer hat die Leute, die in der »Elbemühl« arbeiten, so fühllos gegen verwandtes Schicksal gemacht? »Was menschlich ist, ist eben menschlich und darf auch ausgesprochen werden«, sagen sie, um ihre Unmenschlichkeit zu entschuldigen. Was hat jene, die sich durch Geistesschande mehr Adjektiva zugelegt haben, als alle Freudenmädchen Brillanten tragen, und für die ein Mord noch Schmucknotizen abwirft, was hat die Nachdenklichen so gewalttätig gemacht, daß sie sich vom Ende einer Prostituierten auch den Ruin aller andern erhoffen? Aber nicht minder peinlich ist die Couleur des Tout comprendre, die etwa den Tonfall hat: »Da mag es denn wohl geschehen, daß manche strauchelt, manche fällt.« Das ‚Neue Wiener Tagblatt', welches den Mantel der christlichen Nächstenliebe vom Rothberger bezogen hat, scheint zu verzeihen. Es erzählt, ein Wiener habe vor dem Plakat, das die polizeiliche Belohnung für die Ergreifung des Täters verlautbart, ausgerufen: »Ganz recht is ihr g'scheg'n!« Vor diesem Wiener, der vom Schicksal offenbar zum Obmann der Schwurgerichtsverhandlung gegen den Mörder ausersehen ist, plaidiert das Tagblatt, menschlich wie es ist, auf mildernde Umstände für die Ermordete. Die Schandtaten, die sie vor ihrer Ermordung begangen hat, werden ja nicht geleugnet, jener Wiener wird nicht aufgefordert, unterzugehen, aber das Neue Wiener Tagblatt spricht sich die Fähigkeit zu, »über die Dinge dieser Welt und ihre tieferen Ursachen nachzudenken und sich von Vorurteilen freizumachen«, und meint, man könne »beim Fall dieses ermordeten Mädchens leicht auf Probleme stoßen, die allerernstester Erwägung wert sind«. Eben deshalb muß es jedoch verzichten. »Hier ist nicht

die Stelle«, meint es bescheiden, »an der brennende soziale Fragen, und an eine solche rührt das Schicksal der Schmidt-Mizzi, ihrer Lösung entgegengebracht werden können«. Und nichts wäre wahrer. Denn hier ist nur die Stelle, von der der Ruhm des gigantischen Kaffeesieders, der immer erst ab zwei Uhr nachts die Schmidt-Mizzis hineinläßt, in die Welt getragen wird. Hier ist vor allem die Stelle, wo einem freizügigen Gewerbe die Kasernierung der Prostitution im Inseratenteil vorgezogen wird. Hier ist die Stelle, wo man sterblich ist, aber auch ehrlich genug, einzusehen, daß man nicht wie die andern Zeitungen »Haltet die Prostituierte!« rufen darf. Denn man wünscht nichts sehnlicher, als daß die Prostituierten »Haltet das Tagblatt!« rufen. Man ist interessiert, ohne gerade dem Neid des ‚Neuen Wiener Journals' zu verfallen, das der Mizzi Schmidt ihre Einkünfte vorrechnet, wie einer, die bis zu ihrer Ermordung ausgesorgt hat. Man ist objektiv, ohne die vornehme Zurückhaltung der ‚Neuen Freien Presse' mitzumachen, die sich für eine »Mondaine« hält, nicht von der Straße lebt, sondern mit der haute finance verkehrt, eine, die mehr verdient als sie verdient, une dame sévère et impérieuse, die dem Staat imponiert, von mir aber ihre Kopfstücke kriegt. Was freilich das ‚Deutsche Volksblatt' anlangt, so steht die Sache wesentlich anders. Es ist deutsch-christlich und infolgedessen von Natur leicht geneigt, gegen das Laster intolerant zu sein. Ernst kann das ‚Deutsche Volksblatt' den Fall einer erdrosselten Prostituierten jedenfalls nicht nehmen: es lacht nicht gerade, aber es hat genug feine Ironie zur Verfügung, um sie in solchem Fall zu verwenden. »Das Opfer«, schreibt es, »ist eines jener ‚D ä m c h e n', die des nachts die Kärntnerstraße auf und ab promenieren, um Herrenbekanntschaften zu machen ...« Man dürfte nicht fehl gehen, wenn man behauptet, daß hier die Seele eines schlecht gepflegten Vollbartes spricht, in dem noch beim Anblick einer

Toten Raum für ein dreckiges Lächeln bleibt. Jene Seele, die sich auf Nächstenliebe versteht und die auf der Leitmeritzer Geschwornenbank heiter wurde, als man ihr zumutete, die Menscher gegen die Mörder zu schützen. Jene treudeutsche Seele, die auf einem arschen Bewußtsein sitzt und wenn sie selber einmal ein Verlangen hat, ein Verlangen, das nur Ziel, nicht Richtung kennt, ein Verlangen, das nur sie zum Tier macht und nicht das Objekt, und wenn sie es befriedigt hat und wenn sie selbst einen Augenblick der Ekstase in ihrer Erinnerung bewahrte, dennoch unfehlbar für das Erlebnis das Wort »benützen« benützen wird. Eine Redaktion, der noch nie einer, der sie benützte, einen Augenblick der Ekstase verdankt hat, die kaum die Notdurft ordentlich befriedigt, eine Schriftleitung ohne Wasserspülung, ja die muß so fühlen und sprechen. Sie hat ja, schon ehe ein Mörder ihr recht gab, sich über die Prostituierten entrüstet und sie »die am tiefsten gesunkensten Geschlechtsgenossinnen« genannt. Was nur so eine für Wäsche am Leichnam hat! Die Leut' leben! Aber dort, wo das Leben nur ein Lebenswandel war und wo der Tod nur ein Vorleben abschließt, soll man sich gar nicht echauffieren. Lass' mr das Frauenzimmer schlafen! Sie hat sich selbst abgesperrt. Wir kommen zum Frühstück wieder.

Wie steht's Herr Nachbar mit der Sinnenlust? Wir wollen uns nichts vormachen. Die Statuten des Vereines Menschheit, wonach das am meisten verachtet werden muß, was man am meisten begehrt, hat die Natur nicht genehmigt. Wie? Das einzige Bedürfnis, dessen Erfüllung nicht wie Essen, Verdauung und Schlaf nur der Gewohnheit schmeckt, sondern der immer festlichen Stunde, dankt jenen nicht, die sich ihm opfern, sondern schmäht sie? Wie, eine Welt, die für Geld alles tut und nur für Geld und auch was sie nicht kann und auch das Schlechte, verpönt den Tausch von Geld und jener Gabe, durch die

das Weib erst die ihm zukommende Sittlichkeit beweist? Ich weiß nicht, wie das zugeht. Aber das weiß ich, daß die ärmlichste Masseuse, deren Geld der Zeitungsverleger nicht verachtet, die letzte Handlangerin der Lust, und bliebe ihr Gesicht im Dunkel und wäre sie mißgestaltet, und kehrst du ihr den Rücken — nur dafür, daß sie ihn betasten kann, deinem Glück und Geist näher steht als die Leistung sämtlicher Journale, Kollegien und sonstigen Einrichtungen im Staat, die Wohltat und Fortschritt dir besorgen und deren Dasein schon, nicht deren Leistung, dich aufhält und betrügt, verarmt und schwächt. Kitzeln der Haut dient dem Geist besser als eure Bildung — bei der Ehre der Natur! Ihr alle aber lügt ja nur und peitscht für eure Lüge die, deren Leib noch wenigstens die Wahrheit sagt. Der Geist wehrt sich nicht gegen den Sinnengenuß und erliegt ihm nicht; er weiß und bewahrt den Zusammenhang alles Elementaren. Aber alle Mittelmäßigkeit wehrt sich gegen Geist und Natur, alle bärtige Bildung, die über dem Leben hängt, schwarz wie ein Haarsack, wie die Sonne beim Weltuntergang.

Nehmt euch in Acht vor euch! Es ist ja alles Lüge, was ihr treibt; wahr seid ihr nur im Bett! Weil aber eure Wahrheit euern Weibern nicht genügt, so lügt ihr. Ihr lügt, ihr speit sie an, ihr treibt sie auf die Straße, damit ihr vor ihnen die gute Stube voraushabt, in der eure Ehrbaren modern. Denn auch ihnen, den einmal nur fürs Leben Prostituierten, den euch allein und stets nur einmal Prostituierten, genügt die Ehre nicht. Sie möchten auf die Straße und ihr macht aus Wut die draußen nur noch schlechter. Ihr seid zu feig, die draußen und die drin gleich auf der Stelle zu ermorden. Mir wollt ihr eure Ehre vormachen? Eure Stimmen kenne ich, eure Kehlköpfe habe ich nachts auf meinem Schreibtisch und droßle sie, weil sie den einzigen Wohllaut, den Gott erschaffen hat, erdrosselt haben.

Seit euch im Hals der Adamsapfel steckt, schiebt ihr es auf das Weib. Nun lügt weiter! Lacht, Kehlköpfe krächzt, Kahlköpfe quiekt, gröhlt, flucht, Kohlköpfe! Weiter! Erkennt, daß nur die Weiber nackend sind, schämt euch für sie und nicht für euch! Glaubt weiter, ein Kondukt von Prostituierten sei weniger wert die Ehre zu erweisen, die ihr die letzte nennt und die die erste ist, die Menschlichkeit, seit der Geburt entstellt zur Bürgerfratze, seitdem sie lebt der Menschlichkeit erweist. Glaubt, daß ein Zeitungs- und Regierungsrat, der auf den Tod von reichen Juden lauert, um von den Partezetteln Zins zu nehmen, Gott mehr gefällt als eine arme Hure, die nichts ihm zu verdienen gab, als sie gestorben war.

Das Opfer der bestialischen Tat ist eines jener Mädchen, die ihren Leib auf der Straße feilbieten, eine jener traurigen Erscheinungen des großstädtischen Nachtlebens, denen die Straße ihren Erwerb bietet.... Diese vom Schicksal enterbten und von der menschlichen Gesellschaft geächteten Wesen sind derartigen Gefahren mehr als andere ausgesetzt. Ihr Gewerbe bringt es mit sich, daß sie sich mit fremden Männern einlassen müssen, ohne lang nach dem Woher und Wohin zu fragen.... Manch eine, die auf irgendeine Weise auf diesen traurigen Weg geraten ist . . mag von Ekel über ihr Gewerbe geschüttelt sein und muß doch freundlich lächeln, und auf der Bahn des Lasters weiterschreiten, weil ihr die Rückkehr in die bürgerliche Gesellschaft versagt ist.... Das Geld, das sie mit ihrer Schande erworben hatte, trieb einen Mann zu dem furchtbaren Verbrechen, dem scheußlichsten aller Verbrechen, dem Prostituiertenmord.

Marie Schmidt war, wie uns mitgeteilt wird, bei aller Sparsamkeit gern wohltätig und unterstützte häufig in Not geratene Freundinnen. Dabei trachtete sie zu vermeiden, daß die Beschenkten erfuhren, wer die Spenderin war.

Als Marie Schmidt vor einem Jahre erfuhr, daß eine ihrer Freundinnen in Not geraten und der Unterstandslosigkeit preisgegeben war, lud sie die Freundin ein, bei ihr zu wohnen und zu essen. Um bei der Freundin aber nicht das drückende Gefühl des erhaltenen Almosens aufkommen zu lassen, kleidete sie die Einladung in die Form, daß sie die Freundin als Gesellschafterin engagierte, da sie sich allein in ihrer Wohnung langweile. Tatsächlich behielt sie damals ihre notleidende Freundin einige Wochen bei sich.

Wie ist es möglich denn, daß Druckerschwärze nicht mit der Meinung selbst die Farbe wechselt und den Benützern zeigt, wie man errötet? Wie ist es möglich nur, daß Jud und Christ sich immer so in den Vokabeln irren, nicht dort die Schmach zu finden, wo sie stehn, und immer dort nur, wo ihr letzter Auswurf die letzte Spur von Menschentum begräbt! Man zuckt die Achseln. Jeder Meinungsschlampen, der auf sich hält, muß da die Achseln zucken.

Denn wenn sich die Wesen und die Geschöpfe, diese Dinger, die in den Redaktionen sitzen, vor der Leiche eines Freudenmädchens nicht Mut machten — bei Gott, sie würden vielleicht eines Tags von Ekel geschüttelt, vom Schicksal enterbt und dann auch endlich von der menschlichen Gesellschaft geächtet werden!

Ich habe ihn gefunden

der so aussieht, wie jener, bei dessen Zeugung Musik von Lehar gemacht wurde und die Eltern sich eine Dichtung von Stein und Bodanzky vorlasen. Wie der muntere Ladenschwengel, der direkt dem Schoß der Operette als Lebensfigur entsprungen ist. Wie jener Mustermensch, der das letzte Produkt dieser poetisch angehauchten Erde ist, über der die Fixsterne als Kommis walten und die Kometen als Reisende. Ich habe ihn gefunden, der so aussieht, wie alle beim großen Ausverkauf aussehen werden. Ich habe ihn gefunden! Er ist gut gelaunt, warum nicht recht hat er; er will sein Glück machen, bittsie ein junger Mann; er sucht — doch hören wir ihn selbst:

Ich suche ein Mädel, ein fesches,
So was liebes, kluges, resches,
Das in Stunden der Trauer mitfühlt,
Und in tollem Witz sprüht.
Dann verlange ich Mitgift auch
Von 500.000 Kronen,
Weil dies bei uns ist Brauch.
Trifft's zu, dann schreibe sie ein
Brieflein klein
Und lege auch ihr Bildchen ein,
Das ich ihr baldigst retournier',
Weil ich bin Ehrenmann — Reserveoffizier.
Einkommen hätt' ich, das ist klar,
Von 80.000 Kronen im Jahr.
Auch bin ich Jude — das ist wahr,
Doch freidenkend ganz und gar.
Nun paßt's? Ich bitte sehr.
Unter »Mädel, was willst du noch mehr
Nr. 78081« an die Exped.

Er sucht, und ich habe ihn gefunden. Ich glaube nicht, daß in diesem Jahr die Glockenblumen blühen werden. Darum: könnte ich, wie ich wollte, wäre ich Herodes im Staat, so würde ich ihn bei der nächsten Volkstheaterpremiere suchen lassen. Ich weiß, er ist eine gute Partie; aber ich gehe aufs Ganze. Und ließe ihn tanzen vor mir wie Salome und für jede Mille, die er verlangt, ließe ich ihn peitschen, das ist klar, und geböte den Firmenchefs, daß sie die Schilder über ihn senkten: »Man erschlage diesen Freidenker!« Weil dies bei mir ist Brauch. Weil er ist Ehrenmann — Reserveoffizier. Nun paßt's? Ich bitte sehr! Die Brut will sich vermehren? Strychnin für eure Mitgift!

Weiße Frau und schwarzer Mann

»Auf der Tagung der Deutschen Kolonialgesellschaft in Hamburg wurde einhellig der Grundsatz aufgestellt, erotische Annäherungen Weißer an Farbige in den Kolonien auch von männlicher Seite zu unterlassen. Eine solche Annäherung sei indirekt eine Beleidigung der Würde der weißen Frauen. Die weißen Frauen aber werfen selbst mit ihrem Gebaren ihre Würde weg. Es sind nun in Deutschland Stimmen laut geworden, Ausstellungen fremder Volksstämme ganz zu verbieten. Das hieße aber das Kind mit dem Bade ausschütten und ein belehrendes Anschauungsmittel preisgeben. Vielmehr sollten die Frauen, die sich derart vergessen und verlieren, rücksichtslos an den Pranger gestellt werden.«

»Besucherinnen des Hagenbeckschen Tierparkes in Hamburg haben sich Zudringlichkeiten gegenüber den Männern der dort gastierenden Beduinentruppe zu schulden kommen lassen. Es kam so weit, daß die Leitung des Tierparkes und die Polizei eingreifen mußten. Alle Besucherinnen, die auffällig nach der Gunst der Beduinenmänner strebten, wurden einfach hinausgewiesen, ja einige Beduinen, die sich besonders ‚gefahrvoll' benahmen, in die Heimat abgeschoben. Und es waren nicht etwa Mädchen aus niederen Volksschichten, sondern Mädchen und Frauen aus den besseren Ständen, die vor geradezu schwärmerischer Ekstase die widerwärtigste Zudringlichkeit bekundeten. Die weißen Frauen vergaßen ganz ihre Würde.«

*

»In Kapstadt trat vor einiger Zeit eine Kommission zusammen, die sich mit der Untersuchung der Ursache der häufigen Angriffe von Negern auf weiße Frauen beschäftigte. An dieser Konferenz nahmen auch drei Damen teil. Eine derselben, eine gewisse Frau Füller, eine ältliche Frau aus einer kleineren Farmerkolonie, erklärte, viel an diesen verbrecherischen Anschlägen trage auch das kokette, herausfordernde

»Die ‚Deutsch-Südwestafrikanische Zeitung' veröffentlicht den Originaltext eines Briefes, den ein Schwarzer aus Deutschland an seine Eltern in der Kolonie geschrieben hat: Liebe Eltern! Ich Möchte Ihr zu schreiben, Ihr habe mich vergessen, Schreibt mir ka kein Brief. Wenn Ihr Mich vergessen, ich vergesse Ihr nicht. Wie geht Ihr den? seid Ihr alles gesund? Mir geht auch gut. Ihr muß mir auch Schreiben, Wie Ihr geht, das wiel ich auch wissen. Vor-

Wesen mancher weißen Damen bei, die offenbar in vielen Fällen ein gewisses Gefallen darin fänden, mit den armen Niggerboys aufs schmählichste zu kokettieren. Daß sich dann solche Menschen, die ein so ursprüngliches Gefühl haben wie die Schwarzen, leicht zu gewissen törichten Handlungen hinreißen ließen, sei zu begreifen. Anders urteilte ein alter pensionierter Oberst, der sagte, man solle ohne Umstände jeden Schwarzen hängen, der sich die geringste Zutraulichkeit zu einer Weißen erlaube. Ein der Kommission angehörender Arzt sagte, diesen unleugbar bestehenden Mißständen wäre sehr schwer abzuhelfen, da die Neger von Natur aus sehr heißblütig veranlagt seien und die weißen Frauen sie durch ihr scheinbar viel kühleres und beherrschteres Temperament oft bis zur Tollheit reizten. Es sei jedoch zu hoffen, daß die Neger bei fortschreitender Kultur viel von ihrem ungebärdigen Wesen verlieren werden.«

mal war ich Nach Herzfelde bei Berlin, da war schön, aber jetzt bin ich versetzt in anderen Bahnhof. Lange Bleibe ich nicht Mehr da. Jetzt waß ich nicht, wo ich Jetzt hin komme. Vieleich Nach hause oder anderen Bahnhof. Aber hier ist auch gut, aber ist nicht zuhause, am Weihnachsten Sehr kalt, da nemann Winter. Hier in Deutschland viele Schöne Mädel, am Sonntag schön feste Tanzen. Mit Weiße Mädchen da ist viel schöner. Die Weiße sind feine Leute, Wie bei uns auch, aber Manche sind auch Schlecht. Meine liebe Eltern, ich möchte auch da was zu fragen, ich habe hier mit Eine Weiße Mädchen gesprochen, daß Mich herараten kein, so bitten ich, daß Sie Mir 500 Mark schicken, das ich Mit Reise kein. Hier Im Deutschland, wenn Mann heraraten, der Muß viel Geld haben. Aber Jetzt bin ich noch Lehrling, ich verdient keine Geld Jetzt. So Bitten ich für 500 Mark Mir zu schicken. Wirglich sage ich ihnen, Eine Weise Mädchen Muß ich habe, die Weise Mädchen gefeld Mir Ambesten. Mit herzlichen Grüßen Ihr Sohn Joh. Mbida In Deutschland.«

Nigger waß, was gut schmecken. Weißer weiß es nicht. Liebt nicht Liebe, nur Würde. Frau Füller Ausnahme, weil ältlich. Kokettiert nicht schmählich mit arme Niggerboys, lassen sich auch nicht zu gewissen törichten Handlungen hinreißen. Alter Oberst will jeden Schwarzen hängen, wenn jede Weiße zutraulich wird. Alle hoffen, daß schlimme Nigger bei fortschreitender Kultur werden gleichfalls impotent . . . Ein Vorschlag zur Güte, durch den ich mich endgiltig aus der Zivilisation verbanne, eine Idee, durch die ich endlich erreichen muß, daß kein abendländischer Bürger einen Bissen Geistes von mir nimmt, ein Herzenswunsch, der sie alle zu der Überzeugung bringen wird, es sei vorteilhafter, mich statt tausend Neger zu lynchen. Ich

wünsche ihnen also: ihre Nächte wären so schwarz, daß sie den Neger, der neben ihrem Ehebett auftaucht, erkennen müssen. Seine weißen Zähne mögen sie aus dem Schlaf höhnen und die Bekenner der christlichen Caries zitternd nach ihren Weibern sehen lassen. Erzengelhaft mögen der Schwarze und der Gelbe zu ihren Häupten und zu ihren Füßen stehen und die hysterische Beute, die sie der Natur abgejagt haben, bewachen helfen. Oberste, Ärzte, Literaturprofessoren, Richter, Geschworne, Advokaten, Malermeister, Bankiers, Kaffeesäcke, Pastoren, Verdiener jeglicher Art mögen den Alpdruck minderwertiger Rassen, die ihnen allein ihre verhutzelten Weiber in Stand setzen könnten, nicht mehr los werden. Die Furcht, daß bei der nächsten Beduinenausstellung das belehrende Anschauungsmittel mit ihrer Hausehre gepaart sei, verfolge sie in den Traum. Das Kind, das sie mit dem Bade nicht ausschütten wollen, wird nicht von ihnen sein. Nichts trage ihre Vaterzüge als die Phrase. Am Tag mögen sie ihre Frauen an den Pranger stellen, weil sie sie in der Nacht nicht befriedigen konnten, und jene, die es besser könnten, lynchen: so mögen sie im Schlaf erfahren, daß nur die Bildung krepiert, aber die Natur nachwächst. Rings um das Bett wirds lebendig. Aus der Tapete springt ein Chinese, der Mohr neben der Kredenz wendet den Kopf, der stumme Diener macht sich erbötig, wenn der Herr versagt. Hausrat und Zierat werden munter, und jedes Ding hat ein Gesicht. Schon ist die gute Stube voll von minderwertigen Rassen, gleich treten sie ein, sich des gekreuzigten Eros zu erbarmen, des Opfers der tristen Sittlichkeit, die sich entschuldigt, weil einmal keinmal ist. Sancta simplicitas! Milliarden Frauen müssen es büßen, mit ihrer und der Welt Gesundheit büßen, weil die Gatten so bald bereuen! Und weil sie den Stellvertreter nicht anerkennen, so ist er da. Die Minderwertigen sind die geborenen Stellvertreter. Belehrende Anschauungsmittel, die sich

zu törichten Handlungen hinreißen lassen. Haben keinen Grundsatz, doch ein so ursprüngliches Gefühl. Bringen neue Säfte in die Kultur. Haben sie nicht auch schönere Zähne? So brauchen sie sich ihres Lachens nicht zu schämen. Was stehen sie im Traum herum? Wenn sie sich am Tag aufraffen wollten, sie würden mit den weißen Kadavern fertig werden und weißen Leibern an die Sonne helfen. Ich zeige ihnen den Weg. Ich weiß, welche Verpflichtung mir der Geist gegen die Welt auferlegt hat. Mag sie mich, wenn sie dies Bekenntnis liest, noch mehr verabscheuen als bisher. Ich bin der Todfeind, der sich ins abendländische Schlafzimmer geschlichen hat, die Verräter zu verraten. Mögen sie mein Gesicht als das eines Ephialtes in ihren gottlosen Traum aufnehmen!

Er ist doch e Jud

Geehrter Herr!

Daß Sie in der letzten Nummer der ,Fackel' die Zuschrift eines Lesers aufgenommen haben, in welcher der Ausruf: »Er ist doch e Jud« wiedergegeben wird, kann ich nicht als vollen Beweis von Mut betrachten.

Dagegen muß es Mut und Wahrhaftigkeitsgefühl bekunden, wenn Sie der Beantwortung folgender zwei Fragen, die sich ja schon alle Ihre Leser gestellt haben müssen und die für viele, darunter auch für mich ein psychologisches Rätsel bedeuten, nicht aus dem Wege gehen.

1. Glauben Sie, daß Ihnen nichts von allen den Eigenschaften der Juden anhaftet?

2. Welche Stellung nehmen Sie zu dem Satze der Rassenantisemiten, dem auch Lanz-Liebenfels beipflichtet, ein: »Aus der Rasse kann man nicht austreten«?

Ich halte in Ihrem Interesse die Auseinandersetzung mit Ihrem Leserkreis über diese Fragen für notwendig. Hochachtend . . . .

Ich bin anderer Ansicht und halte die Auseinandersetzung in meinem Interesse mit meinem Leserkreis über gar keine Frage für notwendig. Ich halte in meinem Interesse auch Zuschriften, wiewohl ich sie noch immer bekomme, nicht für notwendig und halte sogar alle Sorgen, die sich die intelligenten Leute im allgemeinen und über mich im besondern machen, nicht für notwendig. Auch ist es nicht meine Sache, mir meinen Kopf von fremden Leuten zerbrechen zu lassen. Auch ist es nicht mein Geschmack, mit andern Leuten in einem gemeinsamen Problem zu wohnen oder das nächstbeste zu beziehen, das mir einer offenhält. Denn so pflegen meine Arbeiten nicht zu entstehen. Ferner muß ich es ablehnen, außer den Proben von Mut und

Wahrhaftigkeitsgefühl, die ich schon von selber liefere, mir noch Fleißaufgaben stellen zu lassen. Da mein Tag ohnehin mehr Überstunden als Stunden hat und ich mit der Nacht nicht auskomme, wollen wir uns diese Zugaben gar nicht erst einführen. Dennoch muß ich bekennen, daß Dinge, die ich sagen wollte, oft auf das Stichwort eines beliebigen Lesers gewartet haben und daß ich manchmal für die Offerierung eines vorhandenen Mißverständnisses dankbar war, um die längst vorbereitete Antwort loszuwerden. Der Stein des Anstoßes, den ich wegräume, darf aber darum ja nicht glauben, daß er mir den Weg geebnet hat.

Ich will antworten, ohne den Schein einer Korrespondenz auf mich zu laden. Und ich antworte umso lieber, als mir die Gesinnung, die da fragt, des Ausrufs: »Er ist doch e Jud« hinreichend verdächtig erscheint. Ich bemerke vorerst, daß ich, sorglos, so aus dem Tag herauslebend, mir über so wichtige Probleme wie über das Rassenproblem noch gar keine Gedanken gemacht habe. Denn sich Gedanken machen heißt nicht einmal die haben, die es schon gibt, und gerade die machen sich die Leute. Meine Unbildung bringt es mit sich, daß ich über das Rassenproblem kaum so viel auszusagen wüßte, als notwendig ist, um in einem halbwegs anständigen Kegelklub, der auf sich hält, noch für einen intelligenten Menschen zu gelten. Trotzdem war es möglich, daß ein Fachmann wie der Dr. Lanz von Liebenfels, auf den sich auch mein Prüfer beruft, mich als den »Retter des Ario-Germanentums« angesprochen hat. Wie das zugeht, weiß ich nicht, da doch diese Rassenantisemiten auch den Satz aufgestellt haben: »Aus der Rasse kann man nicht austreten.« Ebensowenig wie aus der Schule, in der das Leben unerträglich ist, weil man geprüft wird. Ich habe aber das unbestimmte Gefühl, daß man auch aus dem Leben nicht austreten kann, wenn man sich auch umbringt,

und daß man, ohne sich umzubringen, jenes höhere Leben des Geistes führen kann, dem man doch rettungslos verfallen wäre, wenn man sich umbrächte. So glaube ich wohl, daß man auch innerhalb der Rasse jenen höheren Zustand bewähren mag, der einmal keiner Rasse versagt war oder der, ihr einmal erreichbar, sie nie unerträglich gemacht hätte. Und so ist es mir wohl auch möglich, Eigenschaften zu hassen, die ich auf jenem Stand der Judenheit, wo sie sich noch nicht von Gott selbständig gemacht hatte, vergebens suchen würde. Dagegen zu behaupten, und damit die erste Frage zu beantworten: daß ich nicht nur glaube, sondern wie aus der Erschütterung eines Offenbarungserlebnisses spüre, daß mir nichts von allen den Eigenschaften der Juden anhaftet, die wir nach dem heutigen Stand der jüdischen Dinge einverständlich feststellen wollen. Wenn wir aber auch zugeben, daß hundert Jahrgänge sämtlicher antisemitischer Drucksorten ein elendes Stammeln sind neben der Sprache, die eine einzige Glosse der Fackel spricht, so wollen wir doch der Tendenz solchen Judenhasses die Ehre lassen, daß sie zu einem Ursprung strebt und nie zu einem Ziel. Ich glaube von mir sagen zu dürfen, daß ich mit der Entwicklung des Judentums bis zum Exodus noch mitgehe, aber den Tanz um das goldene Kalb nicht mehr mitmache und von da an nur jener Eigenschaften mich teilhaftig weiß, die auch den Verteidigern Gottes und Rächern an einem verirrten Volk angehaftet haben. Ich weiß nun doch nicht, was heute jüdische Eigenschaften sind. Wenn es nur eine gibt, die alle andern, besseren verstellt, Macht- und Habgier, so sehe ich diese auf alle Völker des Abendlandes gleichmäßig und nach dem Ratschluß teuflischer Gerechtigkeit verteilt, und wenn dann nur noch eine bleibt, der singende Tonfall, in dem sie ihre Geschäfte besorgen und besprechen, so sage ich, daß ihn die anderen auch treffen könnten, denn es ist der Tonfall, der das Rollen

des Geldes wohlgefällig begleitet. Es ist die Sprache der Welt, es ist ihre Sehnsucht und wir dürfen sie, müssen sie darum als einen jüdischen Zug ansprechen, weil es die Mission der Juden war, dank ihrer Überredungsgabe, Ausdauer und größeren Übung im durch die Welt kommen, dieser eben diese Eigenschaften anzuhängen.

Nun lebt aber jener inferiore Antisemitismus, der, zu feige, um dem Ansturm des kosmopolitischen Judentums nicht zu erliegen, sich an der ehrwürdigen Beute einer vom Judentum selbst verratenen Lebensart schadlos hält. Und diesem Antisemitismus ebenbürtig lebt ein Renegatentum, dessen Beweggrund nicht jener heimliche Altruismus ist, der in die Zeiten wirkt und kommenden Geschlechtern das Leben erleichtert, sondern das um einer unmittelbaren sozialen Geltung willen sich den Feinden anbietet. Hier ist der Einwand: »Er ist doch e Jud« völlig an jenem Platze, den der Jude selbst um den Preis zu beherrschen sucht, daß er Christ wird. Jetzt frage ich aber eine der zehntausend christlichen oder jüdischen Hundeseelen — das Wort nur im Menschensinn, nicht in dem der besseren Kreatur verstanden — die mir, seitdem ich sie hasse, mein Judentum apportieren: ob sie wirklich auch nur einer Zeile, die ich je geschrieben habe, oder einer Handlung, die ich getan habe, das Streben anriechen können (wenngleich wollen), mich durch eine Aversion gegen jüdische Dinge in jenen Kreisen lieb Kind zu machen, deren Aversion gegen die jüdischen Dinge ein wohlfeiler Spott ist und ein Kinderspiel gegen die meine. Ob sie mich wirklich für einen solchen zielstrebigen Trottel oder auf den Kopf gefallenen Haderlumpen halten, daß ich Händlern und Wechslern nur nahetrete, um deren eigenes Geschäft zu machen. Ob sie wirklich glauben, daß ich darauf aus sei, das Judentum, dem ich entstamme, zu »verleugnen«, um etwa mit Grafen,

Offizieren und Prälaten verkehren zu dürfen. Ich will es ja nicht in Abrede stellen, daß ich, jenseits aller politischen Anschauung, Grafen, Offiziere und Prälaten im Prinzip für bessere Verbündete der menschlichen Gesittung halte, als Spekulanten, Psychologen und Originalberichterstatter. Daß ich allen Rückschritt nur perhorresziere, weil er sich vom Fortschritt zur Umkehr verleiten läßt, und allen Zwang nur, weil er die Erpressungen der Freiheit duldet, und daß meine Auflehnung nur einem Staate gilt, der ein Schutzverband ist seinen Feinden, und mein Feuer einem Hausherrn, der seinen Einbrechern die Laterne hält — die Karyatiden vorn, die sind noch sein Besitz! Wer aber glaubt darum, daß ich um einer schäbigen Ambition, um eines Geschäftes, um einer Eitelkeit willen solch armen Besitzern zuliebe rede, kurz um aller jener Wünsche willen, die ich in den für Ambition, Geschäft und Eitelkeit sachverständigen Kreisen viel müheloser, schneller und ausgiebiger befriedigen könnte? Wer glaubt, daß ich den Vorteil, den ich nicht fände, mir von der Verachtung, die ich ernten würde, versüßen lassen wollte? Und daß nicht selbst dort mehr Ehre zu holen wäre, wo mehr Geld ist und mehr Presse? Wo die Unterdrückten die Unterdrücker unterdrücken? Jeder Schritt, den ich getan habe, war ein verzweifelter Versuch, an einer Geltung einzubüßen, die zu gewinnen die Hoffnung eben jener ist, die kalten Herzens ihren Stamm verraten würden, wenn solche Anstrengung heute noch nötig und wenn es nicht viel schöner wäre, ein Jud zu sein und dennoch Österreich zu beherrschen!

Es konnte also nur die maßlose geistige Unterernährung, die das Leben der Phrase herbeigeführt hat, solche Verkennung meiner Absichten ermöglichen. Aber sie ist so toll, daß ich vielmehr glaube, das Entsetzen einer auf den Vorteil eingerichteten Gesellschaft vor einem, der gegen den Vorteil lebt, habe sich hier in die Notwehr der

Verleumdung gerettet. Das Um und Auf meiner politischen Gesinnung besteht darin, daß ich diesem aller Männlichkeit abtrünnigen und allen Glauben zu sich herabzweifelnden Wesen den Ruin der Welt und des Staates im besondern zuschreibe, dieses Staates, der in Wahrheit der Exponent aller Unruhe ist und allen femininen Verfalls. Ich kann daraus keinen Leitartikel, aber tausend Gedichte machen. Und weiß dabei nicht, ob es eine jüdische Eigenschaft ist, an jeden Atemzug, den ein Gedanke braucht, um Wort zu werden, so viel Leidenschaft und Weltentbehrung zu wenden, daß man es einem Werk von fünfzehn Jahren nicht ansieht, und so die Zeit zu vergeuden, die sich die Händler und Genießer der Literatur nur vertreiben wollen. Ich weiß nicht, ob es eine jüdische Eigenschaft ist, das Buch Hiob lesenswert zu finden, oder ob es Antisemitismus ist, ein Buch Schnitzlers in die Ecke des Zimmers zu werfen. Ob es jüdisch gefühlt ist oder deutsch, zu sagen, daß die Schriften der Juden Else Lasker-Schüler und Peter Altenberg Gott und der Sprache näher stehen, als alles was das deutsche Schrifttum in den letzten fünfzig Jahren, die Herr Bahr lebt, hervorgebracht hat. Mit der Rasse kenne ich mich nicht aus. Wie sich die Dummheit deutschvölkischer Schriftleiter und Politiker das denkt, wenn sie mich als einen von ihren Leuten anspricht, und wie sich der koschere Intellekt das zurechtlegt, wenn er mich als einen von unseren Leuten reklamiert, und umgekehrt — das weiß ich nicht, das geniert mich nicht, das geht mir bei einem Ohr hinein und zum Hals heraus. Ich weiß nicht, ob es antisemitische Streberei ist, den Ringstraßenjuden, der nie in den Tempel geht, aber am 18. August in die Pfarrkirche von Ischl, für beiweitem keine so erfreuliche Erscheinung zu halten wie Herrn Bielohlawek, und ich weiß nicht, ob es eine jüdische Eigenschaft ist, einen

alten Schnapsschänker im Kaftan kulturvoller zu finden als ein Mitglied der deutsch-österreichischen Schriftstellergenossenschaft im Smoking. Ich weiß das alles nicht. Wie es mit mir beschaffen ist, kann ich nicht sagen, wenn es nicht aus meinem Lebenswandel ersichtlich ist, und ist es das, so muß ichs nicht sagen. Ich glaube, daß hier wie überhaupt bei der Erschaffung des Menschen und bei der Erschaffung der Werke durch den Menschen, höhere Einflüsse im Spiele sind, als sich bei gebildeter Betrachtung des Rassenproblems zeigen mag. Denn wer beim Wissen stehen geblieben ist, wo man geradezu ahnen kann, wird mit diesen Dingen ja doch nicht fertig. Immerhin ist es gut, daß ein Prüfer, der mehr fragt als hundert Weise beantworten können, mich auf Lanz von Liebenfels verweist, der dem Problem allerdings als Forscher, nicht als Versammlungsredner gegenübersteht. Dieser hat mich für den Retter des Ario-Germanentums erklärt, da er aber inzwischen durch Information erfahren haben dürfte, daß ich jüdischer Abkunft sei, sich offenbar eines Mißgriffs schuldig gemacht. Oder er wußte es, weiß es, und hält seine Meinung trotzdem aufrecht: dann ist er eines Widerspruchs verdächtig. In jedem Fall hätte nicht ich, sondern er die Sache aufzuklären. Er hat es aber schon getan und der Prüfer wird nichts dagegen haben, daß ich ihn zur Lösung des psychologischen Rätsels an den Sachverständigen zurückverweise, von dem er gerade kommt. Der sagt, man könne nicht aus der Rasse austreten, und ich solle nun zusehen, wo ich bleibe. Aber im Jahr 1910, im 40. Heft der Monatsschrift ‚Ostara‘, hat jener ein Gutachten erstattet, das zu zitieren nicht die jüdische Eigenschaft der Eitelkeit, sondern die christliche der Nächstenliebe gegen einen Fragenden gebietet:

Im Grunde sind sie eine mediterran-mongoloide Mischrasse; bei den höherstehenden und edler veranlagten Typen ist stets heroischer Rasseneinschlag . . . . Diesem blonden Judentypus entstammen sehr

viele Genies, die sich teils durch hervorragenden Intellekt, teils durch ehrenwerten Charakter auszeichnen, letzteres insbesonders dann, wenn der mongolische Einschlag nicht gar groß ist. Dem intellektuellen Typus gehörte z. B. Heinrich Heine an, während z. B. Spinoza und Karl Kraus, der Herausgeber der Wiener ‚Fackel‘ (entschieden der größte jetzt lebende deutsche Prosaist), jenem Typus angehören, der hervorragenden Intellekt mit einer vornehmen Gesinnung verbindet.

Man sieht, der Sachverständige hilft sich mit blond und schwarz. Die Eitelkeit gebietet nur festzustellen, daß ich den Fall Heinrich Heine vielmehr jenen Fällen angliedern möchte, die schwarz sind und deren intellektuelle Hochzüchtung sie weitab vom Genius führt. Dagegen glaube ich nicht, daß diesem der mongolische Einschlag unbequem und die Weltordnung ausschließlich auf die Erhaltung des germanischen Typus abgezielt ist. Doch darüber weiß ich nichts und ich wurde ja zum Glück nur aufgefordert, Farbe über meine Rasse zu bekennen, nicht die Farbe meiner Rasse. Auch ob meine Antwort hinreichend Mut und Wahrhaftigkeitsgefühl bekundet hat, kann ich nicht wissen. Wenn es der Fall ist, möchte ich mir die Gegenfrage erlauben, ob es jüdische Eigenschaften sind, oder vielmehr solche, die für jüdische Eigenschaften keinen Spielraum mehr lassen. Eine meiner schlechtesten Eigenschaften ist gewiß, daß ich im Gegensatz zu meinen Lesern mir nur ungern Meinungen bilde und daß ich meine, es sei viel besser, Eigenschaften als Meinungen zu haben. Ich meine aber, wenn sich ein Schwergeprüfter doch eine Meinung erlauben darf, daß es Eigenschaften gibt, die andere Eigenschaften ausschließen. Bin ich zum Beispiel mutig und wahrheitsliebend, so kann ich nicht auch praktisch und gewinnliebend sein. Meint eben jener Ariogermane von eben diesem geborenen Juden: »Sein Wesen aber ist sein großes tief menschlich fühlendes, jedes fremde Unrecht als einen persönlichen, körperlichen Schmerz empfindendes Herz und seine unbestechliche Rechtlichkeit«, so

kann er nicht auch der Meinung sein, daß ich jeden fremden Schmerz als Wohltat empfinde und jede Sensation als Gelegenheit. Bin ich ein Vielschreiber, dem jeder Buchstabe zum Wundmal wird — wer wird behaupten können, daß ich ein Journalist bin? Es müßte denn eine jüdische Eigenschaft sein, keine zu haben. Das kann vorkommen, so sind schon Religionen entstanden, aber unsere Zeit ist vor solchen Weiterungen bewahrt. Bleibt nur, daß es eine jüdische Eigenschaft sein könnte, eine »Doppelnummer«, der die armen Schächer des Humors genau das doppelte Geschäft von einer einfachen Nummer nachweisen können, vernichten zu lassen, weil ich entdecke, daß ein Fragezeichen der Welt nur eine Grimasse schneidet, anstatt daß ein Rufzeichen ihr eine Zuchtrute stellt!

Juli 1914

Sehnsucht nach aristokratischem Umgang

In anonymen Briefen und in noch weniger zuverlässigen Druckschriften, die bekanntlich so entstehen, daß ein Gerücht eine Maschine in Bewegung setzt, wird mir jetzt ein eigenartiges und offenbar einträgliches Doppelspiel, das ich, ein »Schauspieler der Ethik«, seit langer Zeit betreibe, nachgewiesen. Ich aspiriere, heißt es, »mit großem Ehrgeiz auf aristokratischen Umgang und sei sehr stolz darauf, daß sich in meinen Vorlesungen« — vermutlich sind die Prager Vorlesungen gemeint — »einige Mitglieder des ganz reaktionären Provinzadels, blicken ließen, die natürlich die angeblich linksradikalen Angriffe auf die jüdischen Liberalen, Bourgeoisie und Neue Freie Presse mit sehr rechtskonservativem Wohlbehagen anhörten«. Ich habe hier nicht den Provinzadel, zu dem sicher die nur in der Provinz begüterten Familien Lobkowitz u. dgl. zählen, gegen eine Zurücksetzung hinter den Großstadtadel (Pollack von Parnegg, Rappaport von Porada, Eisner von Eisenhof) zu verteidigen. Ich habe nur mich selbst gegen den Verdacht einer zweideutigen Politik zu behaupten. Ich gebe zu, daß dies nicht allzu leicht sein wird, da der Schein gegen mich spricht; aber auch den Willen, es zu versuchen, muß man gelten lassen. »In seiner bekannten Ehrlichkeit wird sich K.«, heißt es allerdings etwas vorschnell, »hüten, dieses Mißverständnis aufzuklären«. Vielmehr folge er »höchst geschmeichelt den Einladungen zu feudalen Privatgesellschaften,

wo man sich das Vergnügen nicht entgehen lassen will, den jüdischen Antisemiten und ganz tollkühnen, aber in Anbetung des Landjunkertums gelandeten Revolutionär aus der Nähe zu besehen«. Es sei ja von mir zu erwarten gewesen. »K., dieser Schauspieler der Ethik, war ja nie wählerisch in Bezug auf sein Publikum. Zuerst war er glücklich über den Beifall derselben Juden und Journalisten, die er in seinen wütenden Satiren angeblich verachtete. Jetzt ist er immerhin zum Hofnarren avanciert.« Die Zukunft sei leicht vorauszusehen: »seine radikalen literarischen Freunde, aber auch alle, die Religion und klerikale Feudalherrschaft nicht identifizieren, werden ihm den Rücken kehren«, und er wird »zum literarischen Hausjuden des Grafen X. emporsteigen«.

Das wird das Ende eines Menschen sein, der unersättlich nach gesellschaftlichen Vorteilen, nur durch ein fortwährendes Versteckenspielen eine Zeitlang den Beifall zweier unvereinbaren Welten einheimsen wollte, um schließlich doch sich für eine entscheiden zu müssen und für die schlechtere sich zu entscheiden. Es ist eine auf die Dauer unhaltbare Zweideutigkeit, im Literaturcafé unter allerlei Vorwänden auszubleiben, um sich zu einer feudalen Privatgesellschaft zu schleichen, wo man nur unter der Bedingung geduldet wird, daß man entweder seine jüdische Abstammung verschweigt oder mit dem Geheimnis seiner Herkunft auch deren Geheimnisse verrät. Daß ich je nach der Situation, die sich bei so einer feudalen Privatgesellschaft ergibt, mehr geschwiegen oder verraten habe, ist mir ohneweiters zuzutrauen, und zumeist habe ich wohl beides zugleich getan. Ich habe das Judentum unterm Wert verkauft, für eine Einladung verraten und selbst beim Essen verleugnet, und wenn es mir die Judenbuben in den Zeitschriften nicht vorgeworfen hätten, so hätte man nie erfahren, welcher Abstammung ich sei, und mein Verrat noch war jenes feige

Schweigen, das den eigenen Geburtsschein fälscht, um den fremden zu verspotten. Nie hatte ich ja, um nicht später in eine unangenehme Lage zu kommen, in meinen Schriften über den Judenpunkt Farbe bekannt; wenn ein Ariofanatiker wie Lanz v. Liebenfels wüßte, daß ich doch e Jud bin, hätte er nicht behauptet, daß ich eigentlich doch keiner sei; und es ist klar, daß die Welt, in die ich hineinstrebe, um ein trügerisches Ansehen zu erraffen, vor einer Enthüllung steht, während die radikalen literarischen Freunde, deren Geburtsschein die erste und die letzte Wahrheit ihres Lebens sagt, mir den Rücken kehren, erstens, weil sie mich verachten, zweitens um mir zu beweisen, daß der gelbe Fleck bereits abgeschafft sei. Wie soll ich das nur abwenden? Kein Zweifel, es gährt. Die radikalen literarischen Freunde, die noch ahnungsloser waren als die feudalen Privatgesellschaften, sind endlich aufmerksam geworden, denn sie können zwar schreiben, aber nicht lesen und haben darum in fünfzehn Jahren nicht gemerkt, daß ich die Pest weniger hasse als meine radikalen literarischen Freunde. Sie haben meine Angriffe auf die jüdischen Liberalen, auf Bourgeoisie und Neue Freie Presse für linksradikal gehalten und nicht geahnt, daß sie, wenn ich überhaupt etwas will und wenn sich das, was ich will, auf eine staatsverständliche Formel bringen läßt, im höchsten Maße rechtsradikal sind. Sie haben geglaubt, ich sei ein Revolutionär, und müssen nun erfahren, daß ich noch nicht einmal bei der französischen Revolution angelangt bin, geschweige denn im Zeitalter zwischen 1848 und 1914, und daß ich die Menschheit mit Entziehung der Menschenrechte, das Bürgertum mit Entziehung des Wahlrechts, die Juden mit Entziehung des Telephons, die Journalisten mit Aufhebung der Preßfreiheit und die Psychoanalytiker mit Einführung der Unterleibeigenschaft regalieren möchte. Nicht was

schwarz unter den Fingernagel geht, haben sie es geahnt, und nun fällt es ihnen wie Schuppen von den Haaren. Sie haben entweder die aufschlußreichsten Nummern der ‚Fackel‘ versäumt, weil diese gerade in der Hand oder nur gestohlen war, oder auch nicht gemerkt, daß der tausendste Teil meiner — angeblich — linksradikalen Glossen, auf eine im Staat geläufige Tendenz herabgesetzt, einen Rechtsradikalismus *) propagiert, gegen den tausend Jahrgänge von tausend klerikalen Zeitungen die Sprache einer Protestversammlung des Monistenbundes zum Schutze reisender Kaufleute führen. Sie haben nicht gehört, daß mir ein verhängter Himmel, dem eine Weltanschauung erspart bleibt, immer noch besseren Trost bringt als eine freie Erde, die zum Himmel stinkt. Es ist ihnen entgangen, daß ich untröstlich bin, die Machtmittel der Staaten nicht gegen den Zerfall der Völker aufbieten zu können, und nur zufrieden in der Gewißheit, daß dem auf den Glanz hergerichteten Menschheitspofel, der jetzt allerorten zu sehen ist, der große Ausverkauf bevorsteht. Solche Stimmungen, Ahnungen, Hoffnungen habe ich, wenn's meine linksradikalen literarischen Freunde nicht merkten, heimlich aus Hirn und Herz direkt ins Heft übernommen. Das aber haben sie zum Glück verpaßt, überschlagen oder nicht verstanden, und sind jetzt fataler Weise aufmerksam gemacht worden. Ich brauche solche Leser, ich streiche, da mich aus der Verzweiflung nur meine Eitelkeit rettet, ihren gedankenlosen Beifall ein, und muß fürchten, ihn jetzt zu verlieren. Ich sammle ja Anhänger, von welcher Couleur und welchem Mißverständnis ich sie immer beziehe. Ich bin ja ein Verbindungsmensch ohnegleichen. Ich gehe im Kaffeehaus von Tisch zu Tisch und grüße die Leute zuerst, als ob ich der Kaffeesieder selber wäre, und sehe es gern, wenn dieser die ‚Fackel‘ hält.

*) Siehe das Nachwort.

Stets noch habe ich einen Parteigegner umzustimmen gesucht — ich krieche vor Aristokraten —, und nie habe ich einem Anhänger gesagt, er möge mich unbehelligt lassen. Nie auch habe ich mir einen linksradikalen Redakteur durch Verweigerung der Erlaubnis des Nachdruckes rechtskonservativer Artikel binnen eines Quartals aus einem Bewunderer in einen Todfeind verwandelt, der sogar imstande war, meinen Gesinnungswechsel zu enthüllen. Und wenn ich eine Vorlesung halte, habe ich beide Parteien in der Tasche. Der Verlauf dieser Abende ist immer der nämliche: so oft ich die Chinesische Mauer lese, rufen die einen: »Bravo! Das war wieder einmal linksradikal!«, während die andere Gruppe ihre rechtskonservativen Anschauungen schmunzelnd erkennt, ohne daß in der Pause oder nachher eine erbitterte Einigung auf mein Parteiprogramm erfolgte. So manövriere ich geschickt zwischen den Parteien, die ich mir beide, solange es geht, tributpflichtig erhalte, während von rechts- und linkswegen die Gegensätze über meinem Kopf radikal werden müßten. Ich suche die Freundschaft, aber ich suche auch die Gesellschaft. Lange Jahre habe ich mich bei der jüdischen und journalistischen lieb Kind gemacht und deren Beifall auf der Habenseite gebucht; jetzt, da ich wegen meiner Satiren auf Judentum und Journalistik in ihrer Gunst fest genug zu sitzen glaube, folge ich beherzt den Einladungen zu feudalen Privatgesellschaften und aspiriere mit großem Ehrgeiz auf aristokratischen Umgang.

Was kann ich gegen diese Feststellung anderes vorbringen, als daß sie wahr sein könnte, wenn die feudale Gesellschaft und der aristokratische Umgang so weit wären, meiner würdig zu sein? Das Zeug dazu — und wenn Legionen von radikalen literarischen Freunden mir den Rücken, ja selbst das Gesicht kehren wollten, ich bekenne es — das Zeug dazu hätten sie, solange Nichtstun davor bewahrt, Übles zu tun, und bliebe nur ihr Dasein unberührt von

einer zeitlichen Gemeinheit, die auch den Grafen zum Jobber macht und die das Geschmeiß der öffentlichen Meinung den Triumph des Fortschritts bejubeln läßt, weil der Träger einer gutgebornen Nase endlich eine Börsenkarte gelöst hat. Ja, ich aspiriere auf aristokratischen Umgang; aber ich, ewig unbelohnter Streber, finde ihn so selten. Wenn irgendwo, ist hier ein Rest Hoffnung auf eine Jugend, die sich der Häßlichkeit abwendig machen ließe, wenn irgendwo könnte ich hier den Versuch wagen, das Unerfüllbare in die Umgangssprache des Lebens, der Politik, ja der Gesellschaft umzusetzen. Mir, der weiß, daß die Empfindungen eines Stallköters erhaben sind über der Ausdrucksfähigkeit eines kosmisch interessierten Literaturgesindels, und der von staatswegen einen Kommerzienrat zwingen möchte, einem Stallknecht zu dienen, mir sollte füglich nicht verübelt werden, daß ich dort, wo ich vergebens aristokratischen Umgang suche, auf anderen verzichte! Ich dringe nicht bis zu Wohltätigkeitsbazaren vor, wo Parvenus nach unten um die Gunst von Handeljuden buhlen. Daß ich trotzdem hinreichend verdächtig bin, aristokratischen Umgang zu suchen, müßten meine radikalen literarischen Freunde längst heraushaben: denn den ihren fliehe ich. Der Typus ist lebensgefährlich. Er ist die Pest, die sich des Daseins freut und jeglichem Bazillus außer dem eigenen auf der Spur ist. Sein Blick löst Welträtsel und dreht Gottes Geschöpfen den Magen um. Er analysiert mir den Traum, in den mein Ekel vor ihm flüchtet. Er weckt mich und ich suche einen König, der eine Bombe hätte für diesen allzu klugen Untertan. Ich weiß, was auf dem Spiel steht: Rettet unsere Seelen! Ich weiß und bekenne — und auf die Gefahr hin, fortan ein Politiker zu sein oder gar ein Ästhet, oder beides —: daß die Erhaltung der Mauer eines Schloßparks, der zwischen einer

fünfhundertjährigen Pappel und einer heute erblühten Glockenblume alle Wunder der Schöpfung aus einer zerstörten Welt hebt, im Namen des Geistes wichtiger ist als der Betrieb aller intellektuellen Schändlichkeit, die Gott den Atem verlegt!

April 1922

Nachwort

Die in diesem Zusammenhang von den radikalen literarischen Freunden mißdeutete, aber nicht ihnen zuliebe, sondern aus stilistischen Gründen beseitigte Wendung »Konservatismus von einer Blutbereitschaft« hat neben der Ankündigung, daß »dem auf den Glanz hergerichteten Menschheitspofel der große Ausverkauf bevorsteht«, mich in den Augen jener zwar als einen Propheten des Weltkriegs bestätigt, aber als einen solchen, der ihn herbeigewünscht habe. In Wahrheit bin ich hier nur ein schlechter Prophet des Zustands gewesen, der auf den Weltkrieg gefolgt ist, indem leider Gottes nicht der Ausverkauf des Menschheitspofels stattgefunden hat, sondern dessen Bereicherung an der ruinierten Menschheit. (Wiewohl ich schon früher eben dies gewußt hatte: »Die Unbesiegten sind die, die nicht in den Krieg ziehen«.) Daß nicht die Menschheit, sondern eben deren Pofel als solcher bezeichnet war — indem »Menschheit« als der weitere Begriff hier wirklich in einem Abhängigkeitsverhältnis zum »Pofel« steht —, das konnte nur der Literatur entgehen. Wäre es anders, so hätte ich ja den »Zerfall der Völker«, an dem ich jenem die Schuld gab, gewünscht und nicht beklagt. Der »König, der eine Bombe hätte für diesen allzu klugen Untertan«, ist gleichfalls ein

Opfer des radikalen Schwachsinns geworden und obschon er datumgemäß nur die Metapher auf eine reale Bombe war, geradezu mit jenen »Königen« verwechselt worden, als die sich bald darauf die bombenbeladenen Fliegeroffiziere vorkamen, mit jenen Teufeln, die ich wohl zu schnell verleugnet hätte, um sie liebevoll an die Wand gemalt zu haben. Doch alles in allem muß den überzeugten Flachköpfen zugestanden sein, daß auch hier — soweit dem unerschütterlichen Ressentiment gegen sie ein positives Bekenntnis abzunehmen war — ein »Widerspruch« offenbar wird, dessen Erlebnis freilich wertvoller ist als die Intelligenz, die ihn erfaßt. In der Abschätzung ihres Lebenswertes ergibt sich keiner. Denn der Menschheitspofel bleibt was er ist, wenn seine Bestrebungen auch schon solche Sphären erfaßt haben, die — dank der Erfahrung an erfreulichen Ausnahmen — noch einen »Rest Hoffnung« zu gewähren schienen. Die Katastrophe hat die Ansicht vom Wert einer schönen Fassade berichtigt und die Grundanschauung bestätigt, die in den öden Fensterhöhlen das Grauen wohnen sah.

Januar 1914

Das Denkmal eines Schauspielers

Unter den vielen Drucksachen, die ich zugeschickt bekomme — als brauchte ich immer neue Belegexemplare für die Erkenntnis, daß aller technische Aufwand der Verbreitung der Geistesschwäche dient —, befinden sich auch solche, deren Format mir die Rücksendung erschwert. Mag Verleger oder Autor glauben, daß ich sie gelesen habe. Ich müßte sie, Kreuzbände im rechten Sinn des Wortes, in ein Postamt tragen, und ehe ich einem Romanidioten zuliebe diesen Weg mache, lege ich ihn lieber zu den übrigen, in einen Winkel, der bis zur nächsten Übersiedlung wartet, um als ganzer ausgemistet zu werden. Ja, ich schlucke den Staub der Zeit; der künftige Mieter wird es rein haben. Ein Titelblatt, ein Verlagsprospekt genügen etwa der Neugier. Nicht unbesehen wandern sie alle, an deren Nichtigkeit so vieler Menschen Kräfte wirkten, in den Winkel. Welch ein Weg, vom Baum, der fallen mußte, durch die Papierfabrik zum Setzkasten, weil der Wahn eines Narren sich am Schreibtisch nicht beruhigen wollte, sondern hundert Hände brauchte, um sich in tausende zu spielen; welch ein Apparat aus Zeit und Nerven, bis der Ehrgeiz eines, der das Alphabet mißbrauchen kann, die Gangart eines Briefträgers beschleunigt, der mir das Rezensionsexemplar bringt. In den Winkel!

Vor solchem Ende bleibe ein Doppelband bewahrt, den ich in der nach Monaten ersten freien Stunde durchblättert habe. Die spärliche Pause, die

mir, der letzten Beute meiner Jagd, gegönnt ist, wie verbringe ich sie? Nicht mehr vor einem Kunstwerk, weil seine Fülle mich nicht beruhigt, wenn sein Mangel mich in die Arbeit treibt. Unzulängliche Götter lassen mich nicht zur Andacht kommen. Nur Menschliches, das noch kein Nachschöpfer geformt hat, taugt zur Erholung. Doch welche Qual der Hindernisse sperrt den Weg dazu, wenn sie es nicht längst verschüttet hat! Menschen kennen lernen, ist Gefahr ohne Romantik. Aber es gibt noch Verstorbene — immer seltener auch sie — und wird man mit solchen bekannt, so zeigt sichs bald, ob die Anknüpfung sich lohnt; und wenn ein abgeschlossenes Stück Menschentum aus Briefen zu uns spricht, so sollen wir umgänglich sein. Ich habe eine Bekanntschaft gemacht, auf die ich stolz bin. Ich habe den wahrsten Menschen kennen gelernt, und es war ein Schauspieler. Adolf Ritter von Sonnenthals Briefwechsel*) — von der liebreichsten Kordelia mit jener beherrschenden Sorgfalt, die nur die Treue hat, gesammelt — läßt eine Gestalt erblicken, die wie das letzte Ebenbild Gottes in ihrer Zeitverlassenheit zum Monument ihrer selbst wird. Von dem Augenblick idealer Lebenserwartung, in dem das Kriehuber'sche Blatt von 1859 einen edlen Jüngling vorstellt, bis zu dem ins Jenseits glotzenden Wahnsinn Lears — welch eine Dichtung aus Milde und Männlichkeit, Anmut und Adel, Güte und Größe, die die Natur zustandegebracht hat, damit ein Komödiant einen Pfarrer lehre, ein Jude den Aristokraten, der Schneiderlehrling den Weltmann. Nie hat es einen ritterlicheren Ritter gegeben als diesen vollkommensten Darsteller einer bürgerlichen Kultur, deren kläglicher Zerfall noch durch die Harmonie dieser Lichtgestalt geadelt wird. Nie hat ein jüdischer Familienname weniger

*) Nach den Originalen herausgegeben von Hermine von Sonnenthal, mit zwei Bildnissen in Gravüre, 24 Einschaltbildern und einem Brieffaksimile.

den Glanz seines Inhalts verleugnet; und so wahr die penetrante Häßlichkeit des Wiener Lebens vor einem Gonzaga nur noch an eine Kommerzgasse denken läßt, die in jenen Schottenring mündet, vor dem man nicht an Schotten denkt, so möchte man vor einem Tal voll Sonne sich immer auch eines strahlenden Menschenlebens besinnen, über das durch alle Alter die unveränderte Gnade eines windstillen Klimas gebreitet war.

Viele Probleme, mit denen die Zeit sich über Wasser hält und die der Zweifel braucht, um nicht an sich selbst zu verzweifeln, werden zuschanden vor der Einheit eines Menschen, dessen Hingang zu rechter Zeit erfolgt, um den Reinhardt'schen Ensemblewirkungen des Zerfalles Platz zu machen. Der Zusammenbruch der Lebens- und Bühnenwerte vollzieht sich in dem Grinsen einer Generation, die zwischen Gott und dem Schauspieler alles zerzweifelt, was imstande war, ein schöneres Leben als das ihre auf die Beine zu stellen. Die Unfähigkeit zum Gefühl, die wirklich hofft, durch Autos weiter und durch Aeros höher zu kommen, erfrecht sich eines Stilbewußtseins und wirft alles in die Rumpelkammer ihrer Parvenüschaft, was doch so bedeutend war, daß es ableben mußte, um dem Mißwuchs das Recht auf Selbstbehauptung zu vermachen. Die Höherwertigkeit eines Zeitalters beweist sich aber nicht an dem höheren Niveau literarischer und sonst gewerblicher Fertigkeit; nicht einmal an dem Dasein vereinzelter schöpferischer Mächte, die nur Boten sind des kommenden Chaos. Sondern sie hat sich an der höheren Aufnahmsfähigkeit bewiesen und an der größeren Bewegtheit der Masse, und die Kultur des Theaters zeigt den Wärmegrad des Lebens an. Ist die Massenkunst schlechter, so ist die Masse schlechter geworden. Nur zwischen sieben und zehn ist unmittelbar das Abbild unsres Zustandes erhältlich, nicht durch die Literatur. Es beweist gar nichts

gegen eine Zeit, daß die Konturen, in die schauspielerisches Leben eingefüllt war, von handwerklichen Federn gezogen sind. Es beweist aber alles für eine Zeit, daß in diesem Grundriß echte Bühnengötter ihre Wunder schufen. Ein Mißglaube ist es, der vom Wort und vom Geist jene unmittelbaren Wirkungen auf die Gegenwart erhofft, die allein der Klang vermag und das Weib. Der Sprechkunst, nicht der Sprachkunst ist es vorbehalten, uns selbst zu sagen, wie es um uns selbst bestellt ist. Zum Gedanken führt keine Bühnentür, und der Weg, der ein Säkulum braucht, steht nicht für einen Abend offen. Die Zeit war noch ganz, die halbe Autoren hatte. Die ganzen leben nicht dem Ohr der Gegenwart, sie schaffen das Ohr der Zukunft. Sie sind nicht zu lesen, denn sie gehen auch ungelesen in das Blut. Daß sie durch den Mund des Schauspielers gehört werden könnten, war immer der Irrtum eines Literatentums, welchem Kunst und Bühne nur darum vereinbar scheinen, weil es im gleichen Abstand von beiden lebt. Kein Tropf, der mit der dramaturgischen Forderung an das Theater herantritt, hat sich noch den Kopf darüber zerbrochen, warum denn heute unter verständigen Bühnenbürgern, die Ibsen erläutern können, kein Vulkan mehr ausbricht, keine Leidenschaft, die mit Kean oder Narziß vorlieb nimmt, um die Erde zu erschüttern. Als ob die Menschlichkeit, die der große Schauspieler wirkt, vom Wortmacher mehr als das Stichwort brauchen könnte, und als ob die unvergeßliche Gebärde je etwas dem Teil von Shakespeare verdanken könnte, der des Geistes ist und nicht des Stoffes! Und als ob der Gedanke auf die Zunge angewiesen wäre und nicht von ihr, indem er ihr Laute leiht, zugleich gefesselt würde. Als ob, was gehört wird, auch verstanden werden könnte, und was gefühlt wird, nicht vom Sprecher käme, sondern vom Wort. Die stickige Zeitluft, in der Schauspieler

zu Psychologen werden mußten, tut sich viel darauf zu gute, die Literatur dem Theater nähergebracht zu haben. Aber sie weiß nicht, daß sie hier — zeitweise — bloß mit ihrem analytischen Pech Glück hat. Sie hat das Theater zum Hörsaal gemacht, in welchem zu tausend Einzelnen gesprochen wird, ohne die bindende Kraft, die nie der Begriff, nur der Tonfall vermag. Was sind tausend intelligente Schwächlinge, wenn sie nicht einmal mehr das eine und einzige Weib bilden, das dem Schauspieler erliegt? Die literarischen Gelegenheitsmacher jener großen schauspielerischen Generation, die nie mehr eine Nachfolge finden wird, die geistigen Korrespondenten eines Sonnenthal, die ihm auch Briefe schreiben, sind die Autoren zwischen Gottschall und Lindau. Sie sind reinlicher als die Handlanger, die heute, entlarvt vom schauspielerischen Mittelwuchs, mit ihrer Geistigkeit als solcher dem Publikum Spaß machen, welches sie — Hand auf den Bauch — noch immer bei weitem dem Ibsen vorzieht. Es ist gleichwohl möglich, daß der Kulturhochmut, der heute um das Theater herumschwindelt, aus der Mitwirkung eines Philippi an einer Riesenleistung der Wolter, eines Sudermann an einem ihn umstülpenden Triumph der Helene Hartmann, aus der zeitlichen und räumlichen Anwesenheit der nüchternsten Macher bei den heroischen Augenblicken des Burgtheaters dieselben falschen und frechen Schlüsse zieht wie aus der Unentbehrlichkeit des Herrn Buchbinder für den ein Volkstum bezeugenden Genius Girardi. Man beklage den literarischen Defekt und man finde den schauspielerischen Effekt bedenklich. Doch »dieser Defektiv-Effekt hat Grund«. Die Poloniusse verstehen es nur nicht. Sie glauben, die mimische Leistung sei ein Vergängliches und habe sich jeweils an dem Text zu beweisen. In Wahrheit lebt der Klang länger als das Wort, wenn es nur ihn hat und nicht auch die Schrift. Wie sonderbar, daß das

wahre und großartige Leben, das einen Sonnenthal und seinen Umkreis erfüllt hat, noch im Briefwechsel die zweifelhaftesten Kompagnons seiner Erfolge adelt. Und wie wird das Gefühl, an einer schauspielerischen Leistung sei nur der Text vergänglich, eben vor dieser Briefsammlung zur Gewißheit! Das Menschentum, das im durchschnittlichen Komödianten verschwindet, um im großen Bühnenschöpfer wiederaufzuleben, und nicht anders als in jeder andern Formkraft, die eine Kunst bedeutet, es lebt als ein Beispiel fort und geht — trotz der Ansicht über die Flüchtigkeit des Bühnendaseins — ganz ähnlich in das Gehör der kommenden Geschlechter ein, die es nicht mehr hören können, wie die Bücher, die nicht gelesen werden müssen, um fortzuwirken.

Dieses hier aber gehört zu jenen, die gelesen werden sollten um einer zeitlichen Wirkung willen: um die Auffassung zu berichtigen, welche die von einer wesenlosen Natürlichkeit bestochene Generation von der verflossenen Größe hat, mit deren Schilderung die überlebenden Zeugen ihr nur ein posthumes Vorurteil beibringen. Sie hat sich gewöhnt, das Pathos der überlebten Epoche für ein solches zu halten, das schon in seinem Ursprung ein Residuum sein müsse, und es sei eben eine Zeit gewesen, die aus dem Leben, das immer schon nach ehrlichen Handelshäusern verlangt habe, mit einem dekorativen Betrug herauszuwachsen bestrebt war. Die Kunst einer Wolter könne nichts anderes gewesen sein als der Bühnenausdruck dessen, was sonst eben auf makartisch gesagt wurde. Sie ahnen nicht, daß eben in solcher Zeit die Urkräfte auf der Bühne entfesselt waren. Sie glauben wirklich, daß ihre dürftigen Eindrücke von geschlossenen Ensembles, durch die ein Regisseur den Willen eines bühnenfremden Autors drückt, an die Erschütterungen hinanreichen können, welche in den ironisch klischierten Achtziger-Jahren einer Jugend zuteil wurden, die, wenn keinem anderen Erlebnis,

diesem da bis zum Grab die Treue hält. Bei der reinen Flamme, die die Erinnerung an das Dasein eines Lewinsky verklärt, sei's geschworen: hier ist das Lob des Vergangenen die letzte Phrase, die die Wahrheit sagt. Und wie ist dieser Sonnenthal'sche Briefwechsel imstande, die ganze Konvention eines maniervollen Lebens eben wieder glaubhaft zu machen, wenn seine fortwährende Wärme und Würde unserer Zeit verlogen scheinen müßten, weil diese noch in ihrer Fratzenhaftigkeit verlogen ist. Denn die Frechheit des Benehmens ist ihr ganzer Inhalt, aber die Sitten der Vorzeit waren der Spielraum für die Kraft. Davon könnte bei einigem guten Willen dieses Buch überzeugen, in dem hinter keinem Schnörkel ein unechtes Wort ist, mindestens keines, zu dem man sich nicht ein echtes Herz vorstellen möchte. Denn in diesem Schauspieler ist so viel Höflichkeit, daß ihrer nur die Gradheit fähig ist, und so viel Menschlichkeit, daß man erst hinterdrein gewahr wird, ihre Anlässe seien Rollen gewesen und die Träne sei über Schminke geflossen. Spät erst, im Zersplittern jener bürgerlichen Kultur, der ein Schauspieler seine Ritterkrone aufsetzte, mochte es scheinen, als wäre seine Art auch eins mit ihrem Mißklang, und es war möglich, daß ein Ressentiment gegen eine jüdische Presse, die längst die Vertretung der Verfallsbestrebungen übernommen hatte, seinen ehrwürdigen Resten unrecht tat. Aber vor dem Buch, in dem sein ganzes reines Leben aufgebreitet liegt, stellt es sich leicht heraus, wie wenig diese Natur mit dem unsaubern Verlauf der Dinge zu schaffen hatte. Nur wer nicht weiß, daß auf den höchsten Höhen der Schauspielkunst die Quelle des Lebens wieder fließt, kann über die Profession dieses Edelmannes, wenn man sich ihrer nach so viel Feinheit doch vergewissert hat, den Kopf schütteln. Es mag dieselbe Ahnungslosigkeit sein, der auch seine Konfession noch heute zum Maß für die Tiefe seiner Empfindungen dient.

Sein Wesen war mehr, als ihm bewußt sein mochte und als er es sich erlauben wollte, jenem Streitfeld entrückt, wo die Dummheit, die den Menschenwert konfessionell verdächtigt, und die Frechheit, die ihn konfessionell begründet, noch immer miteinander beschäftigt sind. Der Antisemitismus, der einen Adolf Sonnenthal nicht für voll nimmt, ist von seiner eigenen Leere erfüllt, und die liberale Weltanschauung ist eben dort zu Ende, wo sie sich auf den Darsteller ihrer noch unverbrauchten Humanität zu berufen beginnt, der ein Mensch war, ehe die Händler zur Welt kamen. Eine andere Weihe als ihren angemaßten Tempelsang hat die Orgel seiner Stimme begleitet. Ertönte sie heute und später, sie wäre als Sturm geboren, der unter ihnen Schrecken verbreitet. Wohl hatte sie nichts von der feindlichen Urgewalt, mit der die Rede der großen Tragöden das Ohr überrannte, wie die Matkowskys, der Wolter und vielleicht jener Burgtheatergiganten, deren Art der junge Sonnenthal verzückt erlebt hat. Und dennoch hatte sie, wenn sie mit sanfter Überredung sich Eingang verschaffte, die Macht, uns bis zum Herzkrampf zuzusetzen, und wenn sie Goneril verfluchte, so klang sie, als würden Trümmer des Menschentums durch Tränen zerbröckelt. Wenn je eine schauspielerische Begabung würdig war, durch ein Denkmal vor dem Gesicht der Taubheit geehrt zu werden, so war es diese, die sicher wie keine zuvor den Umfang des von der Bühne zu umfangenden Lebens hatte und die vollkommenste Sprache einer Gesellschaft führte, wie Girardi die eines Volks. Das Kainz-Denkmal ist, wie es jede solche Verewigung eines trefflichen Einzelfalls von Schauspielerei wäre, in Pietät oder Eitelkeit die Privatsache jener Kreise, die auf die Idee verfielen. Es mag in der Stadt, deren Persönlichkeit ihre ureigensten Darsteller vergißt und in der es kein Nestroy-Denkmal gibt, als eine

Kuriosität seinen Platz haben. Sonnenthals Briefwechsel wirkt bescheidener und deutlicher. Und bleibt eben darum auch der Beachtung jener Passanten entrückt, die Zeitungen lesen. Außer durch ein paar Notizen hat man nichts von diesem Buch erfahren, in welchem nebst der wunderbaren Geschlossenheit eines Schauspielerlebens, vor dem der faule Zauber aller Ensembles schwindet, in einer Reihe konventioneller Briefe die ganze Tragödie der Burgtheaterherrlichkeit, der ganze Dahingang einer edlen Bühnenkultur, der ganze Abstieg der Wiener Gesellschaft beglaubigt ist. Und nebstbei noch dargetan, daß Aristokraten von 1860 bis 1890 ein besseres Verständnis für die Dinge zwischen dem Geist und der Szene hatten als Literaten von 1914. Man hat allzu wenig von einem Buch gehört, aus welchem ein Ritter spricht, an dem man immer wieder mit Staunen gewahr wird, daß er eigentlich ein Hofschauspieler ist, aber den zu ehren Fürsten eine Ehre war; ein Schauspieler, der weit voran der nachkommenden Standesmittelmäßigkeit, die auf soziale Geltung sieht, doch so wenig komödiantische Eigenschaften gezeigt hat, daß man an seinem Schauspielertum zweifeln müßte, wenn man nicht eben wüßte, daß er diesem, nur diesem seine ganze Reinheit aufbewahrt hat. Von einem Buch, das selbst dann wertvoll wäre, wenn es, ohne die Erinnerung an einen vorzüglichen Mann festzuhalten, bloß als eine Sammlung theater- und kulturhistorischer Dokumente in Betracht käme. Das aber schon durch einen einzigen Brief jene Weihe zu fordern und zu empfangen scheint, welche die Überlebenden der Persönlichkeit Adolf Sonnenthals schuldig bleiben. Der 86jährige La Roche übermittelt — 1880 — dem Jüngeren, der in München reichen Erfolg hatte, die Grüße Elisabeth Marrs. »Die Frau Heinrich Marrs«, sagte sie, »läßt ihn grüßen . . . . Es tat mir wohl, ihn spielen zu sehen, denn ein edler

Hauch weht uns aus seinen Darstellungen entgegen!« Und La Roche fährt fort:

Daß Sie große Sensation in München machen würden, wußte Carl La Roche vorher, und wo denn nicht?!

Aber, lieber Adolf —

NB. »Sparsam nur die Lippen naß gemacht
Hält stets in Amors Diensten Euch in Ehren —
Allzu rasche Spende
Macht dem Lied ein Ende,
Und wenn Seufzer winken,
Wird der Muth Euch sinken —
Darum sparsam etc. etc.«

Diese Lehre habe ich in der alten Oper »Hieronimus Knicke« vor 68 Jahren in Danzig gesungen — und stets befolgt!! Aber — jetzt ist es aus, ich bin fertig. Man sagt zwar, daß mit dem 86. Jahre, welches ich am 12. Oktober in Aussicht habe, die wahre männliche Kraft wieder eintrete, aber ich glaube nicht daran, zumal ich dieses Alter auch nicht erreichen werde, denn es geht mir wirklich miserabel und ich habe allen Muth verloren. Alt werden und nicht gesund dabei, soll der Teufel holen!

Raimund sang:

»Scheint die Sonne noch so schön,
Einmal muß sie untergehn!
Brüderlein fein,
Mußt nicht traurig sein!«

Ja, der hat gut singen, er hats überstanden. —

Mir schien die Sonne auch oft hell und schön und müßte ich ein undankbarer Hund sein, dies nicht anzuerkennen . . . .

Nun, lieber Sonnenthal, ruhen Sie ein wenig aus auf Ihren neu erworbenen Lorbeeren und schonen Sie sich nach Möglichkeit . . . .

Der Baumeister, der Bildhauer, der Maler kann von seinem Kunstwerke sagen: »Dies ist, und es wird sein« — Nicht so der Schauspieler. Nur das Aufgebot aller seiner Kraft gewährt seinem Kunstwerk Vollendung. Jedes reißt ihn näher an das Grab — das sagt nach jeder kräftigen Darstellung die keuchende Brust, seine klopfenden Pulse und das erschütterte Nervensystem, ohne daß er sich rühmen könnte: »Dies wird sein! — « Sein Kunstwerk geht dahin, wie das Lächeln über das Gesicht eines Menschen. Drum rede der Freund und der Bewunderer eines seltenen Talents ein dankbares Wort von dem, was gewesen ist! —

Warum sollte diese ehrwürdige Handschrift, die unter liebenswürdigen Weisheitslehren Selbstbescheidung in einem erhabenen Tonfall findet, nicht besser und aufhebenswerter sein als das viele Geschmier und Geschwätz, mit dem eine alters-

schwache Jugend das Theater überschätzt, um es in seinem Urwert zu verkennen? Es ist, als ob in diesen Sätzen ein Laut von jenem Heros selbst verhallt wäre, unter dessen Führung der Schreiber in Weimar den Mephisto studiert hat. Und sie sind an einen Mann gerichtet, der siebzig Jahre später in Weimar der großherzoglichen Familie den Faust in dem Fauteuil vorliest, »in welchem, wie die Großherzogin freundlich aufmerksam macht, Goethe selbst immer während seiner Vorlesungen gesessen hatte«.

Drum rede der Freund und der Bewunderer eines seltenen Talents ein dankbares Wort von dem, was gewesen ist. Die Weisung La Roche's, in so alten Worten so neu gefühlt wie nur Iphigeniens Abschied, hat eine dankbare Überlebende noch einmal an den Schluß des Buches gesetzt. Und damit fassen wir — im Angesicht der uns umgebenden Gewandtheit — Mut zum Schmerz darüber, daß Sonnenthals Thräne nicht mehr fließt. Und daß dieser große Chor unserer Jugendbühne verstummt ist, ohne den Jugend zu haben uns heute nicht mehr denkbar scheint: Die Glocke, die Charlotte Wolter hieß; der Hammer, der mit Lewinskys Rede das Gewissen schlug; und einer Brandung gleich die Stimme des Cyklopen Gabillon; Zerlinens Flüstern; und Mitterwurzers Wildstroms Gurgellaune; eine Tanne im Wintersturm jedoch war Baumeisters Ruf; und schwebend, eine Lerche, stieg des jungen Hartmann Ton, vermählt dem warmen Entenmutterlaut Helenens; und Hagel, der durch schwülen Sommer prasselt, Krastels Sang; und edlen Herbstes Röcheln Roberts Stimme. Und Sonnenthals: die große Orgel, die das harte Leben löst. Und all der Sänger Stimme und Manier, die noch verstimmt, von so eindringlichem Geiste war, daß sie bewahrt sei gegen alles Gleichmaß, womit die Narren der Szene und der Zeit die lauten Schellen schlagen!

Die Kinder der Zeit

[Die Zeitung in der Schule.] Das Lesen einer Zeitung wurde in Danzig als Unterrichtsdisziplin in den Lehrplan aufgenommen. Die Erfahrungen, die mit dem Inhalt der Zeitungen gemacht wurden, werden durchweg als ausgezeichnet hingestellt. Es wurden die Schüler und Schülerinnen in der Geschichts- und Geographiestunde mit den Ereignissen der neuesten Zeitgeschichte bekannt gemacht, unter anderem mit dem Tode berühmter Männer und der Geschichte ihres Lebens und Wirkens, mit Erdbeben und ihren wahrscheinlichen Ursachen, mit Vulkanausbrüchen, Bergwerkskatastrophen mit ihren Ursachen usw.... Auch der Kurszettel und die Darstellung der steigenden und fallenden Lebensmittelpreise waren geeignet, den Unterricht in der Schule dem Leben dienstbar zu machen, ohne daß dadurch doch der Lehrplan selbst in irgendeiner Weise Schaden litt. Eine Nebenwirkung der Erschließung dieser neuen und zweifellos sehr glücklichen Stoffquelle wird, so fügt das von Wilhelm Ostwald herausgegebene ‚Monistische Jahrhundert' hinzu, auch sein, daß die Kinder schon die Technik des Zeitungslesens — die praktische

[Der Tod eines Kindes.] Das Polizeikommissariat Schmelz hat die Erhebungen in der Affaire des Todes des fünfeinhalb Monate alten Straßenbahnkondukteursohnes Josef Lunz fortgesetzt und folgendes erhoben: Das Ehepaar Josef und Johanna Lunz wohnte seit 1. Januar 1911 im Hause Linzerstraße Nr. 18. Lunz ist ein krankhaft jähzorniger Mensch, der, gereizt, Gattin und Kinder mißhandelte. Das Ehepaar hat drei Kinder, die dreijährige Johanna, die zweijährige Marie und den fünfeinhalb Monate alten Josef, der unter außergewöhnlichen Umständen den Tod gefunden hat. Wenn die drei Kinder schrien, dann geriet Lunz in einen wahnsinnigen Zorn, in dem er seiner selbst nicht mehr Herr zu sein schien .... Schon vor ungefähr drei Wochen hat Lunz den kleinen Josef, als das Kind wieder einmal schrie, in ganz sonderbarer Weise behandelt. Als das Kind nicht aufhören wollte, zu schreien, wickelte er das Gesicht des Kindes in Zeitungspapier und darüber eine Bettdecke. Durch die entstandene Hitze drückten sich die Buchstaben der Zeitung auf der Stirne des Kleinen ab.... Als am nächsten Morgen sich bei dem Kleinen Symptome einer Krankheit

und kritische Handhabung dieses wichtigsten geistigen Verkehrsmittels der Gegenwart — beizeiten erlernen.

[Der eugenetische Kongreß.] Bekanntlich findet in London gegenwärtig der Eugenetische Kongreß statt, der sich eingehend mit der Verbesserung der Rasse und Zuchtwahl befaßt. In einer der letzten Sitzungen las der Professor der Turiner Universität Roberto Michels eine Arbeit vor, in der er den Versuch macht, zu beweisen, daß der Erfolg der Politiker und Parteiführer mit ihrer äußeren Erscheinung zusammenhängt. »Unsere italienischen hervorragenden Führer sind alle schöne Männer,« sagt er, »und nun finde ich in England die Bestätigung meiner Theorie. . . . Beinahe alle Ihre Politiker sind schöne Leute. . . .« In einem Interview mit einem Vertreter der Zeitung ‚Expreß' sagte Professor Michels: »Der beste Vater für einen Politiker ist der Advokat. In ihm schlummern alle Eigenschaften, mit denen der Politiker ausgerüstet sein soll. Er ist gewöhnt, in der Öffentlichkeit zu sprechen, ist schlau und hat Übung im Gebrauch von Argumenten. Nach dem Gesetz der Vererbung wird sein Sohn mit diesen Eigenschaften schon geboren.« Ein Professor der Cambridge-Universität teilte dem Interviewer mit, wie bei der Wahl der Frau vorzugehen sei. Vor allem soll man die Gattin aus demselben Stand wählen. Ein Politiker darf keine Frau heiraten, die sich nicht schon als Mädchen für Politik interessiert; ein Literat soll in eine literarische Familie hineinheiraten. . . . Auf diese Art wird

zeigten, holte der Vater einen Arzt, der, wie berichtet, Erscheinungen einer Quetschung des Gehirnes konstatierte.

[Künstliche Erzeugung von Lebewesen.] Nachdem es bereits gelungen ist, auf künstlichem Wege weibliche Eizellen zu befruchten, einzelne vom Organismus losgetrennte Zellgewebe in einer chemischen Lösung durch längere Zeit am Leben zu erhalten, dürfte es nach dem Urteil hervorragender Biologen nicht mehr unmöglich sein, in Hinkunft auch Lebewesen auf rein künstlichem Wege zu erzeugen. . . . Prof. Loeb, der sich mit diesen Problemen seit mehr als fünfzehn Jahren beschäftigt, ist dem ‚Matin' zufolge der vollen Überzeugung, daß es der Biologie in nicht allzu ferner Zeit gelingen werde, das Mysterium des Lebens völlig zu erforschen und lebende Wesen auf künstlichem Wege zu erzeugen. . . . Ebenso äußerte sich Prof. Carrel sehr optimistisch über die möglichen Erfolge der Biologie. »Ich bin fest davon überzeugt,« sagte der berühmte Chirurg, »daß man eines Tages dazu gelangen wird, künstliches Protoplasma herzustellen, kurz, die Urzeugung auf chemischem Wege hervorzurufen. Mit Hilfe der neuen biologischen Erfahrungen und der ausgezeichneten Präzisionsapparate, die stets durch neue Verbesserungen auf einen erhöhten Stand ihrer Leistungsfähigkeit gebracht werden, muß es dem Forscher schließlich gelingen, die geheimnisvolle Mechanik des Lebens, von der wir bis jetzt noch sehr wenig wissen, genau zu erkennen. Die nächste Folge wäre dann,

der ganze Stand verbessert und veredelt. Aus solchen Ehen gehen ideale Kinder hervor.... Professor S. G. Smith von der Minnesotaer Universität vertrat beim Eugenetischen Kongreß neue Ansichten, indem er seinen Vortrag mit den Worten einleitete: »Das große Problem der Welt ist nicht, wie man bessere Babies hervorbringt, sondern was man mit jenen zu tun hat, welche von selber kommen. Die Tragik der Menschheit beruht auf ‚verdorbenen' Babies.« falls es gelänge, lebende Zellen auf künstlichem Wege zu erzeugen, einen permanenten Lebenszustand zu unterhalten, da man die durch Alter oder Krankheit morbiden Zellen auf künstlichem Wege durch neue Gewebe ersetzen könnte«.... Nach den Versicherungen verschiedener anderer hervorragender französischer Gelehrter dürfte die Lösung dieses wichtigsten biologischen Problems tatsächlich nach dem jetzigen Stande der Wissenschaft keine unmögliche Aufgabe mehr darstellen.

Vor der Sehnsucht alles Geistes, daß dieser Planet abdanke, und selbst vor der Hoffnung, daß dem weißen Leichnam, der auf die Erde drückt, Ratten und Neger das letzte Geleite geben mögen und dem Sinn der Kultur, die es schwarz auf weiß haben wollte, noch im furchtbaren Abschied willfahrt sei — steht eine Sorge. Wir Toten haben hienieden noch manches vorzukehren. Da kann denn kein Zweifel obwalten, daß ich vom Standpunkt des Staates, der die Pflicht hat, sich gegen das Unaufhaltsame zu rüsten, manches befürworte, was einer höheren Ordnung so mißfällig ist wie das Gegenteil. Dem Staat, der zum Optimismus verpflichtet ist, bleibt nichts übrig, als eine Galgenfrist zu erlangen, und das vermöchte er nur gegen den Fortschritt, dessen Unaufhaltsamkeit mit dem Tode gleichen Schritt hält. Viel ist nicht zu retten, aber eine Befestigung des konservativen Willens könnte noch dieser und der folgenden Generation Luft schaffen, und würdelos wie sie gelebt hat, stirbt die Kultur nicht, wenn sie den Priester kommen läßt. Die durch Verbreitung des Wissens bewirkte Geistesschwäche verlangt die Vormundschaft, auch wenn ihre politischen Mißbraucher ihr Selbständigkeit und Haß gegen jede Führung einimpfen. Wenn der Kordon selbst die Pest bekommt, ist die Stadt verloren. Nichts

ist innerhalb der Gesellschaft, die sich selbst nicht aufgibt, dringender zu besorgen als die blinde Erfüllung jener traditionellen Ansprüche, denen das Odium anhaftet, nicht zeitgemäß zu sein, und ihre trotzige Vertretung gegen die Zudringlichkeit der Freigelassenen. Nur darauf kommt es an, die Ungehemmten zu hemmen; daß sie Ehrfurcht, nicht wovor sie Ehrfurcht haben. Nichts von all dem, was eine Intelligenz, die erhobenen Hauptes die Krätze trägt, verpönt, dürfen wir verpönen. Gesucht sei, was dem mechanistischen Verstand verhaßt ist, der Phantasie durch Pferdekräfte ersetzt hat. Die Aufklärung, die alles aufklärt, was ihr verschlossen bleibt, lehre uns den Inhalt der Finsternis lieben. Seid Christen aus Notwehr! Glaubet an Kraft, wo sich die Schwäche analytisch rächt, an Seele, wo nicht Raum ist für Psychologie! Salbt euch mit den Vorurteilen, deren Wunderkraft die Urteilsfähigkeit bezweifelt. Geweiht sei jedes Wasser, von dem die Wissenschaft sagt, es sei H_2O mit Bazillen. Der leere Schein jener Mächte, die so stark waren, gegen die Zeit zu erliegen, sei uns Wesen, Hilfe bringend gegen die Zeit. Rückschritt ist Stillstand. Um die Zeit werde uns nicht bange, sie beantwortet sich ihre Fragen, und wie sie mit dem Mysterium des Lebens fertig wird, ist nur eine Frage der Zeit. Aus dem sterilen Schoß der Entwicklung wachsen die Kinder, spielen mit Problemen, lernen Zeitunglesen und werden Biologen. Zwei, die noch nicht mutiert hatten, gingen an mir vorüber und sagten: »Im Wesen des Monismus ist es begründet, daß . . .« Andere antworteten mit der Frage: »Stehen wir Deutschen vor einem Kulturkampf?« Andere prahlten, wer einen schöneren Komplex hätte, und spielten Träume-Erraten. Es waren chemische Produkte von Loeb. Sie wußten, wie sie zur Welt kommen, und spotteten jener, die da noch glaubten, daß der Döderlein die Kinder bringt. Die Mütter

hatten sie, ach, unter Scherzen geboren. Die Väter bekommen täglich neue Ersatzgewebe und spielen noch auf der Börse. Ein älteres, die Frucht einer echten Eizelle, war bis zur Lektüre Ostwalds gediehen und dann abgestorben. Der Onkel war Soziologe. Wenn er durch den Garten ging, welkten die Glockenblumen. Wo er hintrat, wuchs kein Gras. Keine Landschaft gab es mehr; keine wie die, in welcher Jean Paul die Worte schrieb: »Ich kann dir nicht sagen, wie der vom wilden Ganzen auf einen niedlichen Teil gesenkte Blick unsern Herzen und der weiten Natur ein wärmeres Leben gab. Wir fasseten von der großen Mutter des Lebens, wie Kinder vermögen, nichts an als die Finger statt der Hand und küßten sie.« Und was soll eine Erde, wo die Mutter vergebens Finger und Hände nach dankbaren Kindern ausstreckt und wo nie wieder ein solches Wort gesagt sein wird? Man überlasse sie den Optimisten! ... Aber es war die Zeit zwischen dem Eugenetischen und dem Eucharistischen Kongresse, zwischen Taufe und Abendmahl. Wie denn? Und keine Scheiterhaufen brannten, sondern Biologen freuten sich des Lebens? Nicht Gott schuf Wunder, sondern Reinhardt gab ein Mirakel? Alles Regie? Verfluchte Mimikry! Und aus den Häusern der Börsenräte, wo sie gespeist wurden, kamen die Prälaten und zeigten sich nicht undankbar? Ach, keinem Gebildeten wurde ein Haar gekrümmt! Der Kelch ging an allen vorüber, deren Sorge es ist, chemisch geboren und erst nach dem Tode verbrannt zu werden. Pilger zogen ihres Wegs, aber die Seßhaften tanzten um das Mysterium ihres Lebens nach dem Choral »Nimm d'r was, so hast du was«, und fleischgewordene Kleider-Annoncen unterhielten einen permanenten Lebenszustand. Die dort trugen die Monstranz, die hier den Präzisionsapparat. Kein Stoß von Holzpapier entzündete sich, keine Frauenrechtlerin mußte dran glauben. Fortschrittsfreunde protestierten vergebens —

ach, es geschah ihnen nichts! Und nicht einmal die Vertreter der Presse waren an der Beschreibung des Schauspiels verhindert? Intelligenz, sagte beruhigend einem von ihnen, der Gelegenheit hatte, der Kardinal, Intelligenz verbrennt nicht; sie stinkt nur zum Himmel!

April 1922

Nachwort

Die grauenhafte Selbstentehrung, die der »konservative Wille« — nie von mir als Wille zur Macht, immer als Wille zum Wesen bejaht — seither vollzogen hat, straft nicht den Angstschrei der Zeit, sondern wieder nur sie selbst Lügen. Weil aber der »leere Schein jener Mächte« so feig war, sich mit allen Giften der Zeit aufhelfen und im Bunde mit den realen Übeln siegen zu wollen, so mußte hier aus einem Zusammenhang, dessen Gedanke unberührt und von keiner Tendenzsucht erreichbar bleiben sollte, der Satz entfernt werden: »Der Säbel, der ins Leben schneidet, habe recht vor der Feder, die sich sträubt«. Die intelligente Dummheit, dressiert auf den »Widerspruch«, den sie nicht in der Zeit — mit der freilich sie stets in Einklang bleibt —, sondern in dem Ankläger der Zeit vermutet, ohne ihm den Nutzen des Meinungswechsels nachweisen zu können, hätte es allzu leicht, hier ein Bekenntnis zum Reglement zu entdecken, wie sie vielleicht an anderen Stellen eines zum Katechismus feststellen wird. In Wahrheit war es nichts als das eine und unveränderliche Bekenntnis gegen das Journal. Aber mit freier Stirn mag dazu die Reue bekannt sein, dem Säbel jemals auch nur die bedingteste Geltung und die letzte, die neben der Feder, zugewiesen zu haben,

da doch die ruchlose und zeitnotwendig beschlossene Verbindung beider Todesmittel tiefer in das Leben geschnitten hat als jener je in den Zeiten vermocht hätte, wo er noch vom Begriff der Tapferkeit und nicht vom Begriff der Feigheit befehligt war. Denn die Feder hat ihn nun mächtiger geführt, als er sie je hemmen konnte, und die Ehre der Menschheit hat sich gegen die Blutschande dieses Einverständnisses nicht gesträubt. Da aber ferner die Kirche das Wunder dieser Verwandlung von Tinte in Blut gesegnet hat, so sei auch feierlich bekannt, daß die relative Geltung, die ihr für eine gottverräterische Zeit zugestanden war, ausgetilgt ist durch den Höchstverrat, mit dem sie selbst dem Verbrechen Vorschub geleistet hat, und daß in den voll erhaltenen Abscheu, der hier zum Ausdruck kommt, jene Scheinmächte, die vor dem Weltkrach auszuspielen waren gegen die wirkenden Gewalten, die ihn bereitet haben, nun einzubeziehen sind — und mit aller lebendigen Macht, die einem wahrhaften und wehrhaften Haß selbst die Bewältigung dieser Zeit noch ermöglicht! »Den unbewußt erliegenden Scheinmächten Staat und Kirche«, sagte ich 1913, »geschieht kein Unrecht«. Den Konsorten der Weltvernichtung ist Recht geschehen.

Oktober, November 1912

Das ist der Krieg — c'est la guerre — das ist die Zeitung!

Der Himmel südlich von Stara Zagora ist blutrot vor Scham. Österreich ist auf dem Balkan durch Impressionisten vertreten. Nie sind größere Greuel verübt worden. Die Feuilletonfratze beschmiert sich mit Blut. Der Zierat der Nichtswürdigkeit verhöhnt unendlichen Menschenjammer. Österreich spielt eine Partie Sechsundsechzig. Die Türken verrichten ihr Abendgebet. Österreich hofft bei der großen Teilung die meisten Eindrücke, Stimmungen und Beobachtungen zu bekommen. Die Telegraphenämter sind erobert. Es finden Wortmassakers statt. Unbeschreibliches Elend dient elender Beschreibung. Die Gefangenschaft ist eine Gelegenheit. Der Sieg ein Interview. Eine zügellose Horde von Gewährsmännern überfällt die Verwundeten mit Poesie. Den Leichen werden Details abgenommen. Pest und Plastik gehen um. Auf bulgarischer Seite kämpfen Zifferer und Klein. Andere haben sich zu den Serben geschlagen, andere zum Feind. Sie verständigen sich durch Kriegsrufe. Hat der eine: Voina! Voina! gerufen, so sagt der andere: Jawasch! Jawasch! Darauf antwortet der im türkischen Hauptquartier: Kismet! Kismet! Klein sagt: Das ist der Krieg! Zifferer erwidert: C'est la guerre. Ich sage: Das ist die Zeitung! Und ich beweise es:

Sophia, 15. Oktober.

Die Entscheidung ist gefallen, sie lautet: Krieg! Alle Wünsche und Hoffnungen auf Frieden sind tot .... In Serbien sind die

Militärtransporte zu Ende, so daß die Züge wieder verkehren werden. Damit ist dem peinlichen Zustande ein Ende bereitet, daß wir tagelang ohne Nachrichten, ohne Zeitungen aus der Heimat blieben....

C'est la guerre. Wir warten jede Stunde darauf, abberufen zu werden. Die Quartiermacher sind bereits abgegangen.

Zustellung der Legitimationen an die Kriegskorrespondenten in Sophia.

(Telegramm unseres Spezialkorrespondenten.)

Sophia, 15. Oktober.

Gestern erhielten die Kriegskorrespondenten ihre Legitimationen zugestellt. Es sind bis jetzt 55 Korrespondenten der größten europäischen sowie amerikanischen Blätter hier.

Die Ankunft der Kriegsgefangenen in Podgoritza.

(Telegramm unseres Spezialkorrespondenten.)

Podgoritza, 14. Oktober, 7 Uhr abends.

.... Die montenegrinischen Einwohner von Podgoritza stehen lautlos vor ihren Häusern .... stets derselbe herbe Ernst .... Nur vor dem Hotel auf der Promenade herrscht regeres Leben, die beiden Attachés und einige Kriegskorrespondenten sind dort im Gespräch begriffen. Da kommen die Gefangenen heran .... Zuerst Offiziere zu Pferd ohne Säbel .... mit steinerner Ruhe reiten sie daher. Dahinter ein fesselndes Gemisch von Angehörigen des Ottomanischen Reiches .... Die Frauen haben die Schleier zurückgeschlagen, eine junge Schönheit unter ihnen, die echt weiblich verschämt lächelt .... Was mag der gefangene türkische Offizier, der vorne reitet, empfinden, wenn er an seinen Harem denkt, der da hinten den Blicken der Gjaurs ausgesetzt ist ....

Vor der Abreise ins bulgarische Hauptquartier.

Nun also hat der Krieg doch begonnen .... Fremde fühlen sich in das Schicksal des Volkes verstrickt, dessen Gastrecht sie genießen, wollen irgendwie teilnehmen an den großen Ereignissen. Und es lockt die Gefahr .... Seltsam, geheimnisvoll sind die Bräuche des Krieges .... Und immer lauter tönt der Ruf, bis er die ganze Stadt erfüllt: »Voina, Voina! Krieg, Krieg!« Ein bulgarischer Kutscher, der eben das Manifest hoch oben auf seinem Bock liest, faltet umständlich das große Blatt zusammen, wie wir an ihn die Bitte richten, uns hinaus in ein Dorf zu fahren .... Sehr einfach ist die Königin gekleidet, wie es sich für einen so strengen Anlaß ziemt ... Aber es ist doch gerade in ihrer Einfachheit etwas, das sie absondert, das sie als Zaritza erkennen

läßt. Sie hat das richtige Maß, die richtige Haltung, ganz von selbst bildet sich eine Gasse, wie sie nun niederkniet, um für das bulgarische Volk zu beten .... Und einer ist unter ihnen mit buschigen, zerzausten Brauen, der im weißen härenen Mantel sich ausnimmt wie ein Anachoret .... Und dann immer wieder dies eine Wort Herr, o Herr! wie auf den Grundakkord all der Glocken gestimmt, die durch die Stadt klingen: Herr, erlöse uns, o Herr! .... Voina! Voina! .... Und da geschieht es, daß ein kleines Kind, im Arm seiner Mutter hochgehalten, plötzlich zu weinen beginnt, mit einem dünnen, kleinen Stimmchen, so bitterlich und so ganz vom Herzen, wie nur Kinder zu weinen verstehen. Das geht einem seltsam nahe. Vom großen Kronleuchter in der Mitte der Kathedrale löst sich ein kleiner Kristall und springt zum steinernen Boden nieder....

Paul Zifferer.

Auf der Fahrt ins bulgarische Hauptquartier.

Stara Zagora, 22. Oktober, 10 Uhr 30 Minuten vormittags.

Gestern um 3/411 Uhr verließ der Zug, der die Militärattachés und Kriegskorrespondenten in das Hauptlager von Stara Zagora brachte, Sophia .... Lachend preßten wir uns in den paar Abteilen zusammen, die man für uns reserviert hatte. Vergnügt fanden sich die verschiedenen Nationen zusammen und ließen sich, bunt durcheinander gemischt, im Speisewagen nieder, wo in drei Abteilungen ein Dejeuner serviert wurde. Minister Frangia und der bulgarische Gesandte in Paris, Stanciow, machten in liebenswürdiger Weise die Honneurs. Ich sprach mit ihnen später in ihrem Salonwagen .... Minister Frangia hatte ich bereits Gelegenheit, zu schildern. Herr Stanciow ist ein eleganter Mann, Typ Pariser Viveur .... Auf den Stationen sieht man nur kriegerische Gestalten, Stationschefs, Beamte, Arbeiter, alle sind in Uniform .... Man ist hier den kriegerischen Ereignissen näher als in der Hauptstadt, man ist aufgeregter und nervöser. In einer Station hinter Philippopel erzählt ein Stationsbeamter, daß sie am Tage, an dem das Königsmanifest erlassen wurde, von früh morgens bis spät abends Kanonendonner gehört haben .... Inzwischen ist die Nacht hereingebrochen und friedlich strahlt der Mond über den von ihren Bauern verlassenen Feldern. Plötzlich große Aufregung im ganzen Zuge. Über den Bergen, die im Süden die Hochebene begrenzen, leuchtet greller Feuerschein auf. Die Türken können dort nicht sein, es müssen also Komitatschis aus Macedonien sein, die ein von Türken bewohntes Dorf niederbrennen. Langsam verschwindet die wilde Fackel des Krieges am Horizont, die Aufregung legt sich und alle Welt widmet sich dem lukullischen Souper, das man im Speisewagen serviert. Gegen Mitternacht sind wir endlich in Stara Zagora. Hier

harrt unser eine große Überraschung: Man hat wohl Quartiere für uns in der Stadt bestellt, aber keine Wagen, um uns hinzuschaffen. Die Bulgaren wollten uns in ihrer Aufmerksamkeit eine Probe von den Strapazen geben, die unser noch warten. Mais c'est la guerre. Anfänglich brummte man, aber schließlich schickte man sich ins Unabänderliche und installierte sich im Eisenbahnwagen, so gut es ging .... Ich habe die Gastfreundschaft des martialisch einherklirrenden Stationschefs in Anspruch genommen, um diesen Bericht schreiben zu können. Während ich diese letzten Zeilen schreibe, steigt langsam die Sonne empor, und meine ganze Hoffnung geht jetzt auf eine Tasse warmen Kaffees.

Ernst Klein.

Feuilleton.

Im Lager der Sieger von Kirkkilisse.

(Persönliche Eindrücke als Augenzeuge eines Gefechtes.)

(Telegraphisch eingetroffen.)

Endlich also beginnt wirklich das Abenteuer. Hinter mir liegt das Hauptquartier. Ich sitze allein auf dem Tender einer Lokomotive neben einem berußten Heizer, der in einem fremdartigen Gemenge von Bulgarisch und Türkisch auf mich einspricht und mir doch erst angenehm verständlich wird, wie er sein Mittagmahl mit mir teilt: eine Handvoll Nüsse und ein Stück Schafkäse. Irgendwo in einem Dorfe gesellt sich ein bulgarischer Soldat zu uns .... glänzend blicken die Augen durch große, runde Brillengläser .... in seinen Augen flackert es von einem großen, dämmerhaften Erleben, das alles andere klein und nebensächlich erscheinen läßt; seine Augen spiegeln schreckhaft geheimnisvoll die Mondsichel in den Weingärten von Kirkkilisse.

So tritt mir gleich zu Beginn der Krieg entgegen .... dahinter liegt ganz nahe, mit der Hand zu greifen, das Rhodopegebirge .... Dort oben, nur wenige Kilometer weit, wird gekämpft, ein kleiner Ausflug muß zur Gefechtslinie führen. Wer mag der Versuchung widerstehen?

Manchmal knackt es im Gebüsch, man bleibt einen Augenblick abwartend stehen, dann vernimmt man fernen Hufschlag .... Und mit einem Male ist es einem, als hörte man irgendwoher, vom Wind zugetragen, einzelne Takte des kriegerischen Hymnus, der seit vielen hundert Jahren alle Gefechte der Bulgaren begleitet: Schumi Maritza .... hochauf rauscht die Maritza vom strömenden Blut.

.... eine glühende Zunge streckt sich vor und daneben wieder eine .... bis in Hals und Schläfen fühlt man das Blut pochen .... Ganz flach liege ich auf meinem Hügel hingestreckt und spähe durch das Glas ins Weite .... und ganz ferne, wie ein Hauch ..

Schumi Maritza — hoch aufschäumen die Wasser der Maritza von strömendem Blut .... Da ist einem jungen Menschen die Kugel durch und durch bei der Brust hinein und beim Rücken hinausgefahren. Zwei winzige rosene Tupfen bezeichnen die Stelle .... nur die Leichtverletzten werden hier im Lazarett behalten .... Freilich gibt's auch in diesem Lazarett, wie merkwürdiger Weise in jedem Hospital, lustige und traurige Abteilungen, obzwar die Verletzungen der Leute aus dem lustigen Zimmer oft die schweren sind ....

Und wieder geht's am Ufer der Maritza entlang. Ein wenig betäubt noch fühlt man sich, wie vor den Kopf geschlagen. Wenn man sich jetzt zum Strom niederbeugt, glaubt man wirklich, in seinen Wassern rotes Blut aufrauschen zu sehen, aber es ist nur die Sonne, die vollends unter dem Horizont verschwindet .... Immer lauter tönt es »Kirkkilisse!« Die Glocken läuten »Te deum laudamus!« Niemand aber gedenkt des kleinen Gefechtes oben im Rhodopegebirge und seiner namenlosen Helden.

Paul Zifferer.

Betrachtungen eines Kriegskorrespondenten.

(Von unserem Spezialkorrespondenten.)

Seit heute früh, da wir unseren Fuß in die Stadt setzten, haben wir uns alle, wie wir da sind, unaufhörlich geärgert. Man hatte uns, wie ich Ihnen vertrauensvoll und hocherfreut telegraphiert, gestern abends gesagt, Quartiere wären für uns besorgt. Darauf hatten wir uns zufrieden auf die erhitzten Eisenbahnpolster gelegt und ein wenig geschlafen. Als wir dann in der Früh mit unserem Gepäck in die Stadt wollten, stellte sich heraus, daß kein Mensch an unsere Unterbringung gedacht hat. Stellen Sie sich unsere Lage vor. ...

Dann ging der Ärger los mit den Depeschen. Wir hatten, wenn auch keine Schlachtberichte, so doch unsere Eindrücke zu telegraphieren — wir hatten ja auf der langen Fahrt Zeit genug gehabt, Eindrücke zu sammeln. Und nun standen wir da und konnten sie nicht los werden. Für die Staats-, für die militärischen und für die jounalistischen Depeschen gab es gestern nach Sophia nur einen einzigen Draht und nur einen einzigen alten, wackeligen Morse-Apparat. Ich ließ meine erste Depesche um 8 Uhr morgens los, als ich um 6 Uhr abends mit einer anderen Depesche an den Telegraphenschalter kam, saß ein Beamter in seinem Stuhle und studierte alle die schönen Impressionen meiner gestrigen Reise, die ich in 664 Worte zusammengepreßt hatte. Daß ich über diesen Anblick nicht sehr erbaut war, kann man sich gewiß leicht denken. ...

Der Bulgare ist der Vorwärtsstrebende, der Sentimentslose. Der mit atemloser Energie nach allem greift, was ihm die Kultur

des Abendlandes geben kann.... Und nichts spricht deutlicher für ihren Fortschritt als das Entgegenkommen, das sie den fremden Korrespondenten beweisen. Sie wissen ganz genau, daß wir die öffentliche Meinung Europas repräsentieren, daß Europa durch unsere Augen sieht....

Der Türke dagegen! Er ist der Träumer geblieben, der er war; ist zwischen den Suren seines Korans hängen geblieben.... Was ist ihm Fortschritt, was Kultur! In der Dämmerung, die der Koran über sein Leben verbreitet, fühlt er sich wohl, und feindselig wendet er sich gegen das Neue, das ihn zwingen will, sein ganzes Denken, Fühlen und Handeln um und um zu kehren. Er will nichts davon wissen und verschanzt sich in seinen Moscheen gegen den Ansturm der modernen Zeit....

Ernst Klein.

Bulgarisches Hauptquartier Stara Zagora, 22. Oktober, 7 Uhr abends.

Der Präsident der Sobranje, Danew, der im Hauptquartier als Vertreter der Regierung an der Seite des Königs den Krieg mitmacht, hatte die Liebenswürdigkeit, Ihren Korrespondenten zu empfangen und ihm folgende Details über die Kämpfe der letzten Tage zu machen.... »Das ist mein Sohn«, sagte der Präsident der Sobranje, »er studiert Jura in Leipzig und dient als einfacher Soldat. Er ist erst 18 Jahre alt und wäre erst mit 20 Jahren stellungspflichtig, aber er hielt es nicht mehr aus....«

Ein Gespräch mit den Gefangenen.

Bulgarisches Hauptquartier Stara Zagora, 22. Oktober, 9 Uhr 16 Minuten abends.

Heute wurden die ersten Gefangenen, die bei der Besetzung von Kadiköi durch die Bulgaren gemacht wurden, nach Stara Zagora gebracht. Es waren ein Korporal und sieben Mann, arme Teufel, schlecht gekleidet und schlecht genährt....

Ich fragte sie, warum sie sich hätten gefangennehmen lassen.

»Wir haben uns selbst gestellt, Herr, wir wollten unsere Seelen retten.«...

»Habt ihr immer euren Sold bekommen?«, fragte ich einen alten, mindestens fünfzigjährigen Menschen....

Beim Abschied drückte ich dem Unteroffizier vier Francs in die Hand, damit er sie mit den Gefährten teile. Ich habe selten so strahlende Gesichter gesehen.

Eindrücke in Stara Zagora.

23. Oktober.

.... General Fitschew ist ein mittelgroßer untersetzter Mann mit einem runden vollen Gesicht, dessen Haut etwas rosiges hat und durchsichtig zart scheint. Nur wenige weiße Fäden mischen sich in den dunklen Schnurrbart, und blitzschnell beweglich sind die kleinen Äuglein, laufen ruhelos hin und her, als wollten sie seiner eigenen Seßhaftigkeit widersprechen, als wollten sie zugleich nach außen und nach innen blicken.... Wenn der König sich im Hauptquartier aufhält, wohnt er in dem Hofsonderzug, der für ihn und seine Suite auf dem Bahnhof bereit steht. Auch vor diesem Zug wartet stets eine geheizte Lokomotive, zur Abfahrt gerüstet, dampfend, zischend, pfauchend, als könnte sie es nicht erwarten, gegen den Feind loszustürmen, ihn mit ihrer breiten, stählernen Brust zu zermalmen.... Ein Offizier tritt ein, verteilt Zigarettentabak unter die Gefangenen, dann Brot und Käse ... dann beginnen alle bedächtig zu essen, zwei Tage lang schon haben sie Hunger gelitten. Gleichwohl schlingen sie die Speisen nicht gierig hinunter, sondern brechen langsam, umständlich das Brot.... Ein ganz kleines Kätzchen schleicht sich zu dem jüngsten Gefangenen, schmiegt sich an ihn, will sich nicht mehr vertreiben lassen. Und der junge türkische Soldat gibt dem Kätzchen von seinem Käse und seinem Brot zu kosten, vielleicht .... um zu sehen, ob die Speise, die man ihm so freigebig reicht, nicht doch am Ende irgend eine Schädlichkeit enthält.... Das ist der Krieg.

Paul Zifferer.

Authentische Mitteilungen über die Situation auf dem türkisch-bulgarischen Kriegsschauplatz.

Bulgarisches Hauptquartier Stara Zagora.

24. Oktober.

Heute früh trafen hier 300 gefangene Türken mit zwei Offizieren ein ... die jedoch sehr ermüdet waren.... Die Offiziere wurden in das Militärkasino geführt, wo man sie sofort mit einem einfachen Frühstück bewirtete.... Man führte sie in den großen Speisesaal, setzte ihnen Likör und Käse vor, und sie ließen es sich gut schmecken. Das Wichtigste für den türkischen Soldaten, die Zigaretten, hatte man ihnen schon auf dem Bahnhofe überreicht. Den Hintergrund des Saales schmückt ein Bild, das die Schlacht bei Stara Zagora darstellt; bulgarische und türkische Soldaten ringen erbittert um eine bulgarische Fahne. Es ist kein großes Kunstwerk, ein einfacher Soldat hat es gemalt, aber es hat eine gewisse Plastik und Kraft. Heute fand es keine Bewunderer, weder Gastgeber noch Gäste streiften es mit einem einzigen Blick. Man trank friedlich Tee miteinander und plauderte über dies und das.

Durch die Liebenswürdigkeit zweier Herren von der Zensur, Dr. Radew und Dr. Balabanow, wurde es mir möglich, mit den beiden gefangenen türkischen Offizieren zu sprechen....

»Wir waren«, erzählte der Hauptmann, »im ganzen drei Bataillone, etwa 800 Mann.... Wir haben uns tapfer geschlagen, aber das Geschick war gegen uns. Kein Glück ist launischer als das des Krieges.«

....Als ich dem Hauptmann sagte, daß ich sehr oft in der Türkei gewesen sei und mehrere gute Freunde unter den türkischen Offizieren habe, und daher weiß, daß sie eine solche würdige Behandlung verdienen, lächelte er resigniert und sagte: »Sie sehen uns jetzt ohne alles, ohne Waffen, ohne Wehr, nicht einmal Visitkarten haben wir bei uns, aber wenn Sie Freunde unter uns haben, so wissen Sie ja, wie der türkische Offizier aussieht, wie er kämpft.« Dann schüttelten wir uns die Hände und schieden mit dem feierlichen Selam der Mohammedaner. Ruhig und gelassen setzten sich die türkischen Offiziere wieder nieder und schlürften ihren Tee, wie wenn sie in ihrer Kaserne und nicht in der Offiziersmesse des siegreichen Feindes säßen. Allah hat es so gewollt. Kismet.

Ernst Klein.

Auf dem Wege nach Ueskflüb.

Serbisches Hauptquartier Vranja, 24. Oktober.

....»À guerre comme à la guerre«, aber man sieht, daß ein wenig Menschlichkeit auch im Kriege blühen kann.... In Vranja selbst beginnt es, ein wenig fatal zu werden. Daß man zum Frühstück schwarzen Kaffee mit Weißbrot genießen muß, weil es weder Milch noch Eier oder Butter gibt, das läßt sich leicht ertragen. Auch wenn man auf viele andere Fragen nach Genußmitteln die stereotype Antwort: »Ne mam« bekommt, kann man sich trösten. Aber es gibt hier keine Zigaretten mehr.... Und das ist sehr, sehr schwer zu ertragen. Besonders die französischen Kollegen sind der Verzweiflung nahe, und wir sinnen nun auf Mittel und Wege, Bettstroh oder altes Zeitungspapier irgendwie rauchbar zu machen. Man sieht, so ein Krieg kann sogar aus der Perspektive des Hauptquartiers sehr unangenehm werden.

Bulgarisches Hauptquartier.

Stara Zagora, 24. Oktober.

Der König fuhr mit seinen Söhnen in einem offenen Automobil, dem ein zweites mit seinem Privatsekretär Weich folgte. Der König kam am Gebäude des Zensurbureaus vorbei, wo gerade sämtliche Kriegskorrespondenten auf die Ausgabe eines Bulletins warteten. Der König dankte für unseren Gruß in sehr freundlicher

Weise. Als er sah, daß einige von uns ihre photographischen Apparate richteten, ließ er seinen Wagen halten. Generalissimus Sawow, der zufällig des Weges kam, trat heran und der König hatte ein längeres Gespräch mit ihm. Nach einer Viertelstunde verabschiedete er sich von Sawow, winkte den Korrespondenten freundlich zu und fuhr davon.

Türkisches Hauptquartier Sejdler, 24. Oktober.

5 Uhr abends.... Die Bulgaren stehen bereits in Lüle Burgas!... Ich gestehe: auch mir, wie uns allen, wird etwas bänglich zu Mute.

Küstendil, 24. Oktober.

.... Die bulgarischen Artilleristen sollen sehr gut zielen. Bei Winitza schlugen ihre Geschosse direkt in die Mündungen der türkischen Geschütze ein....

Vranja, 26. Oktober.

.... Was nützt es, wenn man sich immer wieder sagt: »C'est la guerre«.... Wir Kriegsberichterstatter sind leider weit weg vom Schuß und haben wenig, sehr wenig Aussicht, auch nur ein einzigesmal an die Gefechtslinie zu kommen und Pulverdampf um uns her aufsteigen zu sehen....

Feuilleton.

Gefecht vor Adrianopel.

(Telegraphisch eingetroffen.)

Seit zwei Tagen nun schon kann ich mich an dem Schauspiele nicht sattsehen, wie in der Ferne aus dem silbernen Morgen die Festung Adrianopel auftaucht, mit ihren Wällen und Türmen als ein Schimmer am gewundenen Ufer der Maritza hingebreitet.... Früh am Tage umhüllen die flatternden Nebel, dann später Pulverdampf die Stadt, wie lichte Schleier das Antlitz einer schönen Frau.... man fühlt sich selbst mit geheimer grundloser Sehnsucht zu dieser fernen Stadt hingezogen, man will zu ihr hineilen, sie gleichsam selbst erobern, in Besitz nehmen.

Die Weckuhr, die mir ein bulgarischer Offizier geborgt hat, spielt das Nationallied »Schumi Maritza«.... ein Soldat singt im Traum.... Und plötzlich zucken am Horizont rote Lichter auf.... Wir wissen, die Scheinwerfer sind's.... so weit es angehen will, schleicht man sich heran....

Es ist etwas ganz Merkwürdiges um diesen Kampf von Menschen gegen eine Stadt. Auf der einen Seite erblickt man eine Armee, Soldaten, die vorrücken, sich bewegen, auf der

anderen Seite steht etwas Unpersönliches, Festungsmauern, die sich als steinerne Brustwehr dem Feinde entgegenstrecken. . . . Raben . . . . Sind's dieselben Raben, die im Park von Sophia so überlaut ihr Wesen trieben, als man die jungen Leute zu den Waffen rief? . . . Raben . . . . hier und dort blüht die Herbstzeitlose und der Krieg geht durchs Land.

In den wenigen letzten Tagen hat man sich an die ungestüme Sprache der Geschütze, die das Herz anfangs lauter pochen ließ, vollständig gewöhnt. Man wacht des Morgens auf, wenn schon die Salven über das Feld hinfegen, und man schläft des Abends ein, während es noch knackt und prasselt. Ein Schafhirt aus Duvanza kommt mit seiner Herde zu meinem Hügel herüber . . . . Der Krieg ist für sie (die Schafe) vermutlich ein Naturereignis, mit dem man sich abfinden muß. Allmählich lernt man es auch, die Stimmen der einzelnen Geschütze auseinander zu halten . . . . Einen Ruck gibt es einem, wenn man zum erstenmal ein Geschoß explodieren sieht. . . . nach einer Weile indessen hat man sich auch an dieses erstaunliche Schauspiel gewöhnt, die Aufmerksamkeit wendet sich nun züngelnden Flammen zu, die rings in der Landschaft emporschnellen . . . .

Der Kundige mag von einem Hügel aus ein Gefecht überblicken, der menschliche Teil des Krieges indessen erschließt sich einem gerade dann am besten, wenn . . man sich zu den Kämpfenden gesellt, stundenlang in einer und derselben Stellung ausharrend, eines geheimnisvollen Schicksals gewärtig. In einem modernen Gefecht muß man freilich die Kämpfenden erst mit vieler Mühe suchen, Wachen und Vorposten weisen den Weg durchs Wasser, dann bergauf, bergab, und es ist nun wieder sehr merkwürdig, die Armee, die man bisher in eine Schnur aufgerollt sah, nun gleichsam im Querschnitt kennen zu lernen, indem man . . . . von dieser Wagenburg bis nahe zu den Schützenlinien vordringt . . . . und dazwischen ist's einem, als hörte man ein leises Gurgeln . . . . durchs Glas kann man die wutverzerrten Gesichter erkennen. Ein bulgarischer Infanterist, klein und untersetzt, rennt einem baumlangen Türken das Bajonett in den Leib; man sieht, wie dieser die Arme ausbreitet und nach rückwärts umsinkt, Schaum vor dem Munde. Und dann ein seltsames Begegnen: ein Soldat, mit irgend einer Erdarbeit beschäftigt, streckt mir die Hand entgegen; sein Vater hat mir früher im Hauptquartier von Stara Zagora Unterstand gegeben, gerade als der junge Mensch zu den Fahnen gerufen wurde; nun soll ich ihn bei der Rückkehr von seinem Sohne grüßen . . . . mein Kutscher erweist sich als ein mürrischer Mann . . . . Auch er hat den Krieg vergessen. Oder will er auf eigene Faust Adrianopel erobern? . . . nur einmal ist's, als hörte man einen singenden Ton in der Luft und dann noch einmal . . . . Ohne ein Wort zu sprechen, wendet der Kutscher den Wagen . . . . Wenn man auf die Dampfwalze hinaufklettert, genießt man einen

prächtigen Ausblick auf Adrianopel. Zum Greifen nahe liegt die Stadt jetzt da .... eine Kugel sitzt in seiner Stirne, er atmet nicht mehr .... Es kreischen die Raben in der Luft .... und im roten Widerschein steht hell und klar der Abendstern, der Stern von Bethlehem: Friede auf Erden.

Paul Zifferer.

Tarnow, 2. November.

.... hielt Oberrabbiner Schnur eine von Patriotismus durchdrungene Ansprache. Er sagte unter anderm: »Soldaten! Wir leben in einer sehr ernsten Zeit und trotz der allgemein gepriesenen Friedensliebe unseres Monarchen kann niemand voraussagen, was im Schoße der Zukunft schlummert .... Sollte aber die göttliche Waltung es anders bestimmen, zieht mutig aus ....«

(Aus Montenegro.)

Ankunft der Kolonne des österreichischen Roten Kreuzes.

Rjeka, 25. Oktober.

.... Bei dem Anlasse wurde auch das dem Militärattaché zugeteilte Mitglied des Freiwilligen Automobilkorps, Alfred Grünhut, dem König vorgestellt.

Bulgarisches Hauptquartier Stara Zagora, 25. Oktober.

.... Die Bulgaren sind in Kirkkilisse hineingerannt, wie in ein Haus mit offenen Türen und haben der Welt wieder einmal bewiesen, daß alle Theorie grau ist.

.... Die Bulgaren haben sich auf den langen Diskurs mit dem Feuern gar nicht erst eingelassen. Sie haben das Gewehr beim Kolben gepackt, haben ihr Hurra gebrüllt und sind auf den Feind los. Wie viel Tote und Verwundete sie dabei auf ihrem Wege liegen ließen — das sagen sie allerdings nicht, aber item, sie haben die Theoretiker ad absurdum geführt. Jetzt aber kommt das Merkwürdigste. Sie bilden sich gar nichts darauf ein. Oder wenn sie es tun, so sagen sie es nicht. Ich telegraphiere Ihnen ja die offiziellen Bulletins — können sie sich etwas Nüchterneres, Trockeneres vorstellen? ... Es kann also niemanden Wunder nehmen, daß so geartete Leute keine Reklame für sich in der Weltgeschichte machen .... Ich weiß nicht, wie es am Tage des Sieges in der Hauptstadt, in Sophia, aussah, aber das eine weiß ich: in Stara Zagora gibt es zwanzigtausend Bulgaren und achtzig ausländische Korrespondenten, und die zwanzigtausend Bulgaren zusammen waren nicht so aufgeregt als wir achtzig .... So eine Sensation wie der Fall von Kirkkilisse, und man kann sie nicht telegraphieren! ... Wie ich bereits telephonisch mitteilte, erschien der König gestern auf einmal mit seinem Automobil in

der Stadt .... Und nun war er auf einmal da, mitten unter uns. Plauderte vor unseren Augen und vor unseren Kodaks über eine Viertelstunde mit dem Generalissimus, den der liebe Gott, um die Szene noch interessanter zu machen, gerade des Weges daher schickte, und als er beim Abfahren uns, die wir in dichten Haufen das Automobil umstanden, in der denkbar besten Laune zunickte, da wußten wir alle ganz bestimmt, daß Losengrad gefallen war. . . .

Endlich nach einer unendlich langen halben Stunde, erschien der Leiter des Zensurbureaus, Major Lefteherow; sein hübsches blondes Soldatengesicht strahlte, und in der Hand schwang er das offizielle Bulletin: »Losengrad tombé.« Das war alles, was er uns zurief. . . . Am nächsten Morgen fand die große Dankmesse statt, hochoffiziell, mit all dem äußeren Prunk und Pomp, der für solche Haupt- und Staatsaktionen gebührt.... der Metropolit zelebrierte die Messe, angetan mit seiner schweren Krone.... Stattlich sah der König aus in seiner graubraunen Felduniform, stattlich und stolz, und er blieb es sogar, wenn er sich herabbeugte, um die Bibel und des alten Metropoliten Hand zu küssen, die ihm das heilige Buch entgegenhielt. Keinen Zoll tiefer beugte er sich, als es nötig war.... Die armen alten Priester — sie sangen mit ihrer ganzen Inbrunst, mit ihrer ganzen Kunst — und der König stand da, stattlich und stolz....

Ernst Klein.

Bulgarisches Hauptquartier Stara Zagora, 26. Oktober.

Ihr Korrespondent sprach heute mit zwei hochgestellten Persönlichkeiten, die das Vertrauen des Königs besitzen. . . .

Stanciow sagte: ». . . . wir Bulgaren machen nicht gern Reklame für uns. . . . Wir wissen noch keine Details über den Verlauf der Schlacht. . . . Selbst der König weiß noch nicht mehr. Und wenn wir mehr wissen, werden wir nichts sagen ....«

Sobranjepräsident Danew bemerkte:

»Ich habe Ihnen schon oft gesagt, wir Bulgaren sind nüchterne Leute, ebenso der König. Wir haben einen großen Sieg errungen, das genügt uns.... Wir wollen keinen Lärm machen.

Über die Einnahme von Kirkkilisse haben wir selbst noch keine detaillierten Berichte ....

Über die Bedeutung des Sieges vermag ich als Nichtmilitär nicht zu urteilen.«

Bulgarisches Hauptquartier Stara Zagora, 27. Oktober.

Es zirkulieren allerlei unkontrollierbare Gerüchte, so von heftigen Kämpfen im Tamgebiete . . .

Tatsächlich war gestern der Himmel südlich von Stara Zagora zeitweise gerötet; von Zeit zu Zeit sah man ein Aufblitzen. Offizielle Erklärungen fehlen jedoch ....

Als der König an dem Restaurant vorbeikam, wo die Militärattachés und die Korrespondenten saßen, grüßte er freundlich hinein.

Vom neuen bulgarischen Hauptquartier.

Mustapha Pascha, 28. Oktober, 5 Uhr.

Heute früh um 7 Uhr fuhren wir von Stara Zagora ab und kamen um 1 Uhr in Mustapha Pascha an.

Je näher man dieser Stadt kommt, die jetzt auf bulgarisch Svilen heißt, desto mehr spürt man den heißen Atem des Krieges.

Mustapha Pascha, 2. November.

.... Als der König ausstieg, öffnete ein Soldat die Tür und überreichte ihm einen kleinen Blumenstrauß, den der König sichtlich erfreut entgegennahm. Nach der Messe bestieg der König, auf dessen Gesicht man die Freude über die Erfolge der bulgarischen Waffen bei Bunar Hissar lesen konnte, das Automobil und sprach mit dem kommandierenden General ....

Sophia, 26. Oktober.

Die Erkenntlichkeit für die gute Pflege wurde noch erhöht, als zu dort liegenden zwei bulgarischen Offizieren einige Frauen mit Blumen kamen, welche auch dem Major freundlich die Hand reichten. Im Hotel in Stara Zagora wohnen ein türkischer Hauptmann und ein Leutnant als Gefangene ohne Bewachung. Der Hoteleigentümer Ivan Abanosow sorgt für die Gefangenen aufs Beste.

Serbisches Hauptquartier Vranja, 26. Oktober.

.... Wer sich über den Mangel jeder Bademöglichkeit und über die Unvollkommenheit verschiedener anderer, sehr unentbehrlicher Örtlichkeiten beklagt, den sollte man durchaus nicht auf den Kriegszustand verweisen, weil es in Friedenszeiten in Vranja wahrscheinlich nicht viel besser ist.

Eindruck des Freitag-Artikels der »Neuen Freien Presse« im serbischen Hauptquartier.

(Telegramm der »Neuen Freien Presse«.)

Serbisches Hauptquartier Vranja, 28. Oktober.

Der Leitartikel im Morgenblatt der »Neuen Freien Presse« vom Freitag erregte im Hauptquartier großes Aufsehen; das Blatt ging bis nachts von Hand zu Hand.

Man konstatiert hier aus dem Artikel mit Freude, daß die »Neue Freie Presse« Serbien seine Erfolge gönnt ....

Zustimmende bulgarische Äußerungen zu den Artikeln der »Neuen Freien Presse«.

(Telegramm der »Neuen Freien Presse«.)

Sophia, 29. Oktober.

Die der Erhaltung des Friedens gewidmeten Leitartikel der »Neuen Freien Presse« wecken hier lauten Beifall.

Sämtliche Tagesblätter kommentieren anerkennend die Ausführungen der »Neuen Freien Presse«.

Ein gewesener Minister sagte heute: »Wir beweisen, daß wir vollwertig sind ....«

Die »Neue Freie Presse« und die Türkei.

In Gegenwart des ottomanischen Unterhändlers Fahreddin Bey und des Botschaftsrates Blacque Bey empfing heute der neue ottomanische Botschafter am Wiener Hofe und ehemalige Großvezier Hilmi Pascha einen Mitarbeiter unseres Blattes.

Hilmi Pascha begrüßt in dem Besuche den Vertreter der »Neuen Freien Presse« und sagt: »Die ‚Neue Freie Presse' genießt seit langen Zeiten großes Ansehen im Orient, und wir wünschen dringend, daß sie auch in diesen für uns so ernsten Tagen mit ihren Sympathien zu uns stehe .... Ich möchte Sie auch daran erinnern, daß die ‚Neue Freie Presse' seit undenklichen Zeiten, seit den Tagen Middath Paschas, uns wohlgesinnt war. Ich empfehle unsere Sache auch Ihrem bei uns im Orient viel gelesenen und hier so einflußreichen Blatte ....«

Der Halbmond unter Wolken.

Konstantinopel, 29. Oktober.

Über Stambul fegt der Herbststurm hin. Dunkle Regenwolken führt er herbei und reißt das letzte vergilbte Laub von den Bäumen der Serailgärten .... Das war die erste trübe Wolke, die über den Halbmond zog .... Der Halbmond verfinstert sich. Daran ist nicht mehr zu zweifeln .... Sie erwarten voll Vertrauen, daß die Mondsichel bald wieder scharf und hell am Himmel erscheint .... Wer auf die Stimmen achtet, die sich jetzt erheben, kann nichts anderes wünschen, als daß der Halbmond wieder unter den Wolken hervortauche .... Der Halbmond gießt sein Licht über die Lager und Bivouaks der türkischen Truppen. . . . M. Becher.

Das Geheimnis des bulgarischen Erfolges.

Und da entsinne ich mich eines Abends nach der Schlacht bei Lüle Burgas, der Regen fiel nieder, bedrückend, grausam, unbarmherzig, in der Luft war ein entsetzlich peinigender Geruch von Fäulnis und Tod, ganz ferne flammten rußend gespenstig die Scheiterhaufen. . . .

Man mag mit diesen bulgarischen Soldaten tage- und wochenlang gemeinsam leben, mit ihnen sein Brot teilen, in demselben Graben verschanzt, von der gleichen Gefahr bedroht sein — man kommt ihnen nicht näher. . . .

Gleich am Tage der Kriegserklärung wurde ein macedonischer Bäcker erschossen, der willkürlich seine Preise erhöht hatte. . . .

In Philippopel war's. Ich hatte mit einem Freunde beim englischen Konsul den Tee genommen. . . . und als wir auf dem Bahnhofe einen bekannten General, den Platzkommandanten von Philippopel antrafen, ließen wir uns gern von ihm und seinen Offizieren in einem Gespräche festhalten, das sich bis zum Abgang des Zuges hinzog. Da, im letzten Augenblick, als ich eben die Koffer aufnehmen wollte — der englische Konsul hatte sich empfohlen — tritt wie aus dem Boden emporgetaucht, ein kleines Männchen in bürgerlicher Kleidung auf mich zu, nennt mich beim Namen, sagt, er habe mir eine Botschaft aus dem Hauptquartier mitzuteilen . . . . da stehen zwei baumlange Soldaten vor mir, halten ihre Bajonettspitzen gegen meine Brust. Nun ist es mir stets als eine der größten Gefahren des Krieges erschienen, daß plötzlich viel tausend Menschen, die sonst im Waffengebrauche ganz unerfahren sind, Gewehre in die Hand bekommen . . . . man verlangt, ich solle die geheime Korrespondenz herausgeben, die ich verborgen halte. Und schußbereit warten die Soldaten. . . . Schnell überdenke ich, was man wohl Verdächtiges in meinem Gepäck finden könne, und es fällt mir eine kleine zerfetzte türkische Fahne ein mit Halbmond und Stern, die ich von einer Kanone gelöst und zum Andenken mit mir genommen: Wird sie mir nun Verderben bringen? . . . . Und nun muß ich wieder des armen macedonischen Bäckers gedenken und seiner verglasten Augen, als er, so schnell gerichtet, am Boden lag; sein Antlitz spiegelte eitel Gutmütigkeit. . . . Und immer noch stehen die beiden Soldaten vor mir, das Bajonett drohend gesenkt. . . . Am nächsten Morgen freilich gibt's Entschuldigungen aller Art, von Übereifer wird gesprochen, von Mißverständnissen und dergleichen. Ich bin wieder frei, kann gehen, wohin es mir beliebt, man lädt mich zu allerlei kriegerischen Veranstaltungen ein. . . .

Paul Zifferer.

Die Hoffnung auf Erhaltung des Friedens.

Gespräch unseres Spezialkorrespondenten mit Dr. Danew, Präsident des bulgarischen Parlaments, in außerordentlicher Mission nach Budapest gesendet.

Sophia, 14. November.

Der Sobranjepräsident Dr. Danew hatte die Liebenswürdigkeit, mich nach Schluß des Ministerrats zu empfangen und mir folgendes von seiner Budapester Reise mitzuteilen:

». . . . Die ‚Neue Freie Presse‘ ist das meist gelesene und geschätzte Blatt in Bulgarien . . . .«

Die Belagerung von Adrianopel.

(Von unserem Spezialkorrespondenten.)

Stara Zagora, 8. November.

Meine Odyssee von Mustapha Pascha nach Stara Zagora zurück, wo ich mich bei der Zensurbehörde melden mußte, habe ich Ihnen bereits telegraphisch mitgeteilt .... Man schickte den sündigen Korrespondenten einfach zurück. Ich gestehe es offen, ich entging dem Schicksal nur, weil mich der Name »Neue Freie Presse« deckte ....

Wie ich Ihnen bereits telegraphiert habe, soll es nach den ersten Kämpfen schon zu schrecklichen Szenen gekommen sein ....

Wenn die Ortsnamen nicht zu stimmen scheinen, so bitte ich zu berücksichtigen, daß die Türken die Dörfer und Städte teilweise ganz anders benennen als die Bulgaren ....

Von den bulgarischen Positionen sahen wir nicht viel, das heißt, der uns begleitende Offizier tat sein möglichstes, um uns nicht viel sehen zu lassen .... Die Bulgaren sind sehr geschickt darin, ihre Batterien so zu maskieren, daß sie von den Türken erst dann bemerkt werden, wenn ihre Granaten und Shrapnells bereits Lücken in ihre Reihen reißen ....

Sonst donnern die Geschütze hinüber, herüber — gerade an diesem Tage hielten sie alle den Mund. Es war, wie wenn Belagerer und Belagerte sich beide verabredet hätten, uns armen Korrespondenten nichts zu zeigen.

Mit den entsprechend langen Gesichtern ritten die meisten auch wieder heim. Nur die, die schon heimlicherweise »etwas gesehen«, erklärten sich hochbefriedigt von dem schönen Ausflug.

Ich war sogar begeistert. Ernst Klein.

Die Heerführer Bulgariens.

(Von unserem Spezialkorrespondenten.)

Stara Zagora, 11. November.

Da ist vor allem Sawow .... Er ist ein Mann von rücksichtsloser, eiserner Energie, die sich wenn's nötig, bis zur Brutalität steigern kann. Um den geschriebenen Buchstaben, selbst wenn er im Gesetzbuch steht, hat sich Michael Sawow noch nie viel gekümmert .... ein Diktator kat' exochen. Ein solcher Mann, der so rücksichtslos alles beiseite schiebt, was sich ihm in den Weg stellt, muß sich Feinde machen. ...

Neben seinem Namen muß man sofort den Fitschews nennen, des Generalstabschefs der bulgarischen Armee .... an seinem Schreibtisch wurde die Niederlage der türkischen Heere vorher ausgerechnet. ... Dabei ein liebenswürdiger Mensch, der stets ein

Lächeln auf den Lippen hat.... Feiner, schlanker repräsentiert er sich als Sawow und weiß sofort für sich einzunehmen, wenn man ihm in die großen, geistvollen Augen blickt.

Von gewandten gesellschaftlichen Umgangsformen ist auch Ratko Dimitrijew, der Kommandant der dritten Armee, der Kirkkilisse erobert hat. Napoleontscheto nennen sie ihn im Heere .... Man sah in ihm einen ebenso tüchtigen Heerführer wie Sawow — und Napoleontscheto hat die in ihn gesetzten Erwartungen auch nicht getäuscht.

Generalleutnant Kutintschew .... ist ein Soldat, wie er im Buche steht ....

Die zweite Armee, die Adrianopel belagert, wird von Generalleutnant Iwanow befehligt .... Die Belagerung einer Stadt ist die richtige Aufgabe für ihn. Der Mann der Akkuratesse, der Ordnung ist er, und er war nicht wenig entsetzt, als ausgerechnet ihm die hundertundzehn Kriegskorrespondenten auf den Hals geschickt wurden ....

Noch ungebrochener Widerstand der Türken.

(Telegramm unseres Spezialkorrespondenten.)

Constantza, 15. November.

Ich habe alle Stellungen der Tschataldschalinie abgeritten .... Beide Flanken sind durch Seen und Sümpfe sehr gut geschützt und unbezwinglich, wenn die türkischen Soldaten halbwegs ihre Pflicht tun ....

Von Massacres haben weder ich noch meine Kollegen bisher etwas gemerkt ....

Nach meiner Ansicht dürften die Türken wenigstens zwei Wochen widerstehen. Stambul ist ruhig.

Die türkische Armee auf dem Rückzug nach der Schlacht von Lüle Burgas.

(Telegramm unseres Spezialkorrespondenten.)

Türkisches Hauptquartier Corlu, 1. November.

.... Geschützfeuer scheint den türkischen Vormarsch zu bestätigen und hoffnungsvoll lagern sich die Truppen und die Korrespondenten um lodernde Lagerfeuer auf rasch requiriertes Heu zu frostiger, taufeuchter Nachtruhe.

Der Morgen bringt bittere Enttäuschung durch die offizielle Mitteilung, daß die türkischen Truppen trotz des Erfolges am Tage vorher während der Nacht den Rückzug antreten mußten, Lüle Burgas wieder von den Bulgaren genommen sei und deshalb auch wir nach Corlu zurückkehren müssen. Die Niederlage ist also nicht mehr zu verheimlichen ....

Es fehlt bei der Mannschaft nicht an Todesverachtung und Disziplin ....

Hoffen wir also ....

Wirklich Schwerverwundete liegen häufig gänzlich verlassen am Straßenrand und bitten flehentlich, in der Meinung, wir seien Ärzte: »Guter Doktor, nimm uns mit!« Halbverhungerte Soldaten, auch Unteroffiziere, betteln um ein Stück Brot oder Zigaretten, aber alles in bescheidener Demut ....

Erst mittags kam in das Bild des fluchtähnlichen Rückzuges eine neue Note ....

Einstweilen aber sitzen wir wieder hier in Corlu in milder Kriegsgefangenschaft, ohne die geringste Möglichkeit, über die Kriegslage telegraphisch zu berichten.

Als Augenzeuge des Kampfes vom 29. Oktober.

(Von unserem Spezialkorrespondenten im bulgarischen Hauptquartier.)

Mustapha Pascha, 31. Oktober.

.... Ich hatte das Glück, dem Kampfe beizuwohnen, allein ich kann Ihnen die Details erst heute geben, da es mir vorher verboten war, mit meinen Kenntnissen zu glänzen .... Seit vorgestern nachts laufe ich mit der fertigen Depesche in der Tasche herum .... Man zeigte mir einen kleinen Hügel und schwor hoch und teuer, daß man von dort Adrianopel sähe. Gehorsam wanderte ich in der angegebenen Richtung los .... natürlich im besten Glauben von der Welt, daß ich mich genau an die Weisungen des Zensurbureaus hielt .... aber nichts war davon zu sehen, daß hier Menschen einander zu töten gesucht. Einen alten türkischen Uniformrock fand ich, das war alles .... Ganz in der Ferne .... hörte ich Kanonendonner, in den sich, je näher ich kam, immer deutlicher das Rattern und Knattern der Maschinengewehre mischte. Nun warf ich die letzten Bedenken hinter mich. Bis jetzt hatte ich nur das Gesicht des Krieges gesehen, hatte aus immer größerer Nähe seinen heißen, sengenden Atem gespürt. Nun hörte ich zum erstenmal seine Stimme .... diese Stimme setzt sich aus Gewalt, Erhabenheit und Grausen zusammen, die eine Harmonie sondergleichen bilden: die Harmonie des Todes .... Leider darf man infolge der Diskretion, welche die bulgarische Zensur auferlegt, nicht sagen, woher und wohin sie marschierten. Aber das darf ich sagen, alle die Soldaten, die Offiziere, an denen ich vorbeikam, gingen dorthin, wohin sie jene furchtbare Stimme rief ... Dachte keiner an seine Lieben, dachte jeder nur an Kampf .... Geschütze sah ich, große gewaltige Stücke — die Sänger des Todes .... Durch das niedrige Gebüsch zwänge ich mich durch, und hinauf — hinauf — und dann stehe ich oben und sehe tief unten ein weites, herrliches, von Sonnenglanz und Sonnenglast erfülltes Panorama. Und unter dieser lachenden

Sonne inmitten dieser gottgesegneten Landschaft brüllt die Schlacht. Auf der ganzen Linie tobt der Kampf .... Vom Kampfe selbst ist nichts zu erspähen .... Der Tag beginnt sich zu neigen, es ist Zeit, an die Heimkehr zu denken. Aber das Grausen der Erhabenheit hält den Zuschauer noch wider seinen Willen, bannt ihn regungslos auf denselben Fleck .... Der Abend kommt. Weit draußen die Berge färben sich mit violetten Tönen und in tiefdunklem Rot versinkt hinter ihnen die Sonne — eine Symphonie des Abendfriedens inmitten dieser Symphonie des Krieges.... Fiebernd, glühend laufe ich meinen Weg zurück, aber hinter mir ist noch immer das Donnern und Brüllen, das Tosen und Rasen des Kampfes. — Und plötzlich in der Luft ober mir ein Flügelschlagen — ein heiseres Krächzen — Raben ....

Ernst Klein.

Mit dem serbischen Hauptquartier nach Ueskiib.

(Von unserem Spezialkorrespondenten im serbischen Hauptquartier.)

Eine Fahrt auf erobertem Boden.

.... Was man bei den türkischen Leichen gefunden hat, wurde hier aufgestapelt, um verbrannt zu werden. Wir stöbern in dem Haufen umher und machen Kriegsbeute. Stecken Mauser-Patronen ein, die zu Tausenden herumliegen, Briefe in türkischer Schrift, ein Kollege findet eine türkisch-deutsche Grammatik und ein Heftchen mit dazu gehörenden Notizen. Man hat das bei einem jungen Offizier gefunden. Ich selbst ergreife ein kleines Couvert mit türkischer Aufschrift. Und in ihm liegt ein Brief, die Photographie eines kleinen Knaben und eine braune Haarlocke. Ein namenloser Schmerz drängt mir fast die Tränen in die Augen, und ich überlasse dieses »Souvenir de la guerre« gerne einem englischen Kollegen, der stärkere Nerven hat.

In Feindesland.

.... Eine wichtige Frage in Feindesland ist die Einquartierung. Ein kleiner Raum muß gleich einem Dutzend Menschen Obdach bieten .... Da kommt nun die Erfindungskraft des einzelnen zur Geltung .... und am Ende bleibt es ja wirklich die Hauptsache, daß man durch ein Dach vor dem plötzlich niedergehenden Regen geschützt ist. Wer indessen nur ein wenig zu suchen versteht, findet bald herrliche Unterkunft; zwischen den Häusern der angesiedelten Bulgaren .... gibt es viele vereinsamte Türkenhäuser .... Auch Harems gibt es, mit vergitterten Luken, die noch jetzt ein Geheimnis zu behüten scheinen, dicht aneinander geschmiegt eine ganze Straße entlang. Befangen tritt man ein, immer wieder glaubt man, irgendwo hinter einem Holzpfeiler müsse eine Odaliske auftauchen; aber seidene Polster nur liegen hier und dort verstreut, zerrissen,

verbrannt, zierliche türkische Büchelchen aus ihrem Einband gezerrt; verwundert hält man sie in der Hand: was wohl all die Frauen gelesen haben mögen, am Ende gar amouröse Novellen. Diese kleinen Büchelchen sehen gar nicht so aus, als ob sie Sprüche aus dem Koran enthielten .... In solch einem leeren Hause kann man sich prächtig einrichten, als wär's ein Kastell; es träumt sich wunderbar in einem Harem, wenn man sich erst ordentlich in seine Decke eingewickelt hat und das zerschlissene Seidenkissen der fernen, unbekannten Herrin unter den Kopf schiebt ....

Paul Zifferer.

Fahrten im Süden.

.... Das Ganze — die beiden angeblichen Hirten, die beiden Mönche — ist eine albanesische Deputation, die sich nach Stambul rächen fährt. An wem? Und ob's wahr ist? Ist mir gleich. Der Gedanke, daß die vier sich rächen fahren, ist wert, daß man ihn denke .... Und die Einsamen von Marathopolis haben wieder einmal ein Zeichen aus der großen Welt empfangen — die Jungen mögen uns mit glänzenden Augen nachblicken, die Mädchen in Wehmut und in Sehnsucht.

Roda Roda.

Bulgarisches Hauptquartier, 24. Oktober.

Dann werden die Gefangenen durch die Stadt geführt, nicht alle natürlich, bloß acht, es geht am kleinen, netten Hause der Zensur vorbei, dem Standquartiere der Korrespondenten, und so gibt eine vorsorgliche Kriegsverwaltung Gelegenheit zu einem Augenschein des Triumphes, der sich gut telegraphieren läßt. Die Türken sind für den Augenblick die wichtigsten Leute in der Stadt, sie werden in allen Sprachen interviewt, Dolmetsche bieten sich an, und die Gefangenen antworten recht sanft und zufrieden wie Leute, die ausgesorgt haben ....

Ludwig Bauer.

* * *

(Der tapfere Feuilletonist und die feigen Türken)

I.

.... Durch diese beiden Kolonnen heißt es Weg zu finden. Vorsichtig, damit nicht etwa ein Offizier uns bemerkt und zurückschickt. Man hat da wahrhaftig Herzklopfen. Wenn man etwa zur Gefahr nicht zugelassen würde —! Aber, die Armee ist mit sich beschäftigt, und so geht es vorwärts. An einem türkischen Brunnen trinkt man. Er könnte zwar vergiftet sein, aber der Durst ist stark und — Adrianopel noch mindestens 27 Kilometer weit ....

Der englische Kamerad zündet seine kleine Kriegspfeife an und singt einen drolligen, abgehackten Niggersong halblaut. Er ist immer fröhlich, wenn es einen Krieg gibt .... Oben krächzt es in der durchsonnten Luft: Schwärme von Raben und Dohlen ziehen zusammen — vielleicht wittern sie den Krieg ....

Dann geht es die sanften Höhen hinan über blühende Herbstzeitlosen. Achtlos zertritt man sie, stampft durch die verwilderten Äcker, deren Besitzer geflohen sind .... Blick auf den Kompaß: Direktion Adrianopel. Gut, das genügt. Übrigens, die Straße unten bleibt sicher, die verräterische Straße, die jetzt den neuen Herren gehört, demütig ihnen dient. Ruhig und gleichmäßig ziehen die Büffel auf ihr die Kanonen vorwärts .... Wir gehen oben weiter, hie und da trifft uns ein verwunderter Blick. Denn wie wir selbst alles sehen, sind auch wir immer sichtbar; hier gibt es keinen bergenden Wald .... all dies scheint unwirklich, und wirklich ist bloß der gute Sonntag, in den man mit einem braven Kameraden ein paar Stunden hineinmarschiert.

.... in der Ferne Dunst und Glast, aus dem es weiß hervorglänzt — die Minaretts von Adrianopel. Wir beobachten es ohne Überraschung und stellen fest, daß es auf der Welt keinen besseren Platz geben kann, um ein Picknick zu veranstalten .... wir bemerken, daß wir uns in einer Kanonade, vielleicht in einer Schlacht befinden. Genau weiß man so etwas als militärischer Laie nie — besonders wenn man vom Spaziergang hungrig ist und achtgeben muß, daß der kleine Suppentopf nicht übergeht. Immerhin, man wird neugierig, weil der Donner durchaus nicht aufhören will, und beginnt zu zählen. Bei hundert wird das endlich doch zu langweilig, und man späht, welche Wirkung mit dem Gepolter denn erzielt wurde .... So eine Schlacht mag großartig und blutig sein, gewiß ist, daß sie auf die Dauer den Zuschauer ermüdet; sie ist nicht fürs Publikum bestimmt. Also beschließen wir, ein bißchen Schach zu spielen. Endlich hört dabei der Kanonendonner auf, aber es stellt sich heraus, daß wir irren; wir haben uns bloß an ihn gewöhnt.

.... Der Hirte, ein schöner, struppiger Bursche, gafft interessiert auf uns; wir wollen ihn ein wenig auskundschaften, aber er hört nicht auf, uns auszufragen, will in aller Eile vollständig über England und Österreich informiert werden .... Doch da traben Pferdehufe zu uns, und auf einmal stehen wir vor zwei Offizieren, die sichtlich verblüfft sind, den Hügel schon okkupiert zu finden .... der Engländer bietet ihnen seinen wunderbaren Feldstecher an, und ich überreiche ihnen meine Zigarettenschachtel. Sie drohen liebenswürdig, aber sie rauchen begierig und sehen eifrig durch das Fernglas. Nennen uns die Namen der Moscheen von Adrianopel .... und er fügt in seinem drolligen Deutsch hinzu: »Bestellen Sie sich längstens für Mittwoch dort Zimmer!« Dann reiten sie fort, und es ist wieder die große Einsamkeit um uns — inmitten der Schlacht, die

nicht aufhört .... In der Luft zerplatzen feurige Kugeln .... Das Unsympathische dabei ist nur, daß sie durchaus die Richtung zu unserem Hügel nehmen wollen; dadurch können wir sie ja ungemein genau besehen, aber wir legen wenig Wert darauf. »Ein toter Journalist kann keine Artikel schreiben«, sagt der Engländer, und so müssen wir denn, auf dem Bauche liegend, den Schnellsieder ungeputzt einpacken und das Schach zusammenlegen! Eine Figur ging dabei verloren: Kriegsopfer! Darüber kommt die Nacht sanft und gelinde; während wir den Hügel hinabrutschen, ist jeglicher Tumult in der Luft.... Man verliert doch die richtige akustische Unbefangenheit .... unwillkürlich geht man rascher, man weiß ja, es ist zwecklos, wenn die Kugel will, so trifft sie; dennoch sucht man sich zu beeilen, um nur dies sausende Zischen nicht mehr zu hören. Außerdem hat ja der Engländer wirklich recht, ein toter Journalist kann keine Artikel mehr schreiben ....

Indes sind wir plötzlich irgendwie irgendwohin gekommen und befinden uns plötzlich inmitten der bulgarischen Armee.... Die Soldaten haben reichlich zu essen und bieten uns an, bestaunen dabei unser Taschen-Eßbesteck, schwatzen und singen. Dann schläft das Lied in einer Gruppe ein, und sie lagern sich zum Schlafe. Breit, schwer und müde liegen sie da wie Gefallene auf der Erde. Hastig schreiben wir beim Feuer die Abenteuer des Tages nieder. Die Kanonen hören nicht auf zu dröhnen. »Es ist gut!« sagt der Engländer mit einer entlassenden Handbewegung — und seltsam, plötzlich hören sie auf, und jählings bricht beängstigend eine wie unnatürliche Stille herein ....

Ludwig Bauer.

II.

.... Oben aber sind die Zimmer der Kapitulierten; einige Worte an einen Dolmetsch, und schon erscheint der erste Türke .... niemals hatte ich eine derart unwiderstehliche Erklärung dessen vor mir, was der Ausdruck »verächtlich« sagen will. Sofort bemüht er sich, mir zu beteuern, wie zufrieden er sei, sich hier zu befinden. Alles ist scharmant, das Essen, die Betten, die Behandlung, Bulgarien, sogar mein Besuch. Eigentlich hatte ich mich geschämt, als ich die Treppe zu ihnen hinaufstieg, meine Neugierde schien mir unpassend, eine Demütigung von Besiegten, und ich dachte mir, wie schwer es Männern ankommen mag, selbst das Geheimnis ihrer Feigheit zu enthüllen, Männern, deren Beruf doch die Tapferkeit ist .... Und ich erwartete, Grimmige, Trotzige, Trauernde zu finden, ein hartnäckiges Schweigen würde mich begrüßen, mir die Unziemlichkeit meiner dreisten Neugier verweisen. Statt dessen empfing mich eine hurtige Ergebenheit, die auf Wunsch sofort alles auspackte, auch die eigene Schmach ....

Natürlich lasse ich Kaffee und Zigaretten herumreichen, und beginne zu fragen. Erstaunlich ist die sonderbare Beflissenheit, mit der mir geantwortet wird, nicht nur von dem einen Lächelnden, sondern von vielen. . . . Das Erschreckende dabei ist, daß jenes schmähliche, feige Lächeln sich auf allen Gesichtern breitmacht. Es war also nicht eine vereinzelte Verkommenheit, sondern die Geste, mit der ein ganzes herabgekommenes Edelvolk seine große Niederlage quittiert. Das soll nicht etwa Liebenswürdigkeit gegen einen Gast bedeuten, nein, so gebärdet sich die Kriecherei vor dem vermeintlichen Abgesandten des siegreichen Feindes. Vielleicht bin ich sein Spion, sicher sogar, denken sie wohl: ich denunziere sie also, wenn sie sich beklagen. Sie sprechen wie zufriedene Hotelgäste, nein, viel kriechender! . . . . Sicher, es mag schwer sein, als Besiegter die Würde zu wahren, doch man errötet für jene, daß sie der ihrigen so völlig vergessen konnten. Mühsam muß man sie erinnern, daß es einen Krieg gibt, in den sie gezogen, Gefechte, in denen sie gefangen wurden, und man würde ehrenwertere Männer in ihnen sehen, wichen sie der Antwort aus. Indes, ich komme ja als Abgesandter der Sieger zu ihnen, und so erzählen sie eifrig die Geschichte ihrer Kapitulationen. Einer von ihnen war sogar ein wenig am Beine verwundet, nichts Ernstliches, beruhigt er mich, er lag bloß vier Tage . . . . Nun, in dem kleinen Hotel der gefangenen Türken begriff ich, daß eine weiße Fahne nie fehlt, wo nur der genügende Mangel an Mut vorhanden ist. . . . Die Feigheit ist dann eben da, wie der Heroismus oder der Tod, man weiß nicht woher, warum . . .

Nachher besuchte ich die gefangenen Soldaten, die zu vielen Hunderten in einer Kaserne einquartiert sind . . . . Wohl, hie und da sieht man in böse, wilde Gesichter, spürt man den Haß, der ohnmächtig knirscht. Einen Haß, der so stark ist, daß er sogar die Zigaretten des Siegers verschmäht. Aber das sind Vereinzelte, die Masse hat sich rasch abgefunden, nimmt das neue Schicksal fast gleichmütig hin . . . . Mann für Mann frage ich sie nach der Ursache ihrer Niederlagen; es stellt sich heraus, daß keiner hierüber auch nur nachgedacht hat. . . . Die Hauptsache ist, daß sie wieder auf ihren Boden, zu ihren Kindern kommen; ob Adrianopel fiel und ob die Bulgaren schon in Konstantinopel einzogen, danach fragt keiner. »Ich habe sechs Kinder und will sie wiedersehen«, sagt einer und gibt damit sein Resumee. . . .

Sie werden ein wenig von jenem Europa kennen lernen, das eben ihre Körper bezwang und dann auch ihre Seelen, ihre vergessenen Seelen, erobern wird. . . .

Wie ich weggehe, drängt sich unbeholfen ein Riese zu mir und bittet mich, man möge ihn freilassen, seine Frau sei krank und er habe Angst, seine Kinder nicht mehr wiederzusehen. Zar oder Sultan, was liegt ihm daran — aber die Frau, Kinder! . . . .

Ludwig Bauer.

(Was ist grauenvoller?)

Aus einem ausländischen Blatt

Ein Weg des Grauens.

Zu den düstersten Kapiteln dieses Balkankrieges gehört sicher die Flucht der türkischen Soldaten und Bevölkerung von Corlu nach Konstantinopel. Ein Augenzeuge, der den hundert Meilen langen Weg mit den Fliehenden zurückgelegt hat, gibt hievon folgende Schilderung: ›Corlu glich einer Totenstadt, als die Fliehenden ostwärts durchzogen. Kein lebender Mensch befand sich noch in der Stadt und die wenigen Kranken und Schwachen, die zurückgeblieben waren, hatten ihre Fenster verbarrikadiert und gaben keinen Laut von sich. Rasch ritten wir die Straße nach Tscherkesköj entlang und bald hatten wir den großen Zug der flüchtenden Soldaten und Bauern eingeholt und überholt. Die ganze dreißig Meilen lange Straße nach Tscherkesköj war mit dem Zug der Fliehenden bedeckt. Die meisten Menschen wankten schweigend einher, viele Männer trugen ihre Flinten und Gewehre bei sich, andere hatten ein Bündel mit wertlosen Habseligkeiten, von denen sie sich nicht trennen wollten, auf dem Rücken. Man sah verwundete Soldaten, die sich blutüberströmt vom Schlachtfelde vierzig Meilen weit hergeschleppt hatten, um unterwegs zusammenzubrechen und zu sterben. Ich sah, wie ein Mann niederstürzte. Mit dem Aufgebot der letzten Kräfte zog er sich die Stiefel von den Füßen und reichte sie einem anderen, der barfuß

Vom Spezialkorrespondenten

Die Poesie des Krieges.

Über die Ebene heult der Novembersturm .... Mitunter stockt der Zug. Eng und winkelig sind die Gassen Mustapha Paschas — echt türkisch, *weil Allah allein einem von der einen Seite auf die andere ohne Beinbruch helfen kann*.... Mitten drin aber, *hoch zu Roß, klebt irgend ein unglückseliger Kriegskorrespondent, der mit einem Dringendtelegramm in der Tasche ins Zensurbureau will und erst recht nicht weiter kann*.... Irgendwo heult ein Hund.... Ich höre die Wache, wie sie an meinem Fenster vorbeistapft. Ich bewohne nämlich ein Haus mit Fenstern, vor allem mit ganzen Fenstern, eines der schönsten und saubersten in ganz Mustapha Pascha.... Armer Spaniole! Du sitzest jetzt gewiß mit Frau und Kind und Gut in Adrianopel... *Und du ahnst sicher nicht*, daß jetzt in deinem großen Staatszimmer ein *gottloser*, fremder Zeitungsschreiber sitzt und seine Pfeife dampft und deiner, *du armer, vertriebener Flüchtling*, mit wehmütiger *Dankbarkeit* gedenkt.... Wir waren unser zehn — sieben Italiener, ein Ungar, ein Rumäne und ich. Der Zufall hatte uns aneinander geworfen, hatte uns zu guten *Kameraden* gemacht. Jubelnd *ergriffen wir Besitz* von diesem wunderschönen Hause.... Und allabendlich, wenn die Arbeit des Tages getan, wenn jeder seine Depeschen abgeschickt, seine Berichte geschrieben hatte, versammelten wir uns um den kleinen, lustig glühenden Ofen.... Draußen klatschte der Regen gegen die Scheiben, heulte der Sturm durch

einherging. Dann legte er sich mit dem Gesicht auf die nasse Erde und erwartete den Tod. Ich reichte einem Soldaten ein Stück Brot. Er schlang es herunter, rief »Allah segne dich« und sagte, es sei dies die erste Nahrung seit fünf Tagen. Oft stolperte mein Pferd über Leichen, die halb vergraben im Straßenkot lagen. Wir übernachteten in unserem Zelt in Tscherkesköj, sahen wieder nichts als Elend, Jammer und Hunger und brachen früh morgens weiter nach Tschadaldscha und dann nach Konstantinopel auf. Und je näher wir der stolzen Stadt kamen, desto Grauenhafteres mußten wir erleben. Die Züge, die nun gegen Konstantinopel fuhren, konnten nicht einmal einen Bruchteil der Flüchtigen aufnehmen, obwohl sie mit Menschenmassen gefüllt waren, obwohl Männer, Frauen und Kinder auf den Dächern der Wagen lagen. Immer fürchterlicher wurde der Andrang auf der bergigen Straße, immer mehr Menschen fielen zusammen, immer grauenhafter klang das Wimmern und Stöhnen der Hungernden an unser Ohr. Wir sahen stolze türkische Frauen, deren Schleier in Fetzen gegangen waren und deren Kleider in Fetzen um den halbentblößten Leib hingen. Und wir sahen Kinder, kleine Kinder, die nicht mehr weinen konnten und die verlöschend in den Armen ihrer Mütter lagen. Es war, als wenn das ganze türkische Volk nach Asien flüchten wollte, und die Greuel längst vergangener, barbarischer Zeiten kamen uns in Erinnerung.

die leeren Straßen. Wir aber saßen behaglich zusammen und sangen die »Lustige Witwe« und den »Walzertraum«! Man denke — Italiener mit Begeisterung österreichische Operetten singend! Dies Wunder hat einzig und allein der kleine, alte, vergessene Ofen bewirkt. Wenn ich wollte, welch' tiefsinnige Bemerkungen über Ursache und Wirkung könnte ich daran knüpfen! Aber offen gestanden, ich bin gar nicht gestimmt zu tiefsinnigen Bemerkungen, denn die schöne Kameradschaft ist schon aus. Vorgestern hielt der hiesige Zensor strenge Musterung unter den hundert Korrespondenten und schickte den weitaus größten Teil von ihnen zum Hauptquartier zurück. Nur die ganz großen Blätter durften hier bleiben, und so bin ich heute allein von dem lustigen Rat der Zehn übrig. Ganz allein hocke ich in dem schönen, sauberen Hause und komme mir eigentlich recht verlassen vor.... Und ich bin allein, ganz allein; ein kleines Kätzchen ist meine Gesellschaft. Kläglich miaute es vor der Tür, und als ich ihm öffnete, huschte es scheu herein. Ich gab ihm Brot und Milch und es hat gegessen und getrunken, hat sich fein säuberlich Schnauze und Pfoten abgeschleckt und liegt nun zusammengerollt unter dem Ofen und schnurrt. Und sein Schnurren trägt so einen ganz, ganz leisen Ton der Behaglichkeit in das nun so öde und verlassene Haus. Draußen aber strömt der Regen und heult der Sturm. Und von Adrianopel herüber dröhnen dumpf und schwer die bulgarischen Geschütze. Das ist doch Poesie. Wenn auch eine rauhe, wilde Poesie. Es ist eben die Poesie des Krieges. Ernst Klein.

* * *

Türkisches Hauptquartier Sejdler, 24. Oktober.

.... Gegen 5 Uhr abends wird im Coupé der österreichischen, ungarischen und deutschen Korrespondenten bei zwei Flaschen ungarischen Sekts bereits wieder eine gemütlich-dreibündliche Partie Sechsundsechzig gedroschen. In der Abendsonne draußen verrichten die moslimischen Soldaten am Brunnen ihr Abendgebet mit den religiösen Waschungen. ...

Allah, erlöse uns! Jehovah, wo sind deine Blitze! Gott, wo bist du!

Dezember 1912

Herbstzeitlose
oder
Die Heimkehr der Sieger

Vorwort

Hier führt die ganze ungeheuere Schmach der Balkankriegs-Berichterstattung ihren Dialog. Wie in »Harakiri und Feuilleton« ist der Jargon vielleicht nicht die realistische Nachbildung der äußern, wohl aber der innern Sprechart der Berufsträger. Zwanglos, wie von selbst, prädestiniert für diese Umformung, betten sich die scheinbar hochdeutschen Zitate in die Litanei des unseligsten Geistesjammers. Die Handlung entwickelt wieder, unter Verzicht auf jede äußere Begebenheit, das ruchlose Weltbild der Personen auf dem rein assoziativen Weg der Redensarten, die sie einander zuwerfen und abfangen, und das dramatische Ereignis ist nichts weiter als das fingierte Leben, das sich zwischen diesen Geschöpfen abspielen muß, sobald die Phrase einen Inhalt bekommt. Dieser Inhalt ist die vermessene Gleichstellung und Angleichung von Weltglaube und »Blattgefühl«, der Sieg des Ungeistes über die Realität, den in einem verrotteten Staatsleben das Machtbewußtsein des Journalismus längst errungen hat und den es am deutlichsten in den Tagen beweist, wo wirklich der Bericht das Ereignis zur Folge hat. Wie in »Harakiri und Feuilleton« ist der Autor nicht dafür verantwortlich, daß die Realität es mit den Namen so gut getroffen hat, daß Typen genau so heißen können wie Individuen.

*

Die Stimme des Herrn. Ein älterer Redakteur. Zifferer und Klein.
Der Redaktionschrist. Ein Redaktionsdiener. Münz.

Beim Aufgehen des Vorhangs hört man die Stimme des Herrn aus dem Nebenzimmer: »Noch ein solcher Hereinfall und ich werf alle heraus!« Der Redakteur zuckt zusammen. Der Redaktionschrist stürzt auf die Szene:

»Der kann mich —!« »Um Gotteswillen, sprechen Sie nicht aus — sagen Sie, was schreit er, was hat er, was will er?« »Meiner Seel, wie ich noch beim Volksblatt für'n Ritualmord g'schrieben hab, hab ich weniger Verantwortung g'habt, wie hier, wo ich doch bloß der verantwortliche Redakteur bin!« »Sie, mir scheint, Sie beginnen wieder an den Ritualmord zu glauben! Haben Sie etwas in dem Sinn vor ihm geäußert?« »Aber nein — er gift' sich, weil der Graf Osten-Sacken tot is. Hab ich ihn um'bracht? Ich bin nicht schuld an der Blamasch mit dem Interview!« »Was heißt Blamasch? Is das eine Blamasch, wenn einer tot is? Was geht das uns an? Hängt das nicht ganz vom Blatt ab? Viele, was sich einbilden, sie existieren, sind für uns tot. Warum, sagen Sie mir, soll nicht einer, der effektiv tot is, für uns leben? Ich sag Ihnen, leben und leben lassen! Er hat uns doch nix getan? Er laßt noch als Toter mit sich reden. Er verhält sich mit uns.« »Gehns, aber Sie werden doch zugeben, daß ein Interview mit einem toten Botschafter eine Blamasch is?« »Gar nix geb ich zu. Mit einem lebenden — ja! Weil er nachher sagen kann, er hat nix gesagt. Aber mit einem toten? Der hat doch andere Sorgen wie zu dementieren, was immer sehr unangenehm is für ein großes Blatt.« »Aber entschuldigen Sie, die Blamasch besteht doch eben darin —« »Und wenn schon! So is das keine Blamasch von uns, es is höchstens ein Aufsitzer von ihm —« »Vom Toten?« »Nein, vom — nicht genannt soll er wern!« »Aber wieso denn? Gerade das is doch —« »— für uns nur ehrenvoll. Sehn Sie — der is tot für uns, der und keiner außer ihm! Das is es, was ihn wurmt. Er glaubt, wir wern bringen, was ihm paßt. Grad bringen wir, was uns paßt! Er bild't sich ein, er laßt uns hereinfallen. Er! Jenner! Wir lassen uns aber nix vorschreiben, wir fallen schon von selber herein. Das Interview war intressant, das is die Hauptsach. Glauben Sie, einen Leser intressiert, ob Osten-Sacken

lebt? Und gut, nehmen Sie schon an es gibt übertriebene Leut, die sich intressieren — schön, gibt man eine Aufklärung! Ein technisches Versehen! Das sieht jeder ein. Aber Blamasch? Blamasch is, wenn man k e i n Interview hat!« (Der Redaktionschrist versucht zu jüdeln:) »Wie haißt?« »Reden Sie nicht, wissen Sie was Sie sind? Ein Patzer sind Sie, ein ganz gewöhnlicher Mensch, der vor nix Respekt hat und den es ein großer Fehler war in die Tradition eines Weltblattes hereinzusetzen. Wie Sie jetzt reden, macht mir stark den Eindruck, Sie glauben wieder an den Ritualmord!« »Das nicht, aber ich glaub, daß Sie ein —« »Ich will von nix wissen, mit mir wern Sie sich nix anfangen! Mit einem solchen Vogel, der aus der tiefsten Hefe des Volkes hervorgegangen is, wer' ich noch fertig und geb mich gar nicht mit Ihnen ab! Kommt sich da herein, stören, wo ich den Artikel gegen den Moloch schreiben muß! Was haben Sie davon, ich garantier Ihnen dafür, am ersten wern Sie sehn sind Sie entlassen. Es wäre aber sehr traurig, wenn Sie, nachdem man Sie hier mit Mühe und Not geläutert hat, wieder zum Volksblatt gehn würden und dort sich an der Schmach des Jahrhunderts beteiligen möchten. Hier sind Sie noch der Christ, dort sind Sie der Niemand, merken Sie sich das!« »Sie können ganz beruhigt sein. An den Ritualmord hab ich nie geglaubt. Ich hab bloß drüber gschrieben, so wie Ihr über das schreiben müßt, woran Ihr nicht glaubt. Journalisten, Journalisten san mr alle, aber alle können ja net gleich sein, das liegt schon so in der Natur. Wenns einen Ritualmord geben möcht', so wär' er noch immer besser als das, was es eh schon gibt. Hier wird unsereinem nicht das Blut, sondern das Hirn abgezapft und da tu ich nicht mit!« »So wahr ich da leb, Sie sind derselbe Antisemit noch heute wie Sie eingetreten sind, konträr, ein greßerer — Sie ich bitt Sie Hadrawa, lassen Sie mit sich reden. Wir Deutschen in Österreich sollen in trüber Zeit, wo der Ansturm des Slaventums überall gegen die Bollwerke bemerkbar wird, zusammhalten. Und dann, wissen Sie denn nicht, was heut für ein Tag is?« »Samstag, meinen S'?« »Hören Sie auf mit Ihrem Gestichel. Das is kein Spaß, heut kehren unsere beiden Spezialkorrespondenten auf bulgarischer Seite von der Schlacht zurück, die das Prestige und die Machtstellung unseres Blattes am Balkan

verteidigt, nein, gewahrt und gemehrt haben. Hadrawa, stören Sie den feierlichen Moment nicht durch Eigenbredeleien, behalten Sie die Verantwortung und lassen Sie jenen schreien, glauben Sie wir leiden nicht auch genug, tagtäglich dasselbe, seit achtundzwanzig Jahren hör ich das jetzt — (Man hört die Stimme des Herrn aus dem Nebenzimmer: »Alle werf ich heraus!« Der Redakteur zuckt zusammen.) Aber wir haben nach außenhin die Machtstellung zu vertreten, und da heißt es, jeden Fußtritt herunterschlucken und so tun, als ob alles noch wär wie unter Friedländer und Bacher. Gott waren das Zeiten! Und relativ — wie gut haben wir's noch, die wir in der Redaktion sitzen können, gegen die armen Kollegen, die man hinausgeschickt hat ins bulgarische Hauptquartier, im strengen Winter, gegen den Moloch, wir sitzen da im geheizten Zimmer, während jene — wenn man bedenkt, was sie sich haben für Bedürfnisse auferlegen müssen, übernachten haben Sie müssen in der Eisenbahn, kaum daß sie ihren Tee bekommen haben im Offizierskasino von Sofia, gestoßen sind sie worn von der strengen Zensur, nicht berichten hat man sie lassen, wenn sie beschrieben haben den Sonnenuntergang, und nicht schildern hat man sie lassen, wenn sie gemeldet haben den Sieg von Kirkkilisse. Und heute, wo wir die Gewißheit haben, daß sie gottlob unversehrt — (Ein Redaktionsdiener kommt im Laufschritt: »Sie kommen schon!« Man hört aus den anderen Zimmern Rufe wie: »Wie viel Fahnen bringts ihr?« »Was gibts Neues auf dem Balkan?« »Heil!« »Heil dem Sieger von Kirkkilisse!« »Heil dem Eroberer von Adrianopel!« »Seids Ihr mied?« »Wie gehts Ferdinand? Was hat er gesagt? Wie hat er ausgesehn? Was hat sie angehabt?« .. Ein Grammophon spielt die Schumi-Maritza-Hymne. Zifferer tritt auf. Er ist etwas derangiert. Hinter ihm Klein, in Khaki-Uniform. Der Redaktionschrist verläßt wortlos das Zimmer.) Klein: »Frechheit! Ich hab am Kreuzzug teilgenommen und wer' mir von dem Goi wirklich nix gefallen lassen!« Der Redakteur: »Salem! Willkommen am Herd der Penaten, wo es wärmer is wie im Kugelregen des Hauptquartiers. Ihr habts euch brav gehalten, Ihr warts tapfer, was habts Ihr gekriegt?« Zifferer: »Ich hab also den Maritzaorden dritter Klasse gekriegt, nicht der Rede wert.« Klein: »Und ich hab einen Medschidieorden gefunden auf der Straße

nach Mustapha Pascha.« »Kinder, erzählts, unsereiner hört noch gern von Krieg und Kriegsgeschrei, wenn unten in der Türkei sich die Völker herumschlagen. Man is alt, und is angesichts der Weltereignisse verurteilt zuhaus am Ofen zu sitzen. Was ihr vollbracht habts, ist kolossal. Achtzigtausend, was sag ich, neunzigtausend Worte in einer Woche — und alles von einer Anschaulichkeit, daß man rein glaubt, man war selber auch nicht dabei! Es is eine große Zeit, in der wir leben, und ihr könnts sagen, daß ihr in der vordersten Reihe als Augenzeugen gekämpft habts, und wenn auch leider nicht der Statusquo aufrechtzuerhalten war —« Zifferer: »Münz wird sich ärgern.« »Ob er sich ärgern wird, das gönn ich ihm. Und wenn die Landkarte des Balkans heute verändert is, wenn sie in der Schule umlernen müssen, so wird es dereinst heißen, daß unser Blatt — nein, ihr müßts erzählen, Kinder.« Klein: »Was sollen wir erzählen? Da könnt man Jahre sitzen und erzählen. Unsereiner ist nicht ruhmredig. Man hat kat' exochen seine Pflicht getan. Was wir zu erzählen gehabt haben, haben wir telegraphiert!« Zifferer: »Renommieren Sie nicht mit meinen Verdiensten, ich hab vor Adrianopel ein Feuilleton telegraphiert, Sie haben sich auf sachliche Mitteilungen beschränkt!« »Ich hab mich auf sachliche Mitteilungen beschränkt? Sie, wenn Sie das noch einmal sagen —! (Drohende Handbewegung.) Mit mir wern Sie sich nicht spielen, mit mir nicht! Keckheit das! Ich hab genau so genau die Stimmung wiedergegeben wie Sie, ich bin im Kugelregen gestanden und hab geschildert. Sie haben auch geschildert, aber Sie haben nicht geschildert vor dem Feind!« »Ich hab nicht geschildert vor dem Feind? Ich hab nicht geschildert vor dem Feind? Ich bin durch die Laufgräben gelaufen, ich hab eine Schafherde beobachtet, ich hab gesehn, wie sie die Herbstzeitlosen zertreten haben –« »Hab ich auch gesehn.« »Ich hab gehört, wie die Raben gekrächzt haben, als ob sie witterten die Beute.« »Hab ich auch gehört.« »Ich hab gesehn wie der König gelächelt hat hinüber zu den Korrespondenten.« »Hab ich auch gesehn.« »Ich hab gehört, wie ein martialisch einherklirrender Stationschef in Uniform erzählt hat daß er gehört hat wie sie überall erzählt haben daß sie gehört haben Kanonendonner.« »Hab ich auch gehört.« »Seltsam, geheimnisvoll sind die Bräuche des

Krieges. Fremde fühlen sich in das Schicksal des Volkes verstrickt. Und es lockt die Gefahr...« »Hab ich auch gelockt.« »Voina! Voina! hab ich gehört.« »Und ich sag Ihnen: Jawasch! Jawasch!« »Ich hab gesehn vor Adrianopel den Sonnenglanz.« »Gegenstand! Ich hab gesehn Sonnenglanz und Sonnenglast!« »Ich hab gesehn, wie die Nacht hereingebrochen is mit dem friedlich strahlenden Monde über den von ihren Bauern verlassenen Feldern.« »Ich hab gesehn, wie, während ich grad die letzten Zeilen schrieb, steigt langsam die Sonne empor, und meine ganze Hoffnung is jetzt gegangen auf eine Tasse warmen Kaffees.« »Ich hab gesehn wie ich auf der Lokomotiv saß die Mondsichel der Weingärten von Kirkkilisse schreckhaft geheimnisvoll sich spiegeln in den Augen des Flüchtlings und hochaufschäumen hab ich gehört die Maritza von strömendem Blut, während der Heizer mit mir geteilt hat ein Stück Schafkäs.« »Ich hab gesehn, daß wir zwei Tag mit den Depeschen in der Tasche herumgelaufen sind, und man uns nicht hat lassen telegraphieren, da hab ich mich geärgert.« »C'est la guerre!« »Mais, c'est la guerre, sag ich Ihnen!« »Was wollen Sie haben, à guerre comme à la guerre.« »Kinder, streitets euch nicht, jeder hat sich bewährt in seiner Art! (Man hört die Stimme des Herrn aus dem Nebenzimmer: »Wo ist Zekki Pascha?« Der Redakteur zuckt zusammen.) Großer Gott, er schreit nach Zekki Pascha — er will ihm diktieren —!« »Ich sag Ihnen — Eindrücke sammeln und sie nicht los werden können — nichts Ärgeres auf Ihnen! 664 Worte, die schönsten Impressionen zusammengepreßt, hab ich früh gegeben, abends liegen sie noch genau so am Schalter — den ganzen Tag hat sie der Beamte zum Vergnügen gelesen! Dabei in einemfort der Schlachtendonner — denn Sie müssen nämlich wissen, die Geschütze sind die Sänger des Todes.« »Sss..!« »Ich sag Ihnen, mit der bulgarischen Artillerie is nicht zu spassen. Ich bin Fachmann, ich war superarbitriert, ihre Geschosse schlugen direkt in die Mündungen der türkischen Kanonen ein!« »Was Sie nicht sagen!« »Ich bin dabei gestanden und hab es beobachtet.« »Bitte, Details, wie ich sie gegeben hab, haben Sie nicht gegeben!« »Was? Ich nicht gegeben? Ich hab doch den heißen Atem des Krieges gespürt! Nicht einmal, fünfmal!« »Kunststück! Mir is der Krieg persönlich entgegen-

getreten und ich hab noch die Geistesgegenwart gehabt, die Zusammenhänge zusammenzufassen und die Stimmungen einzufangen. So zum Beispiel hab ich bei einem Soldaten deutlich gesehn, wie es in seinen Augen geflackert hat von einem großen, dämmerhaften Erleben, das alles andere klein und nebensächlich erscheinen läßt.« »Fangen Sie schon wieder an?« »Außerdem hab ich ein seltsames Begegnen gehabt. Da hab ich einmal mit vieler Mühe die Kämpfenden gesucht — Sie müssen nämlich wissen, man wacht des Morgens auf, wenn schon die Salven über das Feld hinfegen —« »Wenn schon! Was für Salven? Ich seh so was gar nicht. Die Kämpfenden müssen zu mir kommen!« »Ansichtssache. Sie hätten viel drum gegeben, wenn Sie in meiner Lage gewesen wären! Und es ist nun wieder sehr merkwürdig, die Armee, die man bisher in eine Schnur aufgerollt sah, nun gleichsam im Querschnitt kennen zu lernen. Wer mag der Versuchung widerstehn? Also was soll ich Ihnen sagen, ich bin einfach vorgedrungen und gesell mich zu den Kämpfenden. Auf einmal seh ich eine Herbstzeitlose, zum Greifen nah. Ich, rasch entschlossen, denk mir, vielleicht paßt das für Sonntag — auf einmal bemerke ich, wie sich meine Aufmerksamkeit züngelnden Flammen zuwendet. (Murmelnd:) Und dazwischen ist's einem, als hörte man ein leises Gurgeln . . .« Klein (erregt): »Sehn Sie, das kommt heraus, wenn man Träumer hereinschickt in die Schlacht! Keine Ahnung von einer strategischen Notwendigkeit hat er. E Stimmungsmensch!« »Und was sind Sie?« »E Mann der Tat! Bitte, wer hat telegraphiert, daß der König uns zugewinkt hat, ich oder Sie?« »Ich!« »Wer hat gehört den Schlachtendonner — (Man hört die Stimme des Herrn aus dem Nebenzimmer: »Alle werf ich heraus! Der russische Botschafter Graf Osten-Sacken ist seit längerer Zeit tot. Schreiben Sie, daß es ein technisches Versehn war!«) Sie Zifferer, jetzt mach ich kurzen Prozeß. Ja oder nein: Haben Sie beobachtet den Feuerschein am Himmel südlich von Stara Zagora? Ich aber jo! Haben Sie gesehn, wie ein türkischer Offizier seinen Tee genommen hat mit Zigaretten? Ich aber jo! Haben Sie mit Danew gesprochen, wie er sich geweigert hat, etwas zu sagen? Ich aber jo!« (Man hört die Stimme des Herrn aus dem Nebenzimmer: »Wo ist Hilmi Pascha?«) »So, und Sie glauben, daß

Sie damit schon behaupten können, daß Sie Kriegskorrespondent sind? Ich will meine Verdienste nicht aufzählen, aber ich hab beschrieben: wie die Raben krächzen, wie die Herbstzeitlosen blühn, wie die Maritza rauscht, Schumi Maritza, wie die Königin ausgesehn hat, hab ich beschrieben!« »Ich leugne ja nicht, daß Sie mancherlei gesehn haben, was nachdenklich stimmt. Aber das eigentliche Wesen des Krieges haben Sie nicht erfaßt. So zum Beispiel haben Sie bekanntlich nicht gesehn, wie die Bulgaren und die Türken ringen erbittert um eine bulgarische Fahne!« »Wo haben Sie das gesehn?« »Auf einem Bild im Speisesaal, ein einfacher Soldat hat es gemalt, aber es hat eine gewisse *Plastik und Kraft.*« »*No ja, das geb ich ja zu,* da haben Sie Glück gehabt —« »Ich hab außerdem einen eigenen Hügel gehabt, Sie nicht!« »Bitte, ich hab später auch einen Hügel gekriegt, neben dem von Ludwig Bauer von der ‚Zeit', Schach hat er gespielt auf seinem Hügel.« »Ich war stundenlang eines ungewissen Schicksals gewärtig!« »Das is gar nix. Was ich dafür in der Luft gehört hab für Töne, Ihnen gesagt! Einen gurgelnden Ton, einen singenden Ton, alle möglichen Töne, so viel Sorten Töne kennt man hier gar nicht was ich gehört hab dort in der Luft, und ich hab deutlich gespürt, daß es etwas sehr Merkwürdiges ist um diesen Kampf gegen eine Stadt.« Der Redakteur: »Wieso etwas Merkwürdiges?« Zifferer: »Wieso? Auf der einen Seite erblickt man eine Armee, die sich bewegt, auf der andern Seite steht etwas Unpersönliches, Festungsmauern.« Klein: »Wenn ich wollte, welch' tiefsinnige Bemerkungen über Ursache und Wirkung könnte ich daran knüpfen! Aber offen gestanden, ich bin gar nicht gestimmt zu tiefsinnigen Bemerkungen.« »Das möcht ich Ihnen auch nicht raten, in meine Beobachtungen sich versenken, speziell vor Adrianopel! Dort bin ich sehr intim. Das kann man schon aus dem folgenden ersehn. Ein Soldat hat mich erkannt und mir mitten in der Schlacht Grüße aufgegeben an seinen Vater. Ich geb zu, Sie haben interviewt — Stanciow —« »D a n e w!« »Kinder, schimpfts euch nicht —« »Ich geb zu, Sie sind bis ins Hauptquartier vorgedrungen. Was ist das schon? Ich hab gesehn, wie sich die Schlachtlinie vor mir krümmt und windet! Und glauben Sie ich hab nicht auch Leute gesprochen? Leute sag ich Ihnen, die maßgebend sind und

von denen man erfährt! Alle haben sie glänzende und leuchtende Äuglein gehabt, die zugleich nach innen und nach außen geblickt haben, es war sehr merkwürdig. Und dann — ein Eindruck, den ich nie vergessen werde, noch viel wichtiger als alle Details. Haben Sie eine Ahnung, was ich empfunden hab vor Adrianopel? Adrianopel lag vor mir, wie eine Frau, zum Greifen nah, und ich hab Lust gehabt, sie selbst zu erobern und in Besitz zu nehmen!« »Imponiert mir gar nicht. Ludwig Bauer von der ‚Zeit' hat Schach gespielt vor den Minaretts und hat gewonnen!« »Was geht mich Bauer an, Bauer is bekannt als unerschrocken, aber Bauer is nicht amourös, ich sag Ihnen, ich hab sie selbst in Besitz nehmen wollen, wie sie dalag, Adrianopel die Festung. Zwei Tag hat der Zustand gedauert, nicht satt sehn hab ich mich können!« Der Redakteur: »Das scheint mir entscheidend. Zifferer hat erlebt.« »Und ich?« »Sie haben erfahren! Sie haben geleistet!« »Da hören Sies!« Der Redakteur: »Aber gerade die Situation vor Adrianopol ist der Punkt, worüber ich mit Ihnen Zifferer noch sprechen wollte. Wie nämlich das Feuilleton gekommen is, waren wir paff —!« »Das war auch keine Kleinigkeit. Alle staatlichen Telegramme hat Bulgarien zurückgestellt an dem Tag. Ich hab die Linie für fünf Stunden bekommen, weil ich gesagt hab, es is für das Blatt!« »Bitte, und mich hätt man mit den andern Korrespondenten zuhaus geschickt, wenn mich nicht der Namen Neue Freie Presse gedeckt hätte!« »Kinder, streitets nicht, wir dienen ja doch alle mehr minder dem Prestige des höheren Zweckes und haben alle das Blattgefühl im Auge! Am wichtigsten ist jetzt das Problem der offenen Türe — (Man hört die Stimme des Herrn aus dem Nebenzimmer: »Alle werf ich heraus!«) Am besten, man hört gar nicht hin ... Sagen Sie Klein, Sie haben vorhin erwähnt, wie der Stationschef martialisch einhergeklirrt hat. Wie war aber eigentlich das Souper im Speisewagen?« »Lukullisch. Alle Welt hat sich ihm gewidmet. Das Dejeuner wurde in drei Abteilungen serviert.« »Seids ihr bequem gefahren?« »Im Krieg muß man sich behelfen. Lachend preßten wir uns in den paar Abteilen zusammen, die man für uns reserviert hatte.« »Das erinnert mich sehr an die packende Schilderung unseres Vertreters auf türkischer Seite, wie sie im Speisewagen spielen

Sechsundsechzig und draußen die, wie heißt mer sie nur, die Moslims, ihr Abendgebet verrichten. Rückständige Nation!« »Ja, da sind die Bulgaren ganz anders. Sie machen sich keine Vorstellung, wie sie den Korrespondenten entgegengekommen sind. Natürlich, zuerst, wie sie noch nicht gewußt haben, daß auch wir darunter waren, haben sie sich bißl Zeit gelassen mit den Quartieren. Da haben wir ausstehn müssen —! Strapazen —! Es hat sich herausgestellt, daß kein Mensch an unsere Unterbringung gedacht hat, stellen Sie sich unsere Lage vor! Da hat es Ludwig Bauer von der ‚Zeit' klüger gemacht. Er hat einfach Zimmer bestellt in Adrianopel, er hat gefürchtet, man wird ihn zur Gefahr nicht zulassen.« »Bauer hat sich ausgezeichnet. Er war der Tapfersten einer. Gefangene Türken hat er interviewt und hat sie gezwungen, daß sie alles vor ihm auspacken, auch die eigene Schmach, er hat sich geschämt für sie.« »Wieso Schmach? Warum hat er sich geschämt für sie?« »No, nach Weib und Kind haben sie sich gesehnt die Feiglinge! Adrianopel is ihnen stagelgrün aufgelegen. Einer hat gesagt, er hat sechs Kinder und will sie wiedersehn, d a m i t hat er sein Resümee gegeben! Also is das nicht verächtlich? Sie können sich vorstellen, was in Ludwig Bauer vorgegangen is, er, der Tapfersten einer!« Der Redakteur: »No die müssen in einem schönen Zustand gewesen sein! Wie haben sie ausgesehn diese Nebbichs?« »Bauer sagt, wie Leute, die ausgesorgt haben. Er hat die vorsorgliche Kriegsverwaltung gelobt, sie hat ihm, sagt er, einen Augenschein des Triumphs geboten, der sich gut telegraphieren läßt, warum nicht, recht hat er. Er hat aber auch Strapazen mitgemacht, er is durch die verwilderten Äcker gestampft, nuna genieren wird er sich, unten sind die Büffel gegangen und oben er, Herbstzeitlosen hat er zertreten und Raben hat er gesehn mit eigenen Augen — warum nicht, weil Zifferer sich einbildet, er allein trefft das? Ich auch!« »Sie Untam!« »Bitte, ich war im Tamgebiet! Dort hab ich die Sänger des Todes gehört. Es war das Grausen der Erhabenheit.« »Tut sich was! Wir sind also aus dem Speisewagen, wo ich Stanciow gesprochen hab, ausgestiegen —« »Wie sieht Stanciow aus?« »Wie ein Typ Pariser Viveur. Er hat uns die Honneurs gemacht. Wir haben aber effektiv nicht gewußt, wo wir schlafen wern die Nacht.

Haben wir im Zug geschlafen. Später waren sie sehr zuvorkommend. Sie haben uns gezeigt, wie sie kämpfen.« »Das war doch gefährlich — so nah beim Kugelregen?« »Also so dürfen Sie sich das wieder nicht vorstellen! Die Bulgaren haben sich öfter unterbrochen und sind gekommen, um uns zu informieren.« »Was Klein da erzählt, ist buchstäblich wahr. Ich bin vor Adrianopel gestanden und sie haben mir sehr freundlich die Minaretts erklärt.« »Wie weit sind Sie vorgedrungen, Klein?« »Vor Kirkkilisse warf ich die letzten Bedenken hinter mich. Denn bis jetzt hatte ich nur das Gesicht des Krieges gesehn. Später hab ich dann auch seinen heißen, sengenden Atem gespürt. No da bin ich doch neugierig geworden und wollte noch seine Stimme hören. Dachte keiner an seine Lieben, dachte jeder nur an Kampf ... Aber grad wie ich hinkomm, Pech, schweigen plötzlich die Geschütze, da haben sich die Belagerer und die Belagerten verabredet, daß sie uns Korrespondenten nichts zeigen. Von Massakres hab ich gar nichts bemerkt. Wie man schon Pech hat. Ich komme hin, bin im besten Glauben, daß hier Menschen einander zu töten gesucht, man hat es mir hoch und teuer geschworen. Schöner Hereinfall! Sie können sich die Enttäuschung denken, wenn man glaubt, jetzt wird man einem Originalgemetzel beiwohnen können, vielleicht noch fürs Abendblatt — und was hab ich gefunden? Einen alten Uniformrock! Nicht der Rede wert. »Und ich hab eine zerrissene Fahne mitgebracht.« »Wie viel Zeilen hat sie?« »Aber nein, eine türkische!« »Gewiß hat sie einer vergessen gehabt, der wird sich ärgern.« Klein: »Also so dürfen Sie sich das wieder nicht vorstellen. Man findet das bei den türkischen Leichen. Wir stöbern in dem Haufen herum und machen Kriegsbeute. Stecken Mauser-Patronen ein, Briefe an die Familie, Photographien, Haarlocken, eine türkisch-deutsche Grammatik —« »Was brauchen Sie deutsch lernen?« »Einmal, ich hab grad die Stellungen der Tschadaldschalinie abgeritten, da lagern sich die Korrespondenten und die Truppen um lodernde Lagerfeuer auf rasch requiriertes Heu zu frostiger, taufeuchter Nachtruhe — was glauben Sie find ich? Eine neue Note!« »Haben Sie wechseln können?« »Aber ich mein doch nur eine Nuance! No da hab ich mir aber die Heerführer kommen lassen, Sawow und Fitschew —«

»Die kann ich nie unterscheiden, wie sind die eigentlich, wie stehn sie zum Blatt?« »Ich wer Ihnen sagen, Sawow macht sich Feinde und Fitschew weiß einzunehmen. Danew hat mir Details gemacht.« »No und Sawow?« »Michael Sawow ist ein Diktator kat' exochen. Neben seinem Namen muß man aber sofort den Fitschews nennen.« »Warum nicht, nennen Sie ihn.« Zifferer: »Fitschew hab ich auch gesehn. Seine Haut hat etwas rosiges, sie is durchsichtig.« »Haben Sie durchgesehn?« »Ob ich hab! Nur wenige weiße Fäden mischen sich in den dunklen Schnurrbart —« »Wie viel? Haben Sie gezählt?« »Nicht der Rede wert! Blitzschnell beweglich sind die kleinen Äuglein.« Klein: »Also bitte! Ich hab mit Fitschew gesprochen, ich hab Gelegenheit gehabt, ihm in die großen, geistvollen Augen zu blicken. Wie ich zu ihm komm, beobacht ich sofort, daß er stets ein Lächeln auf den Lippen hat —« »Was is das gegen das Lächeln der Japaner!« Der Redakteur: »No und die Mona Lisa is e Hund? Wie stand der König da?« Klein: »Stattlich und stolz. Keinen Zoll tiefer beugte er sich, als es nötig war.« »Vor der Presse?« »Vor der Bibel.« »Ah so.« »Was soll ich Ihnen sagen, Lefteherow hat gestrahlt.« »Wie is Dimitriew?« »Dimitriew hat Umgangsformen. Napoleontscheto nennen sie ihn im Heere. Napoleontscheto hat die in ihn gesetzten Erwartungen auch nicht getäuscht.« »Das glaub ich! Was mich aber am meisten intressiert — wie is eigentlich Kutintschew?« »Kutintschew is ein Soldat, wie er im Buche steht. Iwanow, für den is eine Belagerung die richtige Aufgabe. Er war aber entsetzt, daß man ausgerechnet ihm die Korrespondenten auf den Hals geschickt hat. Diese Bulgaren sind Sonderlinge. Ich hab sie gefragt, ob sie Reklame in der Weltgeschichte haben wollen, haben sie gesagt, nein. Ich hab sie gefragt, ob sie nicht wenigstens eine Extraausgabe machen wollen. Nein. Schmockerei. Die türkischen Gefangenen lassen eher mit sich reden, sie sind ein fesselndes Gemisch und ich schied von ihnen mit einem feierlichen Selam der Mohammedaner.« »Warum hat man sie gefangen?« »Allah hat es so gewollt, Kismet. Intressant waren die Türkinnen ohne Schleier, eine hab ich mir angeschaut, hat sie echt weiblich verschämt gelächelt. Sehr viel hab ich auch mit bulgarische Soldaten gesprochen. Alle sind sie in Uniform. Nicht einer is ein Antisemit.«

Zifferer: »Bittsie, was hat man schon davon! Man mag mit diesen bulgarischen Soldaten tage- und wochenlang gemeinsam leben, mit ihnen ihr Brot teilen, in demselben Graben verschanzt, von der gleichen Gefahr bedroht sein — man kommt ihnen nicht näher.« »Ihr Brot haben Sie mit ihnen geteilt oder sie mit Ihnen?« »No, ich mit ihnen! Sie haben mir von ihrem Mittagmahl gegeben. Versteh ich bulgarisch? So sind sie mir doch erst angenehm verständlich geworden! Warum nicht? Ludwig Bauer von der ‚Zeit' hat auch mitgegessen. (Nachdenklich:) Und da entsinne ich mich eines Abends nach der Schlacht bei Lüle Burgas ... Also in Philippopel war's. Ich hatte beim englischen Konsul den Tee genommen. Auf einmal stehen zwei baumlange Bulgaren vor mir, das Bajonett drohend gesenkt gegen meine Brust.« »Gotteswillen —!« »Sie wollten, ich soll die geheime Korrespondenz hergeben, nämlich das Feuilleton. Seien Sie unbesorgt. Ich hab es nicht hergegeben! Ein bekannter General und ein paar Offiziere haben mich schon vorher in einem Gespräch festhalten wollen, aber die haben sich geschnitten, nichts war aus mir herauszukriegen. Später haben sie gesehn, mit wem sie es zu tun haben, no da haben sie Äuglein gemacht und haben mich zu allerlei kriegerischen Veranstaltungen eingeladen.« »Haben Sie das Geheimnis des bulgarischen Erfolges?« »Ich habs. Ich gebs für Sonntag.« »So, und die Odyssee, die ich bereits telegraphisch mitgeteilt hab, is vielleicht nix?« »Kinder, jeder in seiner Art. Hauptsach is, daß das Blatt mit dem Prestige am Balkan gut dasteht. Wir haben uns sehr gefreut, wie Danew über den Frieden gesagt hat, daß die Neue Freie Presse das meist gelesene und geschätzte Blatt in Bulgarien is.« »Und in Serbien vielleicht nicht?« »In der Türkei bitte auch!« »Überall! Sie hätten sehn sollen den Respekt, wie ich gesagt hab, mein Name is Zifferer und ich brauch den Draht für ein dringendes Feuilleton. Zuerst war man ja frech, da hab ich nämlich noch nicht gesagt gehabt, wer ich bin und für welches Blatt. Ich hab sie überraschen wollen. Ich hab die Gesichter sehn wollen. Man hat also zuerst Ausreden gemacht, sie brauchen die Linie für die Staatsdepeschen, an den König über den Verlauf der Schlacht und so Schmonzes. Wird sich gedulden, der Herr König, hab ich gesagt, ich bin Zifferer, hab ich gesagt, fragen Sie bei ihm an, beim Koburger

oder beim Battenberger oder wie er heißt, ob er nicht selbst will, daß die Presse den Vortritt hat. Man hat angefragt. No und was glauben Sie hat er gesagt? Selbstredend! hat er gesagt. Zuerst die Neue Freie, hat er gesagt, dann lange niemand, dann Bulgarien. Was wollen Sie haben, ein moderner Mensch!« »Was heißt ein moderner Mensch? Das ganze Volk is modern! Das letzte Provinznest beweist Entgegenkommen den Korrespondenten. Sie wissen dort ganz genau, daß wir die öffentliche Meinung Europas repräsentieren, daß Europa durch unsere Augen sieht!« »Bravo, Klein, das haben Sie gut gesagt. (Man hört die Stimme des Herrn aus dem Nebenzimmer: »Der Konsul Prochaska darf seiner Mutter schreiben.«) Und uns hat er telegraphiert!« Klein: »Ja, die Balkanvölker sind darin sehr anständig. Ich sag Ihnen, die Bulgaren! Einem hab ich die Presse von der vorigen Woche gegeben — Sie hätten sehn sollen, was er getrieben hat! Der Bulgare greift nach allem, was ihm die Kultur des Abendlandes bietet. Der Türke dagegen! Gegen die Türken waren wir der Ansturm der modernen Zeit. Der Türke is gar nix. Er is der Träumer geblieben, was ist ihm Fortschritt, was Kultur! Überall lesen sie schon die Presse — der Türke hält noch seinen Koran! In der Dämmerung, die der Koran über sein Leben verbreitet, fühlt er sich glücklich. Las'r verdienen.« »Zifferer, haben Sie das auch beobachtet?« »Ich hab mich mehr für das psychologische Moment intressiert. Ich hab zum Beispiel gesehn, wie stets eine geheizte Lokomotive auf den König wartet. Das war sehr merkwürdig.« »Wie war das?« »Dampfend, zischend, pfauchend, als könnte sie es nicht erwarten, gegen den Feind loszustürmen, ihn mit ihrer breiten stählernen Brust zu zermalmen.« »Zifferer, Sie sind etwas ein Phantast!« »Warten Sie, daneben hab ich seltsame Zusammenhänge gesehn, wie nämlich ein Soldat einer Katz Käs gegeben hat zum Kosten. Wahrscheinlich hat er sehn wollen, ob nicht etwas drin is. Das ist der Krieg.« »Sss . . ! Bitt Sie, Zifferer, lassen Sie sich das nicht entgehn!« »Ich hab's bereits festgehalten. Ferner hab ich Raben —« «Die haben wir schon.« »Ja so. Aber was Sie noch nicht haben, ist, daß es dieselben Raben waren, die schon in Sophia so überlaut ihr Wesen trieben, als man die jungen Leute zu den Waffen rief!« »Authentisch?« »Wenn

ich Ihnen sag? Aber wie dann der Stern von Bethlehem gekommen is, hab ich mir gedacht: Friede auf Erden.« »Das war sehr stimmungsvoll von Ihnen, und ich kann Ihnen auch sagen Zifferer, auf der türkischen Botschaft is man überzeugt, daß diese Haltung unseres Blattes wesentlich beigetragen hat zu dem Friedensschluß. Münz war dort und Hilmi Pascha hat ihm gesagt —« »Sie, mit den vielen Paschas hab ich mich schon nicht mehr ausgekannt.« »Trösten Sie sich, in der Redaktion haben wir uns auch nicht ausgekannt. (Man hört die Stimme des Herrn aus dem Nebenzimmer: »Wo ist Mammuth Schefket Riffath Middath Reschid Nazim Hilmi Zekki Schukri Blum Pascha!«) Gott sei Dank, Blumpascha von der Kreditanstalt! No der wird zu ihm kommen. Also wie habts ihr euch verständigt?« »Gott leicht. Was braucht man viel reden? Ich hab gesagt, ich bin von der Neuen Freien, haben sie alle gesagt, sie wissen schon! Mit e bißl Voina kommt man durch. Klein war schlau —« »Lassen Sie mich erzählen. Ich hatte Gelegenheit, mit einem verwundeten Türken zu sprechen. Er muß ziemlich Schmerzen gehabt haben, und sie wollten ihn schon ins Lazarett schaffen. Dort schaffen sie nämlich die Verwundeten ins Lazarett und die Korrespondenten haben das Nachsehn. Zum Glück bin ich rechtzeitig dazugekommen und hab es verhindert. Ins Lazarett wer ich gehn! No, man hat ihm auch sofort den Notverband abgenommen und mir alle Wunden gezeigt. Dem Arzt is schlecht geworden und ich sag Ihnen, beinahe mir is schlecht geworden. Die Fäulnis bei lebendigem Leib!« »Schrecklich! Is denn nicht vorgesorgt?« »Reden Sie mit den Bulgaren! Seit Jahren kämpft die Königin mit dem Kriegsministerium —« »Ss . . !« »— wegen der Verbandpäckchen.« »Was hat der Dokter gesagt?« »Der Dokter hat gesagt: Ich hoff, ich bring ihn durch.« »Waren Pflegerinnen da?« »Sogar eine grand-dame, die ich kurz vorher in ihrem Salon gesehn hab. Sie hätten sehn sollen, wie sie, die Schwache, nachher tröstend gehegt hat. Es ist etwas eigenes um die Frau. Bei vielen mußte der Arzt mit dem Tode ringen. Ich wer' ihn natürlich nennen. Wenn Leute unermüdlich sind, warum soll man sie nicht nennen?« »Recht haben Sie, nennen Sie sie. Nennen Sie auch die Hegerinnen. Und Sie Zifferer, wen wern Sie nennen?« »Bitte, ich hab einen gesehn, dem is die Kugel

durch und durch bei der Brust herein und beim Rücken herausgefahren.« »Gesehn, gesehn! Ich hab aber mit einem, dem schon die Hand verfault war, gesprochen!« »Was hat er gesagt?« »Er hat sich entschuldigt, daß er nicht einmal Visitkarten bei sich hat.« »Und was haben Sie zu ihm gesagt?« »Ich hab ihm gesagt: Kismet, Kismet! Sie hätten sehn solln, wie sich auf das herauf sein Gesicht verklärt hat!« »Das glaub ich, so etwas freut einen sterbenden Türken immer. Nennen Sie ihn!« »Dann is aber der Ärger losgegangen mit den Depeschen. Wie ich ein Panorama gesehn hab, hab ich es auch nicht telegraphieren können! Einmal dreh ich mich um zum Horizont, verschwindet die wilde Fackel des Krieges —« »Pscht! Nicht nennen!« Klein (nachdenklich:) »Der Dokter hat gesagt: Ich hoff, ich bring ihn durch.« »Kraus?« »Gott behüte, den Türken!« Zifferer (nachdenklich): »Zertreten sind sie geworden und zerstampft.« »Meinen Sie die Türken?« »Ich mein die Herbstzeitlosen.« »Natürlich, richtig ... Aber schließlich werden Sie, nehmen Sies nicht übel, doch ein bißl die Ereignisse selbst verfolgt haben, wenn Sie schon so nah waren?« »Hab ich auch. Ich hab mich herangeschlichen, geheimnisvoll des Abends, wie sie im Lager eingeschlafen sind, da merk ich plötzlich, ein Soldat singt im Traum.« »Woher haben Sie das?« »Also gut, wenn Sie's erraten haben, ich hab's zuerst im ‚Herbstmanöver' gesehn und dann an Ort und Stelle bestätigt gefunden. Immer, sag ich Ihnen, pflegt ein Soldat im Traum zu singen. Geheimnisvoll des Abends. Fragen Sie Ludwig Bauer von der ‚Zeit'.« »Wißts ihr, was ich mir oft denk, es muß auch sehr viel aus der ‚Lustigen Witwe' unten vorkommen! Klein, meinen Sie nicht?« »Ob es vorkommt! Die haben wir Kameraden doch beim Anblick der Flucht von Corlu selbst gesungen!« Der Redakteur: »Ich denk mir — am End genügt es, wenn man sie sechshundertmal gehört hat, braucht man gar nicht hinunter und schreibt hier die Sachen!« Zifferer: »Was fällt Ihnen ein? Vieles sieht man doch erst am Balkan selbst! Wir Kriegsberichterstatter sind ohnedies leider weit weg vom Schuß. Aber so weit dürft man sich wieder nicht aufhalten. Man brennt doch vor Begierde nach dem sengenden Atem der Schlacht! Das wird Ihnen Klein bestätigen.« »Selbstredend. Was nützt es wenn man sich immer wieder sagt: C'est

la guerre. Erleben will man. Man sehnt sich ordentlich nach e bißl Pulverdampf. Zum Beispiel, wie der König plauderte vor unseren Augen — hab ich doch sofort gewußt, Losengrad is gefallen!« »Da war ich auch dabei! Ich hab es mit eigenen Augen gesehn!« »Kunststück, haben Sie gehört, wie er uns zugenickt hat? Auf einmal war er da, mitten unter uns. Direkt hineingegrüßt hat er ins Restaurant. Auf einmal war er da.« »War ich auch da!« »Möglich, aber Sie haben gewiß nicht gelesen auf seinem Gesicht die Freude über die Erfolge der bulgarischen Waffen bei Bunar Hissar!« Der Redakteur: »Wie liest mer das?« Klein: »Mer lernts. Man is darauf angewiesen, die Bulgaren sagen einem nix. Die Bulgaren sind nämlich intressant. Nüchtern, aber intressant. Sie wollen um jeden Preis keine Reklame machen! Ich sag Ihnen, die Bulgaren sind in Kirkkilisse hineingerannt wie in ein Haus mit offenen Türen und haben der Welt wieder einmal bewiesen, daß alle Theorie grau is! Ich weiß nicht, wie es am Tage des Sieges in Sophia aussah, aber das eine weiß ich, in Stara Zagora gibt es zwanzigtausend Bulgaren und achtzig ausländische Korrespondenten, und die zwanzigtausend Bulgaren zusammen waren nicht so aufgeregt wie wir achtzig! So eine Sensation wie der Fall von Kirkkilisse, und man kann sie nicht telegraphieren!« »Also sind die Bulgaren doch nicht gar so entgegenkommend?« »In Bezug auf Stimmungen — ja! Ereignisse lassen sie nicht durch. Man hat uns gesagt: Für Herbstzeitlosen geben wir euch den ganzen Draht, Siege melden wir selbst, wenn wir sie brauchen.« Zifferer: »Auch ein Standpunkt! Was nützt die nackte Tatsache, wenn nicht der Duft der Impression dabei is?« Klein: »Und ich sag wieder, was nützen die Siege, wenn sie nicht gemeldet wern?« »Und ich sag, Tatsachen kann man auch erfinden, da is kein Mangel. Ob die Tschadaltschalinie durchbrochen wurde, erfährt man früh genug. Aber wer garantiert dafür, ob genügend Herbstzeitlosen dort wachsen, wer ersetzt die Genrebilder, die nebbich in so einem Krieg verloren gehn?« »Sagen Sie Zifferer, wie — is eigentlich so eine Herbstzeitlose? Wie sieht das aus?« »Chamois!« »Intressant. Natürlich sind Stimmungen in solchen Zeiten das Wichtigste. Der Untergang der Türkei is gewiß bedauerlich, aber wie schön hat Becher

das mit der Poesie vom Halbmond gebracht, wie er aufgeht und wie er untergeht, poetisch. Auch Sie, Klein, unterschätzen Sie sich nicht, Sie haben doch selbst über die ‚Poesie des Krieges, geschrieben, wo Sie so treffend gesagt haben: ‚Draußen heult der Sturm. Das ist doch Poesie. Es ist eben die Poesie des Krieges.‘ Richtig, aus dem ‚Walzertraum‘ habts Ihr auch gesungen, wie Ihr auf der Flucht warts? Recht habts Ihr gehabt, daß Ihr es euch ein bißl gemütlich gemacht habts. Aber apropos — Adrianopel — daß ich nicht vergeß — mit Adrianopel is uns allen etwas aufgefallen. Also Zifferer — Sie sagen, daß die Festung da lag wie eine schöne Frau und Sie hätten sie am liebsten selbst erobert. Schön! Aber sagen Sie — haben wir Recht mit der Vermutung, daß Sie hier absichtlich ein Motiv von Auernheimer, wenn auch durchaus originell, verwertet haben? Auernheimer freilich sagt das immer nur von Wien, und Sie haben das unleugbare Verdienst, es zum erstenmal auf Adrianopel angewendet zu haben. Sie wern sich aber erinnern, daß ich einmal zu Ihnen erwähnt hab, Auernheimer möcht auch schreiben, Nogi hat Port Arthur auf die Art erobert. Sie wissen ja auch, daß der — nicht genannt soll er wern, auf einer uns heute noch rätselhaften Weise damals d o c h gehört hat, was wir gesprochen haben, und hat es hineingegeben in das rote Büchel. Sie können mir nun offen sagen, ob Sie —« »Und ob ich sagen kann, alles will ich sagen! (Ausbrechend:) Die niederträchtige Gemeinheit mit dem Harakiri, was dieser Mensch damals an uns verübt hat, an Ihnen so gut wie an mir und sogar am Chef, von dem er behauptet hat, daß er nichts ruft als in einemfort — (Man hört die Stimme des Herrn aus dem Nebenzimmer: »Alle werf ich heraus!«) Gott, woher weiß er es?! Man kennt sich wirklich nicht mehr aus! Hört jener zu, was der hier sagt, oder sagt der hier, was jener schreibt? . . Sie wern sehn, das nimmt noch ein böses Ende! . . Aber sehn Sie — damals hab ich ihm justament zeigen wollen, was ich imstand bin. Wissen Sie, warum ich diese ganzen Strapazen der Kriegsberichterstattung auf mich genommen hab? Das wern Sie nicht erraten. Um dem Menschen zu zeigen, daß ich e r l e b e n kann, was ich schreib! Wie in dem roten Büchel gestanden is, daß ich Nogi in Wien nicht gesehn hab, und sogar bezweifelt war, daß ich bei Port Arthur nicht

dabei war, hab ich mir gedacht, jetzt kannst du ihm einmal beweisen, daß du ja dabei warst — und hab die Mission angenommen! Ich wollte ihm beweisen: was Auernheimer trefft, treff ich auch! Und darum hab ich, justament, soll er zerspringen vor Wut, geschrieben, daß Adrianopel da lag wie eine Frau und er hat sie erobert — oder nein, ich hab sie erobert — das heißt — erobern wollen. Und alle hab ich sie beschrieben, die markanten bulgarischen Physiognomien, ausgerechnet mit denselben Äuglein wie sie Nogi gehabt, soll er zerspringen!« »Wer? Nogi?« »Gott behüte, Kraus!« »Die Bulgaren sind nämlich genau so schweigsam wie die Japaner, dafür, daß sie nicht das japanische Lächeln haben, kann ich nichts, sonst hätt ich auch geschrieben, wie sie lächeln.« »Bitte, Fitschew hat stets —« »Unterbrechen Sie mich nicht. Was ich sagen wollte — ja — also ich hab die Strapazen ruhig ertragen, weil ich mir immer wieder sagte: Das ist der Krieg! Klein dürfte übrigens derselben Ansicht sein —« »Selbstredend, c'est la guerre!« »Kinder, wie habts ihr euch das eingeteilt? Ich hab immer geglaubt, c'est la guerre is von Zifferer und von Klein is der Krieg!« »Das war verschieden, wir haben abgewechselt, wir haben auch mit den andern Korrespondenten Kartell gemacht. Was hätt man anderes sagen sollen, wenn man gesehn hat, wie sie zu Hunderten und Hunderten hingemäht wurden?« »Wer? Die Türken?« »Konträr, die Herbstzeitlosen!« »Das is der Moloch! . . .« »Ich hab gewußt, was ich tu. Glauben Sie, ich hätt nicht dasselbe in Wien schreiben können? Ich hätt ja dasselbe in Wien schreiben können. Aber justament hab ich es nicht in Wien geschrieben und bin hinuntergegangen. Ich weiß, viele haben sich gewundert, wieso ich am Balkan bin, und es sind auch, wie sie mir schon gesteckt haben gleich beim Empfang, gehässige Zuschriften an das Blatt gekommen, wo sie gefragt haben, ob man wirklich beim Anblick von Blut und Leichen — oder ähnliche Phrasen! — solche Beobachtungen machen kann über Herbstzeitlosen — und ob es nicht besser wär, das viele Geld, was die Telegramme kosten —« »Das is wahr, teuer war der Spaß, Kinder, das eine Feuilleton Sonntag hat uns hör ich 3000 Kronen gekostet.« »4000! Alles viel zu wenig, es war ein Rekord, und diese Leute haben die Frechheit zu sagen, ob

man das Geld nicht hätt lieber für das Rote Kreuz geben sollen! Das hab ich gern, wenn solche Leute mit Humanität kommen! Humanität is gut für den Leitartikel, die Poesie des Krieges gehört ins Feuilleton! Also um zurückzukommen, es sind angeblich Zuschriften gekommen, wo gesagt wird, so etwas kann nicht an Ort und Stelle geschrieben sein, so etwas kann nur in Wien geschrieben sein! Witze haben sie gemacht, über Herbstzeitlozelach, und ob das türkische Hauptquartier im Café Orient war, und ob der griechische Korrespondent is gesessen im Café Tifoxilos. Mit so etwas spaßt man nicht! Wenn wir hätten renommieren wollen, hätten wir gesagt: Ja, wir haben alles in Wien geschrieben! Sogar im Café City! Nein — so genau trifft man das nicht, den Pulverdampf, die Landschaft, die Uniformen, wie sie im Kasino ihren Tee genommen haben, alles hat doch gestimmt, was will man haben? Die Leute sind verhetzt und glauben, Herbstzeitlosen lassen sich erfinden, authentische Details! Es wäre rein nötig, man zeigt ihnen Narben — eher glauben sie's nicht, daß man im Krieg war!« Der Redakteur (ekstatisch:) »Habts Ihr Narben, Kinder?! Zeigts her fürs Abendblatt!« »Narben nicht, aber noch ein paar Eindrücke für Sonntag!« »Auch gut, der Chef hat das gern. Sie, Zifferer, haben gerade jetzt nötig, Ihre Unentbehrlichkeit zu beweisen.« »Was is geschehn?« »Was geschehn is? Das wern Sie nicht für möglich halten! Während Sie nebbich unten gegen den Sultan gekämpft haben — (Man hört die Stimme des Herrn aus dem Nebenzimmer: »Salten soll kommen!«) Da hören Sie's! Er schreit nach Salten. Salten hat das Feuilleton erobert!« »Hörn Sie auf (Nachdenklich:) Allah hat es gewollt. Kismet... Ich bin ausgezogen, weil ich beweisen wollte, daß man das auch erleben kann, was man schreiben kann, ohne es zu erleben. Und da kommt einer, der sein Lebtag nicht aus Premieren herausgekommen is und jedenfalls noch nie dem Krieg ins Gesicht gesehn hat — ich leugne ja nicht, daß er gut beobachtet, aber nur Erzherzoge!« »Sehn Sie, gerade das war sein Debüt. Er hat über Johann Orth geschrieben.« »Was Sie nicht sagen — hat er geschrieben, daß Johann Orth etwas Brausendes gehabt hat und einen Unband?« »Soweit ich mich erinner, ja.« »Von mir aus, soll er! Aber das eine möcht ich ihm nicht raten, daß er auch bei uns vom Tumult eines

Lebens spricht!« »Ich sag Ihnen Zifferer, sehn Sie zu, daß Sie in jenems Tumult Ihre Position nicht verlieren. Den Chef haben die Briefe aus dem Publikum doch sehr verdrossen. Er legt bekanntlich großen Wert auf die Stimmungen —« »No also?« »Gewiß, aber auch auf die Stimmungen unter den langjährigen Abonnenten. Er will, daß geplaudert wird, er will, daß geschildert wird, aber er will nicht, daß grobe Briefe kommen. Alle kann er herauswerfen, nur die Abonnnenten möcht er schließlich, wenns irgend geht, doch behalten. Salten ist noch unverbraucht. Salten war noch nicht im Krieg, er hat also einen Vorsprung vor Ihnen.« »Das ist der Dank — (halb für sich: Herbstzeitlosen . . . die Raben . . .) Unter solchen Umständen pfeif ich auf den Krieg. Steht dafür! Was sagen Sie, Kamerad Klein?« »Ich sage: Es ist etwas eigenes um die Frau.« »Was heißt um die Frau?« »Nein, ich will sagen: Kein Glück ist launischer als das des Krieges. . . Wenn ich wollte, welch' tiefsinnige Bemerkungen über Ursache und Wirkung könnte ich daran knüpfen, aber offen gestanden —« »Ich weiß schon, Sie sind nicht aufgelegt zu tiefsinnige Bemerkungen. Doktor, was soll ich tun?« »Abber — er wird sich beruhigen! Die Briefe haben ihn bißl aufgeregt, aber seien Sie ganz beruhigt, er wird sich beruhigen. Der Fehler war vielleicht, nehmen Sie mirs nicht übel, Sie haben vor Adrianopel ein bißl zu viel Eindrücke gehabt. Sehn Sie, man hat doch im Ganzen schon den Eindruck: Der Halbmond is auf den Kopf geschlagen und — (Der Redaktionschrist steckt den Kopf zur Tür herein und ruft: »Das Kreuz hat gesiegt!«) Was geht das den Goi an? Frechheit! Also sagen Sie Zifferer — man wird nicht klug — sind Sie eigentlich mehr für die Türken oder für die Bulgaren?« »Ich wer Ihnen sagen, die Türken haben mehr Stimmung, aber mehr Plastik haben entschieden die Balkanvölker. Psychologisch werden die Bulgaren mit Adrianopel fertig wern, weil sie im Unbewußten längst die Türken verdrängt haben. Der Sultan dürfte abreagieren —« »Sehn Sie, das is eben der Fehler von Ihnen. Diese Note haben Sie auch angeschlagen, und Sie wissen, der Chef will es nicht haben. (Man hört die Stimme des Herrn aus dem Nebenzimmer: »Mit Rußland geklärt, mit Serbien zugespitzt.«) Natürlich is es sehr schwer, sich wegen Konstantinopel auszukennen, der König

hat gesagt, daß er nicht einziehn wird, der König hat gesagt, daß er ja einziehn wird. Man kann sagen, was man will, es steht ernst. Daß Danew nach Pest gekommen is, is jedenfalls günstig.« Klein: »Erlauben Sie mir, ich hab doch mit Fitschew gesprochen —« Der Redakteur (versunken:) »Schad, daß er nicht geheiratet hat!« »Wer, Fitschew?« »Nein, Mendl Singer, so geht der Adel wieder verloren ... schad. Was die Frage der Machtstellung und unser Prestige in Europa anlangt —« »Sie meinen Österreich?« »Wer redt von Österreich? Ich red vom Blatt! — so wird es also der Konferenz überlassen sein —« »Nach Canossa gehen wir nicht! Was Europa sagt, liegt uns stagelgrün auf.« »Wer redt von Europa? Ich red von der Redaktionskonferenz und sie wird zu untersuchen haben, wer von euch beiden mehr für das Ansehn im Orient getan hat. Wahrscheinlich wird man sich auf die Formel einigen: Meldungen sind gut, Stimmungen sind gut, wie gut müssen erst sein Meldungen mit Stimmungen! Soviel aber kann ich schon heute sagen, ich versteh offen gestanden nicht, woher bei Ihnen, Klein, diese Animosität gegen Zifferer herkommt.« »Weil er frech war vor Adrianopel!« »Was hat er getan?« »Was er getan hat? Urteilen Sie selbst. Grad am heißesten Tag, wo die Schlacht gewogt hat und wie es mir durch den Kopf schießt —« »Sss..!« »— Wie es mir also durch den Kopf schießt, ich interview Sawow, kommt sich jener daher und schildert ausgerechnet dieselbe Abendröte, die ich geschildert hab, und hat noch die Chuzpe zu sagen ich versteh nichts von Strategie! Das hat mir schon nicht gefallen. Es hat mich sogar gegen ihn eingenommen. Später telegraphier ich: Jeden Früh wenn die Lerche heraufsteigt —, was glauben Sie, was er zu mir sagt? Das is falsch sagt er! So wahr ich da leb, wenn nicht die Rücksicht auf das Prestige gewesen wäre, ich hätt ihm einen Frass gegeben, geheimnisvoll des Abends. Was hat er zu sagen falsch?« »Ich versteh auch nicht, was da falsch sein soll. Ah so, ich weiß schon, was er meinen wird, wegen der Lerche! Es muß heißen, jeden Früh, wenn die Nachtigall heraufsteigt —« »Wieso die Nachtigall? Wenn die Lerche heraufsteigt, steigt doch die Nachtigall herunter, folglich muß es heißen —« »Das is zwar nicht ganz richtig, junger Mann, ich hab da etwas mehr

Erfahrung, im Gegenteil, fragen Sie wen Sie wollen, daß die Nachtigall jeden Früh heraufsteigt, während die Lerche heruntersteigt. Aber was brauchen wir da streiten, das Einfachste, soll er sagen, was er gemeint hat!« Zifferer: »Ich hab gemeint, es is nicht gut deutsch!« »Nicht gut deutsch?! Warum haben Sie das nicht gleich gesagt, Sie Untam? Nicht gut deutsch! Sorgen was er hat in der Schlacht!« Der Redakteur: »Klein, unterschätzen Sie das nicht. Geben Sie ruhig zu, daß Sie in der Beziehung manchmal ein bißl salopp sind. Ich versteh zwar nicht, was da nicht gut deutsch sein soll, er meint jedenfalls das nachgestellte ‚wenn'!« »Natürlich mein ich das! Sehn Sie Doktor, Sie haben eben Sprachgefühl.« »Kunststück, Sprachgefühl zu haben, wenn man seit achtundzwanzig Jahren beim Blatt is! Man schreibt doch nicht nur, man lest doch auch und wer das Blattgefühl hat, hat auch das Sprachgefühl. Jeden Früh, wenn ich aufkomm und aufsteh, sobald ich meinen Kaffee trink und meine Eier eß, is es das erste, meine Frau bringt das Blatt, genau so wie wenn ich nur ein einfacher Abonnent wär. Das werdets ihr nicht glauben, daß ich mich an der Sprache genau so noch heut delektieren kann wie noch Etienne gelebt hat — Gott waren das Zeiten! Kinder, man weiß, wofür man sich opfert! In diesem Sinne solltets Ihr die Streitaxt beilegen und —« (Man hört die Stimme des Herrn aus dem Nebenzimmer: »Es wird verhandelt. Mehr läßt sich nicht sagen, und die Schwierigkeiten sind noch groß und trotzdem sind die Merkmale der Entspannung überall wahrnehmbar und das Friedensbedürfnis der Mächte ist nicht zu verkennen und man hofft zuversichtlich, daß es gelingen wird, alle Schwierigkeiten zu überwinden und nicht nur einen Modus vivendi, sondern auch ein dauerndes Freundschaftsverhältnis herbeizuführen und —«) Wenn man denkt, wie sie überall an das Blatt denken! Bulgarien hat sich immer mit großer Klugheit benommen. Aber nicht nur —« Zifferer: »In Sophia wecken die Leitartikel lauten Beifall. Sie haben gesagt, wir beweisen, daß wir vollwertig sind, das heißt natürlich sie.« Klein: »Im serbischen Hauptquartier ging das Blatt bis nachts von Hand zu Hand. Man konstatiert mit Freude, daß die Neue Freie Presse Serbien seine Erfolge gönnt.« Der Redakteur: »No und die Türkei is e Hund? Hätten Sie hören solln, was Hilmi Pascha

gesagt hat, er hat von unserem Ansehen im Orient gesprochen und daß wir der Türkei immer wohlgesinnt waren und wir sollen sie nur, Allah behüt, jetzt nicht im Stich lassen! Wenn sie auch untereinander Krieg führen, in der Anerkennung des Blattes sind sie einig. Überall war großer Kowed für das Blatt. Ferner haben, was auch ein sehr günstiges Symptom ist, einige Frauen in Sophia zwei bulgarischen Offizieren Blumen gebracht und dem Major freundlich die Hand gereicht. Hartwig ist zwar noch broiges auf Österreich, aber die Fortdauer der Merkmale der Symptome der Anzeichen der beginnenden Entspannung läßt sich nicht mehr in Abrede stellen. Kinder, versöhnts euch. Sprengts den Balkanbund nicht durch Eifersüchteleien, Sticheleien und Eigenbledeleien. Schonts die Empfindlichkeiten. Ihr habts doch jeder in seiner Art geleistet. Freuen wir uns, daß die Presse zwei solche Spezialberichterstatter hat! (Man hört die Stimme des Herrn aus dem Nebenzimmer: »— und wie sie die Leidenschaften aufgestachelt haben und die Einbildungskraft vergiftet und mit der Verderbtheit geködert haben und wie sie nicht Bedacht genommen haben auf die Stimmungen und mit den Reizungen und den Sticheleien die Empfindlichkeiten nicht geschont haben und wie die Eigenliebe hervorbrach und die Beklemmungen über die Gewaltherrschaft sich zeigten und der Übermut und die Ausgelassenheit in den Forderungen keine Grenze mehr kannte. Wir möchten heute nicht der Zukunft vorgreifen, aber Hutten hat gesagt, es ist eine Lust zu leben, und das muß auch für die Monarchie gelten. Das Publikum ist verängstigt und niemand kann sagen, was der morgige Tag bringen wird. Vielleicht ist in diesem Augenblick bereits die Erkenntnis erwacht und vielleicht sind sie schon von Reue gequält und man kann sich vorstellen, wie sie sich bei Nacht schon unruhig herumwälzen und die Sorge nagt und die Gesundung ist nicht länger zu verschieben und man denkt an das Wort des Kronprinzen, ein Meer von Licht soll sich ergießen.«) Gotteswillen — diktiert er gegen die Christlichsozialen oder meint er euch?« Klein: »Ka Spur, er is wütend auf der Türkei.« Zifferer: »Einen Schmarrn, er diktiert gegen die Machthaber der Entente!« Der Redakteur: »Aber — das kommt doch erst im Weltkrieg!.. Sie sehn, Zifferer, jedenfalls legt er

Wert auf Stimmungen. Danach müssen Sie sich künftig richten.« »Was Stimmungen betrifft, wer ich meinen Mann stellen! Was versteht er aber unter Stimmungen? Doch selbstredend wenn die Abendröte heraufsteigt?« »Ja, auch, aber hauptsächlich, wenn sie sich jachten in der Entente!« »Wie mach ich das?« »Sehr einfach, Sie müssen durch Meldungen bewirken einen Rückschlag auf die Stimmungen der Entente!« »Also nicht, wenn die Herbstzeitlosen blühn?« »Ja, aber für Rußland! Geben Sie Symboles, das hat er gern. Hören Sie nur, wie er es scharf hat auf den Zarismus! Er diktiert über das Moskowitertum und kommandiert mit der Knute. Man hört sein eigenes Wort nicht — (Klein geht drohend auf Zifferer los) Aber wenn er schon so schreit, hörts doch ihr um Gotteswillen auf und gebts Ruh mit der Streitaxt!« »Zifferer, hab ich gesehn, hat gar nichts gehört!« »Klein, hab ich gehört, hat gar nichts gesehn!« »Das is möglich, aber bitte ich hab es als Augenzeuge des Kampfes vom 29. Oktober ausdrücklich zugegeben!« »Einen Schmarrn haben Sie also gesehn. Ich — ich hab wenigstens Töne gehört und außerdem hab ich ein großes, dämmerhaftes Erleben gehabt. Da kann Klein sich verstecken! Wissen Sie Dokter, wo ich geschlafen hab?!« »Wo Sie geschlafen haben? Wie soll ich wissen, wo Sie geschlafen haben? No wo werden Sie schon geschlafen haben! Wo haben Sie also geschlafen?« »Wo ich geschlafen hab? No wo glauben Sie hab ich geschlafen? Auf die Erfindungskraft kommt es an, wenn man in einem Krieg ein Quartier sucht! Ich hab in einem Harem geschlafen!« Der Redakteur: »Gotteswillen!« »Beruhigen Sie sich, er war leer. Ich hab jeden Moment erwartet, eine Odaliske wird auftauchen. Es is aber keine gekommen. Ich sag Ihnen, es träumt sich wunderbar in einem Harem, man schiebt einfach das Seidenkissen der fernen, unbekannten Herrin unter den Kopf, man kann sich sofort prächtig einrichten, als wär's ein Kastell.« Klein: »Aufgewachsen in einem Kastell!« »Sie, fangen Sie schon wieder an? Und wenn Sie zerspringen, ich hab in einem Harem übernachtet! Ich hab sogar einen Band amouröser Novellen dort gefunden. Ich hab dabei abreagiert.« Der Redakteur: »Zifferer, Sie sind ein unverbesserlicher Idealist! Aber recht haben Sie, Sie sind jung, warum sollen Sie sich nicht amüsieren gehn in Harems? Ich sag euch Kinder, Ihr warts zu schüchtern. Schad, daß ihr nicht

mehr Andenken mitgebracht habts —« Klein: »Wir Osterreicher kranken alle an einer falschen Bescheidenheit.« »Schad um das, was dort alles herumliegen muß! Soll Allah es ihnen ersetzen! Fort mit den Asiaten aus der Türkei! Ein Volk, das mit Abendgebete kommt — während in derselben Stunde vielleicht — unsere braven österreichischen Korrespondenten Sechsundsechzig — (Man hört die Stimme des Herrn aus dem Nebenzimmer: »Deutschland wird für uns fechten.«) Kinder, spielts, lebts, schreibts, laßts euch durch nichts imponieren. Verantwortlich sind andere! (Man hört die Stimme des Herrn aus dem Nebenzimmer: »Wir sind für den Frieden, wenn auch nicht für den Frieden um jeden Preis. Sie werden für uns fechten.— Man versteht nicht, was Rußland schon davon hat.— Die Lage ist stationär.— Kriegsstimmungen sind in der ganzen Welt nicht aufzutreiben. – Die Kriegsstimmung ist zum Aufschäumen gebracht.— Der Zorn stieg in den Herzen auf.— Aus den Fenstern der Ringstraße hätte man die Truppen auf dem Wege zur Grenze mit Händeklatschen begleitet.— Spielen lassen wir mit uns nicht.— Wir bitten um den Mut zu Ausgaben im Weihnachtsmonat.— Das Hemd soll sich Auffenberg aufreißen und die Narben soll er zeigen von den Wunden.— Eine Mißhandlung wurde dem Konsul Prochaska angedichtet, von der es besser ist, gar nicht zu sprechen. – Der Glaube, daß in Prizrend etwas vorgefallen sei, was durch die Mittel der Diplomatie nicht wieder in Ordnung zu bringen wäre, hat sich verflüchtigt.— Der Türkei ist das Rückgrat zerbrochen.— Zerschmettert sind sie.— Auf die jetzige Krise paßt der Vers des Dichters von der Ischler Esplanade, das höchste Glück auf Erden ist, gesund zu werden. — Fechten wird er für uns hat er gesagt!«) Hören Sie, wie er aufgeregt is . . . Bei dem wirds nie eine Entspannung geben! Aber Ihr solltet dem Prestige und der Weltmacht des Blattes —« (Münz tritt hastig ein und spricht, während alle in höchster Spannung lauschen, die Worte:) »Meine Herren, ich muß Ihnen leider die Mitteilung machen, der Statusquo ist nicht mehr aufrechtzuerhalten. Und wenn Sie es noch nicht wissen sollten – «

Man hört die Stimme des Herrn aus dem Nebenzimmer: »Alle werf ich heraus!« Unter allgemeiner Entspannung fällt der Vorhang.

Dezember 1912

Nachwort

Blendwerk der Hölle! — was ist das? Was ist, habe ich erfunden. Jetzt rächt es sich und äfft mich nach. Seitdem der Nordpol entdeckt wurde, geht es mir so. Ich machte Witze und siehe, am nächsten Tag waren es Depeschen. Ich mußte die Satire aufreißen und zu ihr hinzutun, daß es keine mehr sei. Da wird man nicht fertig. Man glaubt mir schon nicht, wenn ich zitiere. Jetzt wird, was ich erfinde, wahr. Diese große Presse ist nicht mehr nur ein Abdruck der Weltfratze, sie ist auch die Satire dazu und macht diese darum zuschanden. Die Satire konnte dem Leben keuchend nicht mehr nachkommen — jetzt jagt das Leben hinter der Satire einher. Die Wahrheit folgt der Erfindung auf dem Fuß. Gibt es ein untrüglicheres Zeichen dafür, daß es mit diesem Planeten zu Ende geht? Wie der Knockabout lebt er von der Verkehrung der Kausalität: er läßt dem Echo das Geräusch folgen, der Satire den Bericht. Nachdem ich »Harakiri« geschrieben hatte, las ich irgendwo den Artikel eines gewissen Ular. Es war das furchtbare Bekenntnis einer Jargonseele, die hochdeutsch sprach und darüber Beschwerde führte, daß Nogis Tat nicht einmal ein richtiges Harakiri gewesen sei, nur die eitle Markierung eines solchen: »Pflanz!« Was ich aus einem Feuilleton herausmauscheln gehört und ergänzt, fast geschaffen hatte, hörte ich jetzt erst in äußerlich korrekter Rede wie aus einem Schalltrichter des Kommerzgeistes. Man würde aber nicht glauben, daß »Harakiri«, später erschienen, vor jenem Artikel entstanden sei. Stellte ich diesen neben die Satire, man würde glauben, ich hätte den Autor um das Manuskript gebeten oder er mich um das meine oder was weiß ich. Später wiederholte ein Vertreter der blonden

Jugend die Sätze, die ich einem Juden in den Mund erfunden hatte. Das wird jetzt immer toller werden. In »Heimkehr der Sieger« habe ich die umfänglich zitierte Realität mit sich selbst sprechen lassen, las hierauf das Manuskript vor und glaubte, nun könne nichts mehr hinzukommen. Alle Greuel hatten ihren Platz gefunden, wenige hatte ich erfunden, und neue werde der Balkan nicht mehr tragen. Was kam hinzu? Nichts Neues, aber eben das, was ich erfunden hatte. Der furchtbarere der beiden Ajaxe hatte mit einem gefangenen Türken gesprochen — ich übertrieb die journalistische Zudringlichkeit bis zu der unsagbaren Möglichkeit, daß es auch ein verwundeter Türke wäre und der Arzt den Notverband von den Wunden nähme, um sie dem Reporter zu zeigen. Kaum hatte ich's vorgelesen, erschien als der Gipfel jener Berichterstattung, durch die zum erstenmal der Versuch gewagt wurde, den unmittelbaren Jargon druckfähig zu machen, ein Bericht, der es nachholte. Das Leben will nicht, daß der Witz etwas vor ihm voraushabe, und die Neue Freie Presse läßt sich nicht nachsagen, daß sie eine Nachricht nicht habe, die schon in der Fackel steht. Ein Arzt, natürlich aus Wien, half dem Landsmann und zeigte ihm die Wunden:

In den Hospitälern Sophias.

Ganz weit draußen vor der Stadt, in der Ebene, aus der wie aus einem Guß der Vitoscha in die Wolken emporsteigt, erhebt sich ein Gebäudekomplex. . . . Es war, wie wenn die Bulgaren ganz daran vergessen hätten, daß es auch verwundete Soldaten gäbe . . . . So kämpfte die Königin seit Jahren mit dem Kriegsministerium um die Einführung der kleinen Verbandpäckchen. . . . Aber so brach der arme Teufel auf dem Schlachtfeld zusammen und hatte oft nichts, mit dem er seine Wunde verbinden konnte. . . . Kurz, solch ein Geller richtet den Mann her, so daß die Ärzte oft ihre ganze Kunst zusammen nehmen müssen, um ihn wieder zusammenzuflicken. . . . Die Fäulnis bei lebendigem Leibe! . . . . Als er ins Spital kam, stanken seine Wunden so, daß einem Regimentsarzt, der doch gewiß nicht an allzu sensiblen Nerven leiden dürfte, schlecht wurde. Und bei Professor Colmers sah ich einen Mann, bei dessen Anblick

beinahe mir schlecht wurde.... Bei vielen muß der Arzt erbittert mit dem Tode ringen.... Behutsam tritt der Arzt an sein Bett. Er spricht nicht zu ihm, rührt ihn nicht an. »Ich hoff', ich bring' ihn durch.« Das ist alles, was er sagt. Im Nebensaale liegt einer, dem ein Schrapnellstück die ganze Hüfte weggerissen.... Und der Doktor greift in sein Portemonnaie und holte das verhängnisvolle Stück heraus, das er sich aufgehoben. Ein formloses Stück Blei ist es, kaum größer als der Daumennagel.... »Ich hoff', ich bring' ihn durch,« sagte der Doktor.... Mancher wimmelte nur so von Ungeziefer.... Man muß nur diese Damen der Sofioter Gesellschaft sehen, wie sie die armen Burschen hegen und pflegen wie sie ihnen die Wünsche an den Augen abzulesen versuchen. Es ist keine leichte Aufgabe, zwischen so viel Elend und Schmerz auszuharren, sich an die furchtbaren Verstümmelungen zu gewöhnen, die man da zu sehen bekommt. Aber es ist etwas eigenes um die Frau. Dort, wo oft die Energie des Mannes versagt, wo er sich schaudernd abwendet, findet sie, die Schwache, die Sensible, die Kraft, nicht nur zu bleiben, sondern zuerst helfend zuzugreifen und nachher tröstend zu hegen.... Die Wunde war schrecklich, das Blut tropfte und tropfte — und neben dem Bett stand eine schöne blonde Frau, angetan mit weißem Spitalskittel, und reichte dem Arzt in die Hand, was er brauchte, — Instrumente, Watte — kurz vorher hatte ich dieselbe Frau in ihrem Salon gesehen, als grande dame — — die Gräfin Tarnowska war es, die Frau des österreichischen Gesandten..... Und weil ich schon einmal dabei bin, möchte ich auch noch unseren hiesigen Legationsrat Baron Mittag nennen.... Wir Österreicher kranken alle an einer falschen Bescheidenheit. Wenn darum einmal Landsleute von uns im Auslande etwas leisten und uns Ehre machen wie diese schöne blonde Gesandtenfrau, wie der unermüdliche Legationsrat, wie der prächtige Doktor v. Frisch.... — warum soll man sie nicht nennen?....

Ernst Klein.

Hier war noch viel, was ich nicht hatte erfinden können. Nun war wieder ich neidig auf die Realität und nahm ihr dies und das für den Text weg, der schon im Druck war. Das Unentbehrlichste hat sich noch einbetten lassen. Ich mußte es tun. Ich lasse mich wieder von der Wirklichkeit nicht beschämen... Und dennoch, sie ist besser als ich. In dieser Welt, die aus Nennern und Zählern besteht, würde der Bericht schon stärker sein als die Satire, wenn er ihr pflichtgemäß voranginge. Er ist ja doch stärker als die Realität selbst, es

gibt keine andere außer der seinen, es gibt nur noch die, die er erschafft. Wir zählen nur, wenn die Nenner uns nennen. Sie haben uns dividiert. Die Welt ist nur ein Bruch, ein gemeiner Bruch. Der Bericht ist die Realität, und darum muß auch die Satire vom Bericht beschämt werden. Sie hat nichts mehr zu tun, als jenen, die nur lesen, aber noch nicht sehen, den Bericht übersichtlich zu machen. Ihre höchste Stilleistung ist die graphische Anordnung. Die erfindende Satire hat hienieden nichts mehr zu suchen. Es gibt nichts zu erfinden. Was noch nicht da ist, kommt morgen. Abwarten! Wenn die Satire sich übernimmt, wenn sie ungeduldig wird und glaubt, in dieser übervollen Wirklichkeit noch etwas ausfüllen zu müssen, so geschieht ihr recht, wenn die Wirklichkeit ihr über den Kopf wächst und mit jenem satanischen Ausdruck, dessen die Satire nie fähig wäre, ihr ins Ohr lacht: Guck guck! Bin schon da!

Juli 1915

Und weil, was seit damals geschah, Zitat und Verzerrung von damals millionenfach übertreibt, so bin ich der Versuchung nicht ausgewichen, an einem Punkt jene verruchte Stimme zu steigern und ihr den Ton zu geben, mit dem sie heute, sich, ihre Schuld und ihren Triumph überschreiend, in Chaos und Brand der Welt ihre furchtbaren Monologe ruft. Was hier dem Mißlaut der Zeit abgehört war, wird umso deutlicher zu dem, was es war: zum schüchternen Vorwort des unendlichen Grauens, aus dem wie aus dem Schalltrichter der Hölle als unverlierbarer Lebenston die Stimme des Herrn, die Stimme des Siegers dringt.

Und in Kriegszeiten

ward kundgetan, daß die Kerntruppen der Wiener Gesellschaft vor dem auf der Bühne aufgestellten Johann Strauß-Denkmal defilieren würden mit dem Siegfried Löwy an der Spitze. In Bereitschaft sein ist Alles. Überall bildeten sich Gruppen. Ein Sorgenvoller gestikulierte und man hörte die Worte: »Und ich sag Ihnen, er hätt doch Pick-As ausspielen sollen!« Selbst in den Foyers schleicht die bange Sorge. »Haben Sie schon gehört?«, entringt es sich einem schwer Atmenden. »Was denn?« »Die Mutzi Putzi ist nicht zu haben!« »Nicht möglich! Ist das authentisch?« . . . Wie, es ist nur die Oberschicht, die überall in Europa fault und glänzt? Hier ist alles Oberschicht; denn sie läßt sich zu allem herab und alles verständigt sich durch Feuilleton, Trinkgeld und Operette. Die patriotische Begeisterung ist da, der Blumenmann erzählt in der Kaiserbar, daß man in der Habsburger-Weinstube den Prinz Eugen verlangt hat. Zehn Jahre lang haben sie für das Milieu der Danilos und Njegusche geschwärmt, weils der Librettist wollte. Rassenstolz wird die Gesellschaft erst, wenn der Leitartikler es empfiehlt. Nun verhüte Gott, daß einer Lustigen Witwe das Pendant ersteht. Eine Nation, die 75.000 Kronen jährlich an Herrn Treumann zahlt, soll sich nicht über die Milliarden beklagen, die für militärische Zwecke geopfert werden. Wenn die Geschäfte schlecht gehen, so ist es nur, weil sie früher zu gut gegangen sind. Kein Mitleid mit einer Gesellschaft, in der es den Kultureinbrechern am

besten ging! Die Aufführungsziffer einer modernen Operette ist die blutigste Zahl, die je in der Geschichte eine verlorene Schlacht bedeutet hat. Eine Operettenkultur rückt zu Zeiten auch mit Kriegsbegeisterung aus. Ihre Soldaten sind Schreiber. Völlig verantwortungslose Subjekte, die heute eine Premiere und morgen einen Krieg lancieren. Heroische Witzblattgeister, die zur Tat der andern einen Reim finden und das offizielle Österreich wegen Zurückhaltung tadeln. Wohl steht der Soldat über dem Hofrat, aber noch unter dem Feigling steht der anonyme Kriegshetzer. Und der erbärmlichste aller Regenwürmer, die je bei schlechtem Wetter herausgekrochen sind, ist der vom Staat ausgehaltene Schöngeist, der den Staat in amtsfreien Stunden verhöhnt und unter einem nom de guerre zum Krieg ruft. Der schmähliche Mut ahnt nicht, daß es einen Rest von Kulturgefühl gibt, den die Sorge lähmt, einen Rest von Wert zu gefährden und eine Fülle von Unwert zu bewahren. Die jahrzehntelange Übung von Giftmischern zu verantworten, reicht die Wehrmacht Europas nicht aus, und im Krieg, der heute nur ein Ausbruch des Friedens wäre, erneuert sich keine Kultur mehr, sondern rettet sich durch Selbstmord vor dem Henker. Es gibt nur einen wahren Sieg: die Abtretung des Unrats an den feindlichen Staat. Nicht daß eine gehorsame Masse von einem ihr unbekannten Willen, aber daß sie von einer ihr unbekannten Schuld in Gefahr geführt wird, macht sie mitleidswürdig. Was können sie dafür, daß Banden, die über Druckerschwärze verfügen, Taten und Kurse lenken und den Argwohn des Volks in Musik ersäufen? Was können sie dafür, daß die Harmlosigkeit dem Goethe-Denkmal einen Maronibrater-Deckel aufsetzt und die Presse es heiter findet, weil er »schwungvoll« wie eine Couleurmütze

gewirkt hat und die Maronibraterlaterne in Goethes Hand »gleichsam als Kommentar zu seinem berühmten Wort ‚Mehr Licht'«! Was können sie dafür, daß im wildesten Frieden der Geist dieses Vaterlandes, vom Schönpflug gezeichnet, drei Ringstraßenherren (Zivil und Uniform) einen Dialog führen läßt:

Franz: Kinder, Maderln gibt's in dem Wien — aber schon großartig. Rudi (stolz): Ich kenn' sie Alle. Mucki: Kinder, red'n wir von was G'scheiterem. Ich hab' einen Riesen-Hunger. Franz: Dagegen gibt's nur ein Mittel: Geh'n wir essen! Rudi: Ja, ja . . aber wohin denn nur? . . Mucki: Das is gut. Hast denn eine Auswahl, wenn Du in der Kärntnerstraße stehst? Da gibt's doch nur den Hopfner! Rudi: Richtig! Richtig! (lachend) Fast hätte ich auf das Beste vergessen. Franz, Du wirst zufrieden sein. Besser kannst Du Dir's gar nicht wünschen. Und die Gesellschaft! Ich treff' immer eine Menge Bekannte beim Hopfner . . Mucki (unterbrechend): Nur keine langen Reden, Kinder. Und nachher? Rudi (eifrig): Da hab' ich eine Idee. Wir fahren zum Five o'clock in Hopfners Parkhotel nach Hietzing. Is Dir's recht, Franzl? Franz: Einverstanden. Ich hab' schon lang hinauswollen. Soll großartig sein . . Mucki: Weiter, weiter. Für den Abend werd' ich mit einem Programm dienen. Hast Du net morgen Namenstag, Franzl? Franz: Auf was Du alles denkst! Mucki: Also paßt's auf! Morgen eröffnet der Hopfner den Graben-Keller. Großartig, sag' ich Euch! Endlich wird man auch in der Stadt am Graben essen können! Kinder, da geh'n wir hin und feiern den Namenstag vom Franzl. Ist's Euch recht? Franz und Rudi (im Chor): Einverstanden! Der Mucki soll leben! (Die drei Freunde gehen Arm in Arm zum Hopfner in der Kärntnerstraße, um dort den ersten Teil des Programms, das Diner, zu absolvieren.)

Eine Gastwirtreklame? Nein, ein Kriegsbericht!

Juli 1914

Franz Ferdinand und die Talente

Zu den Erkenntnissen, welche die Ereignisse vergebens dem Gebrauch empfehlen, gehört die vom Unwert der politischen Werte, da doch ein ungewaschener Intelligenzbub um acht Uhr früh schon wissen kann, daß er mittags einen Staat auf den Kopf stellen wird, und da es ihm mit geringeren Umständen als einem Napoleon gelingen könnte, die Landkarte Europas zu verändern. Hinter solcher Möglichkeit scheint eine tiefere Gefahr verborgen als serbischer Nationalhaß. Wie sollten Machthaber verhindern können, daß Schulknaben sie absetzen, da die Schulknaben doch zuvor die Machthaber absetzen können? Es gibt Dinge zwischen Septima und Oktava, von denen sich die Staatsweisheit nichts träumt, und solange die Kräfte und Unkräfte des Lebens mit politischen Maßen gemessen werden, so lange wird der Unbefugte den Mechanismus besser zum Stehen bringen als der Funktionär zum Gehen. Wie ahnungslos recht hat die Politik, wenn sie argwöhnt, daß »hinter diesem Drucker, der die Bombe geschleudert, und hinter diesem Mittelschüler, der den Erzherzog und seine Gemahlin erschossen hat, andere stehen, die nicht zu fassen sind und diese Werkzeuge ausgerüstet haben«. Keine kleineren Mächte als Fortschritt und Bildung stehen hinter dieser Tat, losgebunden von Gott und sprungbereit gegen die Persönlichkeit, die mit ihrer Fülle den Irrweg der Entwicklung sperren will. Der Todessturz eines Thronfolgers an der Ecke der Franzjosephs- und

der Rudolfsgasse ist nur ein österreichisches Symbol. Aber sie war der Hinterhalt intellektueller Gewalten, und was Druckerschwärze und Talent gegen die Welt vermögen, erfahren die Machthaber erst mit der Schallwirkung.

Franz Ferdinand scheint in der Epoche des allgemeinen Menschenjammers, der in der österreichischen Versuchsstation des Weltuntergangs die Fratze des gemütlichen Siechtums annimmt, das Maß eines Mannes besessen zu haben. Was sein Leben verschwieg, davon spricht sein Tod und die Halbtrauer der Schwäche ruft es durch alle Gassen. Ihre Kondolenz ist die Heimkehr zu sich, zurück aus der Verzweiflung, in die er sie gejagt hatte. Wie sollte sie um einen trauern, der ihr selbst erlag — ihrer Notwehr, die auch technische Behelfe hat! Solche Affäre sieht bloß an der Oberfläche serbisch aus. In Wahrheit wird das Leben mit unzeitgemäßen Menschen fertig, und Fanatismus ist nur der Mut der Feigheit. Die wahren Mächte der heutigen Welt, in allen Staaten am Ruder, sind beiweitem nicht so rückschrittlich gesinnt, um sich des serbischen Nationalhasses als eines Motivs und nicht als eines Vorwands zu bedienen. Politik ist das, was man macht, um nicht zu zeigen, was man ist, ohne es zu wissen. Ganz im Vordergrund der Erscheinung gibt sich eine Katastrophe der Menschennatur als eine Demonstration vor einer Gesandtschaft aus. Was sagt uns die dürftige Chiffreschrift des politischen Lebens, wenn jeder, der will, sie verwirren kann? Franz Ferdinand war die Hoffnung dieses Staats für alle, die noch glaubten, daß im Vorland des großen Chaos ein geordnetes Staatsleben durchzusetzen sei. Kein Hamlet, der, wär' er hinaufgelangt, unfehlbar sich höchst königlich bewährt hätte; sondern Fortinbras selbst. Aber wenn selbst Fortinbras fällt, muß etwas faul auch außerhalb des Staates sein.

Nicht, daß er die Hoffnung der sogenannten Reaktion, aber daß er die Furcht des Fortschritts war, und daß sein Leben wie ein Schatten auf der abscheulichen Heiterkeit dieses Staatswesens lag, sichert seinem Andenken etwas von dem Respekt, den eine weltverbannte, jedoch gleichwohl bestehende Verpflichtung zum Geist nie an falschem Ort bekennt. Und die Furcht des Liberalismus verlor nichts von dem Wert einer schönen Vorstellung durch die Möglichkeit, daß sie sich nie erfüllt hätte. Und selbst nichts durch die Erfahrung, daß sie die schmählichsten Orgien kultureller Verluderung nur begleitet, nicht aufgehalten hat. Dennoch, die Frechheit ging so sicher mit einem Herzklopfen zu Bett, wie sie jetzt mit einem Gefühl der Erleichterung aufsteht. Zu ihm hatte sie nur den einen Weg gemütlicher Verständigung: seinen bürgerlichen Kunstverstand, der aber als radikale Vertretung der Schablone gegen eine falsche Modernität noch die Persönlichkeit bewies; einen Geschmack, der dem Volk einen Ziergarten von populärster Verständlichkeit für etliche Tage freigab — diesen Park, der sich nach einer Ansprache sehnte, Anlagen von geringem Adel, die von rechtswegen das ganze Jahr dem Schutze des Publikums hätten empfohlen sein müssen. Aber Bismarck war doch ganz in Shakespeare gehärtet und hatte eine leere Stelle, die ihn für Buchholzens Reise nach Italien empfänglich machte. Und Franz Ferdinands Wesen war, alles in allem, den Triebkräften österreichischer Verwesung, dem Gemütlichen und dem Jüdischen, unfaßbar und unbequem. Ihm wird nicht nachgerühmt, daß er fünfzigmal den »Walzertraum« gehört, für ein Papageien-Kabaret geschwärmt und sein Schlafzimmer mit Schönpflug-Bildern austapeziert habe: es würde doch im Relief seiner Geistigkeit nur gegen Aug und Ohr beweisen, nichts gegen den Kopf, und man wüßte, daß ihm der Inhalt dieser Dinge nicht

Lebensbasis war und daß seine Persönlichkeit seinem Geschmack widersprach. Der falschen Individualität eines Staatslebens, welches davon lebt, daß man's gewöhnt ist, und weil man sich das Gegenteil nicht vorstellen kann, und damit eine Ruh' ist — war er der Erzfeind, und zwischen den Zeilen einer heuchlerischen Erschütterung erfährt man erst, wie wenig er sich mit der Herablassung zu einer niedrigen Gemütsart angestrengt hat und vor allem, wie fremd ihm jener elastische Schritt einer Gesinnung war, die man Leutseligkeit nennt, und jener noch unentbehrlichere Sinn, der als die eigentliche Unsere Leut-Seligkeit den Mächtigen zur Karriere nach unten hilft. Er war kein Grüßer. Nichts hatte er von jener »gewinnenden« Art, die ein Volk von Zuschauern über die Verluste beruhigt. Auf jene unerforschte Gegend, die der Wiener sein Herz nennt, hatte er es nicht abgesehen. Ein ungestümer Bote aus Altösterreich wollte er eine kranke Zeit wecken, daß sie nicht ihren Tod verschlafe. Nun verschläft sie den seinen. In einer kläglich reduzierten Trauer, die es mit einem nassen, einem heitern Auge versteht, den Zuzug Leidtragender fernzuhalten, in einer dankbaren Pietät, die sich an der irdischen Hülle einer allzu starken Seele für die Zurücksetzung rächt, die ihr erspart geblieben ist, in einem Arrangement, an dem sich die wahre Obersthofmeisterschaft zu bewähren scheint, in einer Toleranz, die die Grenzen des spanischen Zeremoniells durch einen Jahrmarkt erweitert und den Sarg eines Thronfolgers im Kassenraum eines Bahnhofs ausstellen läßt, in einem Skandal, der mit der Hoheit des Toten die des Todes selbst verhöhnt und hundertmal mehr seinen Protest verdient hätte als das Dasein von Serben in Österreich — in dieser Operette des Grauens verrät sich mit jener Offenheit, deren nur die ehrliche Feigheit fähig ist, für wie stark sie den gehalten hat, dessen Atem eine Gefahr war für ihr Lebenslicht.

Und was uns geblieben ist, steht im Gesicht des Liberalismus geschrieben, das sich zwischen die Rücken der Höflinge drängt, deren tiefe Gebeugtheit ein Zustand ist und keine Gemütsbewegung. »Er war«, lesen wir, »unstreitig eine Persönlichkeit; gewiß keine solche, der sich das Urteil vorbehaltlos verpflichten konnte und die nicht auf Widerspruch stoßen mußte. Er hatte jedoch einen Zug von tiefem Ernst, und seine Strenge hätte, gemildert durch einige Nachsicht mit den menschlichen Irrtümern und durch den Wunsch, die Talente zu erhalten, zu einer Politik grundsätzlicher Auffassung der großen Fragen des Staates führen können.« Hier spricht am Grab der Vertreter jener dunkeln Welt der Aufklärung, aus deren Umklammerung der Tote die Welt Gottes befreien zu können wähnte. Er hätte zu diesem Zweck die Talente nicht erhalten, sondern nur mit eisernen Ruten niederhalten dürfen. Und es wäre doch nicht geglückt! Aber weil er es im Schilde führte, hat ihn eines von jenen mitten durch die Gurgel getroffen.

Untergang der Welt durch schwarze Magie

Ich habe Erscheinungen vor dem, was ist. Ich mache aus einer Mücke einen Elefanten. Ist das keine Kunst? Zauberer sind die andern, die das Leben in die Mückenplage verwandelt haben. Und der Mücken werden immer mehr. Oft kann ich sie nicht mehr unterscheiden. Tausend habe ich zu Hause und komme nicht dazu, sie zu überschätzen. Bei Nacht sehen sie wie Zeitungspapier aus und jedes einzelne Stück lacht mich an, ob ich nun endlich auch ihm die Verbindung mit dem Weltgeist gönnen wolle, von dem es stammt. Gegen die Plage dieser Ephemeren gibt es keinen Schutz, als sie unsterblich zu machen. Das ist eine Tortur für sie und für mich. Doch wachsen sie nach und ich werde nicht fertig. Finde ich da ein Stück:

> Man hat ihn mit Geschenken, Blumen, Reden gefeiert. Die Vertreter der Stadt und des Landes, das Zivil wie hohe Offiziere wetteiferten darin, diesem Jubilar zu zeigen, daß so redliche Tüchtigkeit nicht nur Ehre, sondern auch herzliche Zuneigung einbringt.

Was war das nur? Warum habe ich das aufgehoben? »Man hat ihn ...«: dieser Ton muß einer Feier gelten, die schon etwas Selbstverständliches hat. Was kann es nur sein, wobei Stadt und Land, Zivil und Militär wetteifern? Grillparzer? Der Ausschnitt ist doch nicht so alten Datums, und damals hat man sich noch nicht so ins Zeug gelegt für die Jubilare. »Herzliche Zuneigung«: das würde für Alfred Grünfeld sprechen, aber da gibts keine Vertreter des Landes. »Redliche Tüchtigkeit«: für Schnitzler, aber da rückt wieder das Militär

nicht aus. Auch dürfte es sich nicht um einen der Fünfziger handeln, die heuer wie falsches Geld herumlaufen, sondern eher um einen, der seit fünfundzwanzig Jahren — ich weiß es nicht, aber man sollte mir helfen. Man muß doch schließlich schon viel besser als ich wissen, wem ein verlorener Tonfall gehört. Ich habe die Übersicht verloren. Ich kann nicht mehr mit Sicherheit sagen: So haben die Wiener einen ihrer titanischen Kaffeesieder gefeiert. Denn inzwischen ist ein Geschlecht von Epigonen nachgewachsen, und denen wird auch schon gehuldigt. Ich sehe zum Beispiel irgendwo ein Bild: ein Ehepaar. Er ein Charakterkopf. Darunter steht — wie eben immer die Tat, die den Mann berühmt gemacht hat, mit einem Schlagwort, gleich unter dem Bild und vor der eigentlichen Biographie, umrissen wird:

Cafetier Anton Stern, der Besitzer des Wiener Café Prückl, und seine Gattin, die in eigenen Autos die Gäste gegen Erlag einer Krone in ihre Wohnungen führen lassen.

Ja, so hat er ausgesehen, das hat er vollbracht; ein Blick, und man übersieht ein Leben und ein Werk. Überall Bild und Wort zur Feier genialer Initiative. Aber das Wort klingt wieder anders. Gibt es da noch Varianten? Fest steht: er hat den Gedanken gehabt, die Gäste gegen Erlag einer Krone — — Endlich der vertraute Hinweis: »Heuer zaubert er . . .« Nämlich aus den Souterrainlokalitäten das Schmuckkästchen hervor, weiß schon weiß schon. Wo ich hinschaue, lese ich und sehe ich das jetzt. Das ist eine Welt von Taten und Tönen, die mich vollends bezaubern würde, wenn ich nicht neben mir die Stimme des Advokaten hören müßte, der mir fortwährend zuraunt: Aber das weiß doch so jeder Gebildete, daß das bezahlt ist! Oder: Wissen Sie sich keine ärgere Ibel zu beleuchten? Harden hat doch greßere Themas . . . Nun weiß ich ja nicht, ob die Fähigkeit, solche Stimmen zu hören und gleich mitklingen zu lassen, wenn ich die Gefahr eines

Cafétiers überschätze, mir nicht doch endlich als das größte Thema angerechnet werden wird. Fast glaube ich, daß ich nie einer Gesellschaft, die Einwände erhebt, begreiflich machen werde, daß der Einwand die Überschätzung erst berechtigt, ja mit dem Übel selbst übereinstimmt, und daß der Zeuge identisch ist mit dem Täter. Denn diese Gesellschaft läßt sich nur das begreiflich machen, was sich begreiflich machen läßt, aber ihre eigene Unbegreiflichkeit, die ein Motiv künstlerischer Ahnung ist, entzieht sich ihrem Verständnis. Der Advokat soll und darf den für irrsinnig halten, der dabei bleibt, daß der gesamte Balkan viel unwichtiger ist als eine einzige Kaffeesieder-Annonce. Der Advokat ist da des Einwands überhoben, daß man ein Ästhet sei, wenn man die Politik für unwichtig hält. Ist man denn ein Ästhet, wenn man sich statt für gute Luft und schöne Linie für das Heiratsangebot eines Budapester Spezialarztes interessiert? Es ist so furchtbar schwer, sich mit Leuten, die ihre fünf Sinne beisammen haben, zu verständigen. Lassen wirs. Dem letzten Tier, das jetzt den Ehrgeiz hat, in der Kärntnerstraße zwischen sieben und acht links zu gehen, versichere ich, daß ich es, das Tier, für tausendmal wichtiger halte als den Dr. Danew. Das wird ihm, dem Tier, doch genügen. Was ich zu tun habe, ist unwichtig. Es ist bloß der Versuch, Gott zu geben, was Gottes, und dem Tier, was des Tieres ist. Es ist bloß das Gestammel der Sehnsucht, den Geist zu trennen von den Dingen, die gebraucht werden. Und wenn ich darüber nachdenke, will ich Heine belangen. Und schon ist der Advokat da und sagt: Heine ist doch für die Journalisten, die später auf die Welt gekommen sind, nicht verantwortlich und das Lob der Cafétiers ist doch bezahlt! Der Advokat hat, da er nichts anderes hat, Recht. Er hat nicht nur dort recht, wo er recht hat, sondern immer. Er begreift nur die Verantwortung, und im Staat gibts größere Übel als jene. Aber das größte ist das kleine, für das niemand verantwortlich ist und

jeder, der es nicht ist. Vor allem der, der früher gelebt hat und also schon tot ist. Ich kann dem lebendigen Advokaten keine andere Antwort auf die viertausend anonymen Briefe geben, die er mir schon geschrieben hat. Der Advokat ist nützlich und soll auch in der Welt einen Platz finden, die die andere wäre. Aber in der würde die Leistung des Advokaten oder des Cafétiers die ihr zukommende Wertung finden und nicht jene, die ihre Termini aus dem Reich des Genius holt. Denn wenn der Apparat des geistigen Lebens dem sozialen Zweck für Geld zur Verfügung steht, ist die Welt zu Ende. Der Advokat meint natürlich: wegen der Korruption meinen Sie? Nein, wegen der Erleichterung der Schamlosigkeit, die geistige Werte vergibt. Es ist gar kein Zweifel, daß die Beethovens verkürzt werden, wenn über die Kaffeesieder gesagt wird, daß sie Schöpfer sind, und sie werden umso gewisser verkürzt, wenn die Administration über den Wortschatz verfügt, den die Redaktion vom weiland Geiste gestohlen hat. Eine Gesellschaft ist dann auf dem Krepierstandpunkt, wenn sie zum Schmuck des Tatsachenlebens Einbrüche in kulturelles Gebiet begeht und duldet. Nirgendwo auf der Welt erlebt sich das Ende so anschaulich wie in Österreich. Hier kann sich die Entwicklung, deren Sendbote Heine war, täglich zweimal im Spiegel sehen. Die grauenvolle Abbindung der Phantasie durch die Ornamentierung geistiger Nachttöpfe hat hier schon zu jener vollständigen Verjauchung geführt, die der europäischen Kultur im Allgemeinen noch vorbehalten bleibt. Die Zeitung ruiniert alle Vorstellungskraft: unmittelbar, da sie, die Tatsache mit der Phantasie servierend, dem Empfänger die eigene Leistung erspart; mittelbar, indem sie ihn unempfänglich für die Kunst macht und diese reizlos für ihn, weil sie deren Oberflächenwerte abgenommen hat. Die Zeitung ist eine unlautere Konkurrenz, die beim Nachbarn Einbruch begeht und gegen die Kundschaft Gewalt anwendet. Wenn der

alte journalistische Typus in den Krieg zog, so log er. Aber er begnügte sich damit, unwahre Tatsachen mitzuteilen. Der neue ist dazu unfähig und stiehlt Stimmungen. Natürlich verfaulen sie in seiner Hand sofort zur Phrase, deren Mißgeruch noch gegen den ersten Erzeuger einnimmt. Von Wippchen zu Zifferer sind wir arg heruntergekommen; die Lüge eines türkischen Siegs wäre schöner als die Poesie einer bulgarischen Landschaft. Hier sind wir ganz im Elend. Die Vorstellung ist pfutsch, es kann keinen Dichter mehr geben, weil schon der Reporter einer ist, und der Staat hat nicht mehr genug Phantasie, um die letzte Steuer zu erfinden, die wenigstens etwas wie ein Ausweg wäre und wie der ehrliche Versuch, aus dem geistigen Elend Kapital zu schlagen: die Phrasensteuer. Oder den Zehent an Nuancen. Tausendmal größer noch wäre der wirtschaftliche Gewinn als bei jener Ersparnis am Ornament, auf die es einer der seltenen Antiwiener, Adolf Loos, abgesehen hat, ein Rechtsgeher der Kultur, der das Parsifal-Motiv von den Automobilhuppen separieren will und den der Idiotismus deshalb für einen Bejaher der Automobilhuppen hält und nicht für den Befreier des Parsifal-Motivs. Was ist aber der faule Zauber um die surrogatbedürftige Leere des Zeitgenossen, der ohne Zierat nicht fahren und nicht essen kann, gegen die furchtbare Anwendung des Geistes auf die Dinge des journalistischen Hausgebrauchs, auf eine Nutzbarkeit oder Unentbehrlichkeit, die sich in der Meldung, daß geschossen wurde, daß einer angekommen ist und daß ein Cafétier sein Lokal vergrößert hat, nicht mehr ausleben kann ohne Stimmung, Plastik oder Bedeutung? Für Reklame muß auch in anderen publizistischen Regionen gezahlt werden und sie bekommt im Ausland sogar den Platz vor der Politik, wenn sie mehr einträgt. Eine Presse, die sich auf den Ehrgeiz beschränkt, eine Bedürfnisanstalt zu sein, wird dem

Cafétier, der sein Geschäft empfehlen will, den Platz vor Herrn Iswolsky ausnahmsweise zur Verfügung stellen. Aber sie wird an ihn nicht den Vorrat von Geistigkeit wenden, den sie Künstlern vorenthält, nachdem sie ihn von Künstlern gestohlen hat. Nur eine infame Meinungspresse, wie wir sie haben, nur die Vertretung jenes schamlosen Anspruchs, daß ein meldender Bote Geist und eine Plakatsäule Gemüt habe, ist auch bereit, die Grenze zu verschieben. Die Korruption, die zwischen Textteil und Annoncenteil Schiebungen macht, ist völlig belanglos neben der Schweinerei, die in allen Rubriken dichtet. Es kommt nicht darauf an, wo, sondern wie ein Händler gelobt wird; es ist besser, wenn im Leitartikel eine Ware empfohlen wird, als wenn ein Jobber dort poetischen Unfug treibt, und es ist besser, wenn im Text die Ware beschrieben, als wenn im Annoncenteil der Händler besungen wird. Nicht im letzten Provinznest, wo schließlich der Kaffeesieder auch Bürgermeister sein kann und überhaupt der bedeutendste Mensch in der ganzen Gegend, nicht in Arad, nur in Wien, nur in einem Kulturzentrum, wo ein schlichtes Frühstück, bestehend aus Kaffee, Butter und Eiern, plötzlich auf den Namen »Prückl-Frühstück« hört und zehn Individualitäten auf einmal für eine die Meldung ausbrüllen: »Ein Prückl-Frühstück für den Herrn von Politzer!«, nur in Wien, wo eine Torte eines Tages als Zehetbauer-Creme-Torte erwacht, wo ein Speisenträger Napoleon heißt, aber ein Zahlkellner mit »Herr Zwirschina« angesprochen wird, nur in Wien, wo der Knödel ein Gedicht ist und die Musen Köchinnen, wo der Mensch darauf angewiesen ist, seinen Gefühlsbesitz an die Verrichtungen des äußeren Lebens zu wenden und aller Spielraum für Persönliches zwischen Essen und Verdauen gesucht und geboten wird, nur in Wien ist eine Annonce möglich, in der auf ein Kaffeehaus in der Porzellangasse

nebst allem Stimmungszauber bereits die Erkenntnisse der benachbarten Psychoanalyse angewendet sind:

Eine Londoner Gesellschaft ohne Bibel ist gerade so undenkbar wie ein Wiener ohne eine Kartenpartie. Nicht allein das, es ist eine Haupteigenheit des Wieners, seine Lebensenergie gerade im Kaffeehause abzureagieren. Und dazu gehört Stimmung, mit einem Wort, ein echtes, elegantes »Wiener Café«.

Eine solche Stätte par excellence ist das »Café City«. Es ist unbestritten das vornehmste und mit allen der anspruchsvollen Zeit entsprechenden Forderungen eingerichtete Kaffeehaus im IX. Bezirk. — —

Die vornehme Intimität, insbesondere des Souterrainlokals, lädt unwiderstehlich zu Arrangements von Kegelabenden, Versammlungen und Unterhaltungen ein. Im Augenblick ist die vorzügliche Kegelbahn auf die praktischeste Art und Weise in einen veritablen, exquisiten Ballsaal umgewandelt. Die Wände sind mit Malereien von Künstlerhand geschmückt. Nicht vergessen erwähnt zu werden darf der reizend und diskret eingerichtete Ecksalon im ersten Stock, der für Damen den angenehmsten Aufenthalt bildet.

Von der Güte dieses Lokals des IX. Bezirks kann sich der Besucher überzeugen, wenn er am späten Nachmittag, am Abend durch seine Säle schreitet. Kunst und Großindustrie, das vornehmste Literatentum, Vertreter der Wiener Presse erblickt er in heiterer, zufriedener Laune, zu der den Hauptbeitrag auch die Bequemlichkeit des Cafés liefert, versammelt.

Diese berechtigten und würdigen Erfolge kommen nicht von selbst. Sie sind die Frucht des distinguierten Geschmackes und der warmen Liebenswürdigkeit des Herrn Laufer, eines der routiniertesten Cafétiers Wiens.

Es ist ja klar, daß ein Vertreter des vornehmsten Literatentums des IX. Bezirks das Gedicht verfaßt haben muß, und man könnte meinen, daß diese spezifische Verbindung von Farbe und Ton das Übel, das sich hier erbricht, bloß auf den IX. Bezirk reduziert erscheinen läßt. Aber das wäre Täuschung. Denn es ist ein weltumfassender Glaube, der hier im Jargon der psychologischen Bildung spricht, und vielleicht ist von ihm wirklich nur jene Londoner Gesellschaft ausgenommen, die eine furchtbare Erkenntnis hier auf die Bibel vertröstet. Jedes Wort, das in der Annonce geschrieben steht, ist wahr und tief. Was

nützte es, einen Kordon um einen Stadtteil zu ziehen, der ein Weltteil ist? Nicht vergessen erwähnt zu werden darf hier etwas:

Eine Presse, die im Kriege den Mut zur Plauderei findet; die jetzt vor einer Ereignisfülle, wie sie sie auf dem heutigen Stand journalistischer Entwicklung in solcher Nähe noch nicht erlebt hat — denn 1866 hielt man den Rotz noch nicht für wichtiger als die Nase —, ihre ehrloseste Niederlage erlebt; eine Presse, die Mordbuben der Phantasie ausschickt, um betende Soldaten zu verhöhnen; eine Presse, die aller Verachtung trotzend den verruchten Ehrgeiz hat, gegen den Krieg die Schrecknisse einer im Frieden verreckenden Kultur zu mobilisieren, die fröhliche Geistesarmut einer ausgefressenen Zeit dick aufzutragen und allen Ekel ihrer malerischen Gemeinheit zu überbieten; eine Presse, die von einer kriegführenden Macht die Erlaubnis erpreßt, daß ihre dringenden Feuilletons über die Stimmungen des Kriegskorrespondenten vor den Staatstelegrammen befördert werden, die vor Europa mit der Nachdenklichkeit ihrer Schmöcke protzt, den ausrangiertesten Mist vor Kanonen erfinden läßt, der Welt nicht nur die Namen von Individuen aufdrängt, die ein Schlachtfeld in eine Judengasse verwandeln, sondern auch den Stolz dieser Individuen auf ihre Mission die Leistung der Soldaten im Kriege als Bagatelle behandeln läßt und »Eindrücke« für ehrenvoller hält als Narben; eine Presse, die im Angesicht des Blutes hunderttausende Kronen statt dem Roten Kreuz, dem schwarzen Strich zuwendet und für die lausigste Befriedigung des »Blattgefühls« und des Größenwahns eines Journalneros jene Opfer bringt, die selbst der Abonnent verabscheut; eine Presse, die das Bedürfnis des Publikums nach Erbärmlichkeit in einer Art sättigt, daß sich dem Publikum der Magen umdreht; eine Presse, die bereits die Zuchtrute jener Verworfenheit ist, deren

Vertretung sie übernommen hat, weil sie alles übertrumpft, was tagszuvor die satirische Entrüstung ihr andichten wollte, und vor der wirklich nichts zu tun übrig bleibt als sie unaufhörlich nachzudrucken — von dieser Presse will ich eine gute Tat melden. Sie hat, ehe die Schande dieser Kriegsberichterstattung dem letzten Sklaven ihrer Macht die Augen geöffnet hat, in einem grandiosen Fall den Beweis erbracht, daß sie des schlichten Ausdrucks eines reinen Gefühles fähig sei. Diese Presse also, welche für jede Gelegenheit, der sich Personalien ablausen lassen, für jeden Zuckerlbazar, wo die Frau Schapira dem Herrn Schapiro ein belegtes Brot verkauft und dieser sich mit dem Fräulein Schapire in den Löwenanteil des Erfolges teilt, Schmalz und Pfanne bereit hält; diese Presse, die's unter fünfunddreißig Spalten nicht tut, wenn ein Gesangsverein auf der Amerikareise die Seekrankheit bekommt; diese ausgiebige Presse, die immer ihre eigenen Dejekte noch einmal verdaut und nach allen Details über das Unwohlsein eines Ministers, während deren Aufzählung er sich erstaunlicher Weise erholt hat, noch einmal meldet, daß er unwohl wurde und noch einmal und zum letzten Mal, und die also bei der Versteigerung jeder Sensation es auf den meistbietenden Leser abgesehen zu haben scheint; diese aus Krätze und Wohlwollen zusammengesetzte Presse, die für das elende Gewäsch auf einem Juristenbankett ihren ganzen Trog reserviert, die kein Zimmerfeuer vorübergehen läßt, ohne die Einrichtung zu beschreiben, keine Zugsverspätung, ohne mit der Verwandtschaft der verspäteten Gänslerin zu sympathisieren, kein Ereignis ohne Poesie, kein Nichts ohne Erschütterung, keine Tatsache ohne Furz, keinen Furz ohne Wiederholung — diese gottverlassene Presse hat den Einzug des Kardinal-Legaten in einem Bericht von stiller Schlichtheit beschrieben.

Nie zuvor hat sich das facit indignatio versum in einem tieferen Sinne bewährt. Denn hier entstand das Gedicht aus Zurückhaltung, die die Wut gebot. Wäre der Oberrabbiner von Tarnow, dessen befeuernde Ansprache an die Soldaten uns unter »Personalnachrichten« gemeldet ward, feierlich in Wien eingezogen, zwanzig Kolumnen mit allem Schmuck der Sprache, der ihnen gegönnt sei, hätten Spalier gestanden. Es wäre nicht nur das große Ereignis gewesen, dem der Leitartikel vorbehalten ist, sondern auch das erhabene Schauspiel, das nur von der Eindrucksfähigkeit einer Koppel Stimmungsmenschen vom lokalen Teil bewältigt werden kann. Alle Töne der Jerichoposaune, alle Farbenpracht des Orients, alle Wohlgerüche Arabiens, kurz die Wunder von Tausend und einer Nachtredaktion hätten eben noch hingereicht, um dem feierlichen Moment gerecht zu werden. Für die Ankunft des päpstlichen Legaten in Wien war der Raum einer halben Spalte vorgesehen, kaum mehr als für einen konzentrierten Bericht aus Kurorten und Sommerfrischen oder, um im Gebiet katholischer Dinge zu bleiben, für die Mitteilung der näheren Umstände, wenn Herr Angelo Eisner am 18. August sich über allgemeines Drängen entschließt, zögernd, aber doch, wie alljährlich so auch heuer, den Antrag auf Absendung einer Huldigungsdepesche an das Allerhöchste Hoflager zu stellen, und die Genugtuung erlebt, daß dieser Antrag auch angenommen wird. Eine bis zur Siedehitze gesteigerte Wut, die aus allerlei Anspielungen auf die »Veräußerlichung des christlichen Glaubens« schon seit Wochen hervorgebrodelt hatte, führte endlich den entscheidenden Schlag gegen den Eucharistischen Kongreß. Die Stimme des Herrn gab das Gebot: Wenn der Kardinal einzieht — keine Plastik! Du sollst dir keine Bilder machen! Und das Unerhörte einer verinnerlichten Reportage über katholische Dinge begab sich am 11. September 1912. Es wird

ein Datum bleiben in der Entwicklung von Heine und den Folgen. Aus Wut erschien ein anständiger Bericht, aus Rache brachte man es fertig, vornehm zu sein. Ein überzeugter Ritualmörder hatte ein Kind getauft. Zum erstenmal seit Jahrzehnten erschien ein Artikel, der das Antlitz der Menschenwürde trug: und das geschah aus Niederträchtigkeit. Stiller und würdiger konnte kein Zeuge vor einem Schauspiel stehen, das wie keines in der Welt der Redensarten entbehren kann und wie keines in der Welt der Teilnahme des journalistischen Rituales entrückt ist. Alle Paramente des Worts mit dem Fuß von sich stoßend, stand ein heftiger Protestant vor dem Gottesbild, ein Puritaner vor dem Glanz, ein neuer freier Presbyterianer vor dem Kardinal; und wußte nicht, wie recht er hatte. »Es war die Zeit des großen Kirchenfestes, von Pilgerscharen wimmelten die Wege.« Ein anderer Mortimer — doch auch seinerseits in finsterm Haß des Papsttums aufgesäugt — ließ er sich nicht gleich vom ersten Eindruck zu einer Schilderung hinreißen, sondern wurde dem Ungewöhnlichen durch Enthaltsamkeit gerecht. Dies Schauspiel bot der Sinne Reiz genug: wozu da noch nachhelfen? Daß es stattfand, reißt schon alle Pforten der Vorstellung auf; der Titel genügt, und wir sind Teilnehmer. Die klerikale Berichterstattung zelebrierte ein Hochamt der Phrase und trug alle jene Kostbarkeiten zusammen, um die sie, nicht ohne Talent, den Judengeist beneidet. Die Neue Freie Presse war schlicht. Es war wieder wie in den Tagen, ehe die alles beschreibende Schande in die Kultur einbrach: der Phantasie blieb etwas, um die Andeutung zum Gedicht fortzusetzen. Und darum war schon die Andeutung das Gedicht:

Der Vertreter des Papstes am 23. Internationalen eucharistischen Kongreß, Kardinal Wilhelm van Rossum, ist heute nachmittags in Wien angekommen. An der Diözesangrenze war der Kardinallegat auf dem Bahnhofe von Rekawinkel durch den Weihbischof Dr. Pfluger begrüßt worden und hatte dann die Fahrt mit dem Sonderzug, der ihn nach

Wien brachte, fortgesetzt. Seine Ankunft auf dem Westbahnhofe erfolgte um 3 Uhr 30 Minuten nachmittags. . . . Zahlreiche Häuser waren dekoriert und mit Fahnen geschmückt. . . .

Vor der Hofoper war ein Zelt errichtet worden, in dem die Begrüßung des Legaten durch den Kardinal Dr. Nagl und den Bürgermeister Dr. Neumayer erfolgte. Die Kärntnerstraße war um ½4 Uhr nachmittags vom Stephansplatz bis zur Hofoper für den Verkehr geschlossen worden. Zu beiden Seiten hatte sich ein starkes Spalier gebildet. Die Ankunft des Legaten in Wien war durch das Läuten der Glocken sämtlicher Wiener Kirchen angekündigt worden. . . .

Folgen noch einige sachliche Angaben. Speidel hätte aus dem Läuten aller Glocken auch nicht weniger und nicht mehr gemacht. Man hörte sie noch in einer Sprache, die nicht mit allen Schellen läutete. Es ist freilich heute schwer, dem taubgewordenen Sinn die Eindringlichkeit der Stille zu predigen. Doch dem hörenden Ohr mögen Sätze, die ehedem über den Anspruch einer Meldung nicht hinausgingen, eben darum jetzt als Dichtung wirken. Wenn ein Geräusch plötzlich aufhört, so spüren wir die Stille zuerst als Druck, und so kann die ruhige Feststellung das Gewicht des künstlerischen Ausdrucks gewinnen. Der Bote, der aussagt, ist kein Dichter: aber er wird es an der Distanz, die zwischen ihm und dem einsagenden Schmarotzer unserer sämtlichen Sinne liegt. An dem Übermaß dieses unsere Vorstellung störenden, mit unsern Ohren hörenden, mit unsern Augen guckenden, mit unseren Nerven zuckenden, uns auf die Zunge spuckenden, uns ins Gehirn einschreibenden, uns nichts schuldig bleibenden, uns blendenden, uns betäubenden, uns unsere Witze beizenden, uns unsere Hitze heizenden, uns unsere Nase schneuzenden, mit unsern Händen redenden, uns durchaus stellvertretenden Agenten — wird Trockenheit zur künstlerischen Weisheit, die nicht nur sagt, was sie zu sagen hat, sondern auch erspart, was sie nicht zu sagen hat, und Pflichterfüllung ist Zurückhaltung vor einem Rest, den der andere sich selbst schöner ergänzt. Was eine zügellose Soldateska des Feuilletons seit vierzig Jahren in Krieg und Frieden so

zusammenrafft, lebt im Hohlraum der schwindenden Phantasie, die einst in der Lücke der Beschreibung Platz hatte und gedeihen konnte, und für das heutige Gefühl, soweit es noch der Erlösung zugänglich ist, wird der alte Reporter zum Dichter. Gelingt heute einem diese vornehme Wirkung, so geschieht es aus purer Gemeinheit. Der Verzicht auf den Dreck ist eine Tücke, die der Herr aller Phrasen dem feindlichen Unternehmen ansinnt. Die Galle geht ihm heraus vor dem Kardinal und er tut ihm das Ärgste an, was man dem Feind antun kann: einen schmucklosen Bericht. Die Häuser dürfen geschmückt sein, fertig! — eine Blume von uns ist nicht dabei. Die Glocken dürfen läuten, fertig! — kein Ton von uns kommt dazu. Sollen die Glocken selbst läuten, wenn sie können! Wie, es gibt nichts, was das Läuten der Glocken besser ausdrücken könnte als das Läuten der Glocken? Kleinigkeit, bei unseren Leuten braucht man einen andern Klöppel! Man muß es ihnen immer wieder von neuem vormachen; denn die wissen ja nicht mehr, wie Glocken läuten. Und — höre da! — nun erfahren sie's just, weil der Zeitungsschwengel nicht in Aktion tritt. Aber damit sie es auch behalten, genügt nicht der Ausnahmsfall, wie der journalistische Reichtum es vermocht hat, dem Prunk der Kirche einen schmucklosen Bericht anzutun. Wir wollen zurück in die Zeiten gehen, wo der Freisinn, der den Tag mit Druckerschwärze verhängt, noch jung war. Einige Blätter aus dem Jahre 1848 liegen vor mir, in denen wohl schon die politische Sprache das Bild findet, daß der Kaiser »aus den Klauen seiner Schranzen gerettet« sei. Er soll nach Wien zurückkehren. Wie aber wird der Einzug beschrieben?

12. August. War in Wien schon seit einiger Zeit die frühere, harmlose Heiterkeit wieder eingekehrt, so biethet es doch heute eben ein großartig feierliches Bild. Den Jubel sieht man Jedem im Gesichte an, jedes Herz hebt sich rascher in überschwenglicher Freudigkeit; ein großer, lange ersehnter Tag ist uns ja gekommen, der Tag, an dem der Kaiser wieder einzieht in seine Residenz!

Schon in aller Frühe trug ein mit Fahnen gezierter Dampfer die Gewählten aus dem Bürger-, Sicherheitsausschusse und aus anderen Personen bestehend von Nußdorf Donauaufwärts bis Stein, um dort zuerst das kaiserl. Paar und die kaiserl. Familie zu begrüßen. Mittags rückten die Nationalgarden, Bürger und Studenten aus, mit dem Militär Spalier zu bilden von Nußdorf bis Schönbrunn; das Ministerium, die Reichstag-Männer und alle Beamten des Staates und der Stadt, die hier anwesende Generalität etc. verfügte sich nach Nußdorf um dort den Kaiser feierlich zu empfangen. — Eine ungeheuere Menschenmenge zieht durch die Straßen, die ganze Bevölkerung ist auf den Beinen.

Um 4 Uhr erscheint das Dampfschiff von Linz in dem Gesichtskreis; da plötzlich erhebt sich maßloser Jubel in die Lüfte, Geschütze donnern und die Glocken ertönen von allen Thürmen der Stadt. Majestätisch rauscht der prächtig geschmückte Dampfer heran. Nach dem feierlichen Bewillkommungsakte beim Aussteigen verfügte sich der Kaiser und die kaiserliche Familie zu Wagen nach dem Lustschlosse Schönbrunn, allenthalben vom herzlichsten Jubelrufe begrüßt. Triumphpforten aus grünem Reisig waren errichtet; weißgekleidete Mädchen und Frauen mit Kränzen und Blumensträußen geschmückt, hatten sich überall aufgestellt, und an jeder Kirche, an der der Kaiser vorüberfuhr, wurde er von der sämtlichen Geistlichkeit feierlich begrüßt.

Von dem majestätisch rauschenden Dampfer abgesehen, der zwar insofern in seinem Wirkungskreise bleibt, als er eine Majestät trug und keinen Gesangsverein: eine Dichtung; die alles enthält, weil sie noch mehr wegläßt. Wie würde der Bericht heute aussehen? Wie, wenn schon damals einer unserer Mitarbeiter Gelegenheit gehabt hätte? Das Dampfschiff würde nicht in dem Gesichtskreis erscheinen, sondern am Horizont, denn er hat sich erweitert; und die Folgen wären nicht auszudenken. Wien hätte Festschmuck angelegt; und was dann geschieht, weiß man. Der heutige Tag hätte Kaiserwetter gebracht, und alles wäre im Zeichen gestanden. Die Rettungsgesellschaft hätte in so und so vielen Fällen den Charas an der Spitze gehabt und die Leute hätten sich massiert. »Bei der Oper«, »Vor dem Burgtor«, »Auf der Mariahilferstraße« und überall wären Augenzeugen gewesen, freiwillige Helfer im Anschauungsunterricht. Jedes Mitglied der Reichsversammlung wäre einzelnweis geschildert worden, Bart für Bart, alle wären sie markant gewesen, die Nationalgarde

wäre interviewt worden und das Ministerium hätte sich entschließen müssen, seinen Standpunkt, seine Eindrücke und seine Maßnahmen einer informierten Seite anzuvertrauen. Jeder Bericht über eine Kaiserfeier in der Sommerfrische Weißenbach strahlt heute besser. Der Vormärz steht beim Fortschritt mit Recht im Rufe der Kleingeisterei. Die Zensur hungerte den politischen Artikel aus, aber wir sollten meinen, daß es umso erwünschter war, den Tratsch sich mästen zu sehen. Man hat sich doch bekanntlich, je entrückter die großen Angelegenheiten des Staates waren, umso mehr für die kleinen lokalen Dinge erhitzen dürfen und müssen. Immerhin, dieser Mangel an Fülle ist auffallend. Da werden aber doch wohl spaltenlange Artikel erschienen sein, wenn der Männergesangverein ausrückte, den's ja damals schon gab?

Wien. Gestern Abends sollte Fackelzug in Schönbrunn vom Gemeindeausschuß veranstaltet sein, wobei sich der Männergesangverein beteiligt.

Wie, man wußte nicht einmal, ob? Aber wenn man wußte, so schickte man doch rechzeitig Referenten:

— Eine solenne Feier fand gestern auf dem Glacis Statt, — die Fahnenweihe der Josefstädter Nationalgarde.

Aber schließlich muß doch für die Mitteilung der Dinge, die im Reichstag vorkamen, ein gewisser Apparat verwendet worden sein? Ein Leitartikel, ein Entrefilet, eine allgemeine Einleitung, eine besondere Einleitung, in der alles noch einmal steht, die Reden selbst, dann die Eindrücke und die Schnurrbärte? Wenn Kritik verboten war, mußte der Geist doch auf die Stimmungen im Couloir verfallen:

Auf der Ministerbank: Kraus, Schwarzer, Doblhoff, Bach, Hornbostl.

Das Protokoll wurde angenommen, Urlaubsgesuche bewilliget und die eingelangten Eingaben verlesen.

Einige Abgeordnete hatten an den Vorstand die Anfrage gestellt, ob . . . .

Wahlprüfungen werden verlesen . . . .

Abg. Zimmer hat.... Abg. Löhner wünscht.... Abg. Selinger fragt den Minister des Innern, ob auch in den Spitälern Anstalten für die Wasserkur getroffen seien. Minister Doblhoff antwortet, daß keine bestimmte Curart vorgeschrieben sei....

Der Ausschuss beantragt elf Punkte, welche wir morgen unseren geehrten Lesern mitteilen werden.

Wie? Das hat Zeit? Aber die Revolution selbst muß doch eine gewisse Plastik empfangen haben?

Am Abende des 16. d. M. wollte wieder etwas losbrechen, indem die Redakteure des Studentenkuriers wegen eines Preßvergehns eingesperrt werden sollten, und wirklich wurden sie schon ins Gefängniß in der Preßgasse eingeführt, aber auf dem hohen Markte rotteten sich so Viele zusammen, die Miene machten, das Gefängniß zu bestürmen; doch zum Glücke eilte der biedere Füster herbei und befreite die Eingesperrten mittelst Lösegeld.

Eine Rubrik heißt: »Was erzählt man Neues in Wien?« Hier wird doch erzählt werden?

Da ging dieser Tage das Gerede unter den Arbeitern: »Erzherzog Johann habe bei seiner Abreise eine Million Gulden zur Verteilung an die Arbeiter zurückgelassen.« — Das Gerede machte Aufsehen, fand Glauben, und sogleich sollte ein Krawall gemacht werden; — und es war doch Alles eine Lüge. So seid ihr; dem Nächstbesten, der da kommt, und euch etwas vorschwatzt, dem glaubt ihr, ohne euch doch eher am rechten Orte zu verständigen....

Nun, das war ein Gerücht. Heute wird es eben durch die Zeitung verbreitet und nicht berichtigt. Aber auch damals muß es doch Tatsachen gegeben haben?

— Die bürgerlichen Hutmacher meinten, die befugten Hutmacher mögen 10 fl. erlegen, um in die Reihen der bürgerlichen treten zu können; die befugten aber meinten, sie mögen keine 10 fl. erlegen, denn auch ohne dem würden bald alle in gleiche Reihen gestellt sein.

Ja, zum Henker, aber es ging doch wirklich etwas vor:

— Gestern, die ganze Nacht hindurch machten Garden, Bürger und Studenten zu Fuß und zu Pferd, ununterbrochen starke Patrouillen durch die Stadt, die Vorstädte und in der nächsten Umgegend; eine lobenswerthe Maßregel, wohl durch die Umstände geboten; es kam aber nicht ein einziger ungebührlicher Fall vor.

Aber Todesfälle müssen doch interessiert haben! Der Name des Selbstmörders und die näheren Umstände! Und wenn er in einem hinterlassenen Brief gebeten hätte, seinen Fall zu verschweigen,

so wäre doch wenigstens das gemeldet worden? Und wenn nicht, so hätte man doch immerhin gefragt: Wer weiß etwas?

Mittags 1/212 Uhr stürzte sich einige Schritte unter der Ferdinandsbrücke ein unbekannter Mann von etlichen 50 Jahren in die Donau, obgleich nach wenigen Minuten herausgezogen, war er bereits tod.

Ja, aber die Hof- und Personalnachrichten?

— Der Graveur C. Lange hat eine Denkmünze auf die Ernennung des Erzherzogs Johann zum Reichsverweser angefertigt; sie enthält auf der einen Seite das Bild des Prinzen, auf der anderen den deutschen Reichsadler.

Der Vormärz muß ungemütlich gewesen sein. Er spricht so wenig. Aber da — da ist eine Rubrik »Wie geht es in der Welt zu?« Na also. Zum Beispiel in Salzburg. Das ist ja nicht einmal so weit, da kann man ja viel und bald erfahren. Der Bericht ist am 13. August erschienen.

Salzburg, 7. August. (Corresp.) .... Abends war ein brillantes Fest wegen den Siegen unsrer italienischen Armee; die Kaiserin Mutter und Max waren anwesend. Während dem Feste langte die Nachricht aus Innsbruck an: »Der Kaiser komme Mittwochs Mittag hier an, um Donnerstag seine Reise nach Wien fortzusetzen.« — Dem Himmel sei Dank!

Frankreich! Da wird wohl ein Frischauer dreinfahren und etwas ausführlich werden?

In Marseille hatte sich ein Pariser Juny-Aufstand vorbereitet, wurde aber noch bei Zeiten unterdrückt.

Aus Paris ist Lucien Murat, ein Sohn des einstigen Königs von Neapel mit einer wichtigen Depesche nach Italien abgegangen, die gewiß auf den Krieg bedeutenden Einfluß haben wird.

Was ist's mit den Serben?

Ungarn. Die Serben sollen von Weiskirchen bereits verjagt worden sein. — Dagegen meldet man wieder von ihren Siegen bei St. Thomas. — Bei Verbacs fand mit den serbischen Aufrührern ein Scharmützel Statt, wobei ein junger Graf Zichy blieb, der als Freiwilliger von Pest mitgezogen war.

Was ist's mit den Juden?

— In Pressburg sollte dieser Tage schon wieder eine Judenhetze Statt finden; sie wurde aber glücklich verhindert.

Wie ist das Wetter?

Kärnthen. Viele Orthschaften um Greifenburg sind durch einen Wolkenbruch völlig verheert worden.

Wie stehts mit der Humanität?

— Die Kleinkinder-Bewahranstalten sollen in den Vorstädten vermehrt werden.

Nein, ich kann den Gedanken nicht los werden: es war ja Krieg, da muß es doch eine gewisse Anschaulichkeit gegeben haben, wenn man schon nicht nachdenklich wurde bei der Stimmung. Und es war doch ein österreichischer Krieg!

Italien. FML. Welden ist in Bologna eingezogen.

Das ist es eben, man hatte für die große Politik nicht so viel Interesse übrig, um zu fragen, was der Feldherr anzog, als er einzog, und ob die Herbstzeitlosen schon blühten, als Österreich es mit Italien zu schaffen bekam.

Italien. Aus dem Hauptquartier S. Donato nächst Mailand (5. August): Wir sind noch hier. Diese Nacht sahen wir mit freiem Auge, wie die schöne Stadt Mailand an acht Orten brannte; außerordentlich aber an zwei Orten. Heute Früh 4 Uhr kamen 3 piemontesische Generale als Parlamentäre in's Hauptquartier. Ergibt sich Mailand nicht bis zum Abend*), so wird es bombardiert. So eben war auch der Erzbischof an der Spitze einer Deputation bei unsern Feldherrn, und erbat, dass mit dem Bombardement bis Morgen Früh 8 Uhr eingehalten wird.

C'est la guerre. Und Mailand war schön und lag dennoch nicht da wie eine schöne Frau vor seinen Augen, so daß er sie erobern wollte, der von der Zeitung. Gott, Gott, war das eine nüchterne, eine miese Zeit! Und gleich darunter wieder der Reichstag, wortkarg wie ein Stummerl:

Alles ist in Galla wegen des Empfanges des Kaisers —

Aber die Gala wird doch geschildert? Nein, getadelt:

wir sehen auch mehrere Abgeordnete in Nationalgardeuniformen und mit ihren Dienstschärpen; ist der Rang eines Abgeordneten nicht höher, als der eines Offiziers, weil die Herren ihre Charge trugen?

. . . . und fragt die Versammlung, ob sie nicht dem Te Deum in der Stefanskirche beiwohnen wolle? wird angenommen.

Abgeordneter Löhner fragt den Präsidenten, ob die Rede des Präsidenten beim Empfange des Kaisers nicht dem Reichstage mitgetheilt werde? Präsident antwortet, dass Präsident Schmitt seine Rede schon im Vorstandsbureau vorgelesen habe; hat dabei sein Bewenden.

*) Die Übergabe ist bereits gemeldet.

Ferner Eingaben vorgelesen.

.... Hierüber erhebt sich eine Debatte, die öfters in Persönlichkeiten übergeht, endlich wird es zur Abstimmung gebracht, dass zur Tagesordnnng übergegangen werde, welches angenommen wird. Auf diese Weise wird wieder zu der wirklich ermüdenden Lesung und der weitschweifigsten Begründung der weiteren Verbesserungsanträge geschritten.

Und weder die weitschweifigen Begründungen noch die »Persönlichkeiten« werden angeführt? Nicht einmal diese? Die man heute beklagt, um sie aufzählen zu können, wobei man auch alle die Persönlichkeiten aufzählt, die dabei waren? Nein, hat dabei sein Bewenden. Wie ist denn aber die Sprache des Leitartikels? Doch die von Leuten, die kaiserliche Räte werden wollen? Nein, nur die von Männern, die dem Kaiser einen Rat geben:

... Euere Majestät! Sie sollen und dürfen als ein konstitutioneller Regent Nichts beschließen und Nichts veröffentlichen, ohne .... Es ist aber auch die Pflicht der Presse, dieses Organs des Volkes, Euere Majestät dringendst darauf aufmerksam zu machen .... Werden Euere Majestät in diesem Sinne handeln, so werden wir mit doppelter Freude an den Tag zurück denken, der Euere Majestät wieder in unsere Mitte führte ....

Wie verhielt sich das Volk?

Am Sonntag strömte den ganzen Tag hindurch eine ungeheure Menschenmasse nach Schönbrunn, um in der Nähe des Kaisers zu sein. Bis spät in die Nacht war der Park gedrängt voll mit Menschen gefüllt, und ruhig und taktvoll verhielt sich das Volk.

Aber die Cholera war im Land! Gabs da keine Zuschriften dagegen?

— Alle Vorkehrungen gegen die Cholera werden getroffen; das erste Auftreten dieser Krankheit in Wien im Jahre 1831 fiel auf den 12. und 13. September.

Aber dafür wurde man wohl umso beredter, wenn von anderen Debuts die Rede war? Das alte Wien ist doch von dem Wien der Treumänner verachtet wegen seines Kulissenkultus? In fünf Zeitungsnummern habe ich nicht eine Zeile über Theaterdinge gefunden. Also was soll das heißen! Aber über die sonstigen Handelsinteressen zwischen Wien und Ungarn werden sie doch wenigstens geschmust haben?

— Man spricht, die Getreide-Ausfuhr aus Ungarn sei verboten; das wäre ein schöner Zug von unseren brüderlichen Nachbarn.

Nun, ich kann mir nicht helfen, ich habe noch immer nicht die Hoffnung aufgegeben, etwas zu finden, was für irgendein lebendiges, intelligentes Interesse spricht. Eine gewisse Vertrautheit mit Personalien, eine kleine Intimität mit dem Leben und Treiben, ein Alzerl Verständnis für einen Wohltätigkeitsbazar!

Gestern fand ein großes Fest im Augarten zu Gunsten der deutschen Flotte statt.

Ja, schweigt denn alles? Was erwiderte der Kaiser auf die Ansprache des Reichstagspräsidenten?

»Man hat mich gerufen, und ich bin freudig nach Wien zurückgekehrt.«

Kein Interview, wenn ein bekannter liberaler Parteiführer ankam, sondern nur das folgende:

Ihr Schwarzgelben zittert, und ihr Radicalen jauchzet, denn der Doktor Schütte ist angekommen.

Und wenn der Parteiführer auftrat?

Im Arbeiterverein hielt am 16. d. Dr. Schütte einen Vortrag; die Adresse des demokratischen Vereins an die Frankfurter Linke wurde zur Unterzeichnung vorgelegt. Herr Naaer richtete einige Worte an die Versammlung. Sander erstattet Bericht über die zu dem Minister Schwarzer abgeschickte Deputation ab.

Aus dem Sicherheitsausschuß:

Es wird die Neuigkeit vom Kriegsministerium bekannt gemacht, dass ein sechswöchentlicher Waffenstillstand in Italien gemacht wurde, was von Einigen übel und von Andern freudig aufgenommen wird.

Aber der heute noch als Vater Radetzky vielberufene Feldmarschall muß doch bei Lebzeiten unaufhörlich in aller Munde gewesen sein? Und überhaupt der Krieg?

Italien. Feldmarschall Radetzky hat in Mailand die Entwaffnung des Pöbels angeordnet.

Ja, faßte man sich denn kürzer als ein Leitfaden, wo ein Leitartikel nötig war? Aber Kudlich, von dem noch heute Nachrichten kommen, muß doch en vogue gewesen sein!

Nun kamen die Reden über den Kudlich'schen Antrag, und zwar Trojan, welcher zum Teil für, zum Teil gegen den Antrag in einer beiläufig eine Stunde währenden Rede spricht.

So fiel der Robot? . . . Wie spricht ein Minister?

Kraus. Die Vorkehrungen werden getroffen werden.

Aber der Kriegsminister Latour

meldet nun noch, daß Radetzky einen äußerst vortheilhaften Waffenstillstand mit Karl Albert abgeschlossen habe. Die Flotte, sowie die piemontesischen Truppen werden von Venedig zurückgezogen.

Wie sieht das »Neueste« aus?

Triest. Die Flotte und die Landtruppen sind aus den venetianischen Häfen ausgezogen, um nach Sardinien zurückzukehren. Modena, Parma und Piazenza sind geräumt.

Aber es muß doch eine Sensation geben!

— Die Nationalgarde-Heerschau, heute von dem Kaiser auf dem Glacis abgehalten, war eine großartige; Volkswehr aus der ganzen nächsten Umgebung war dabei anwesend. Eine Feldmesse wurde abgehalten, deren erhabenste Momente durch Geschützdonner bezeichnet wurden; auch unsere Reichsversammlung war dabei anwesend.

Das kann durch Kürze kaum für den Mangel an Ausführlichkeit entschädigen. So einfach macht man das einfach nicht!

— In Köln erwartet man zum 13. die Ankunft des Erzherzogs Reichsverwesers, des Reichsministeriums und einer großen Zahl Abgeordneten zur deutschen Nationalversammlung. Es sind zum würdigen Empfange dieser Gäste große Vorbereitungen getroffen worden. In ähnlicher Weise werden noch Mainz, Bingen, Koblenz, Neuwied, Bonn und alle übrigen Städte und Orte längs des Rheins, zwischen Mainz und Köln, diese Reisenden begrüßen. Der König von Preußen ist in Koblenz am 12. d. M. eingetroffen, um den Reichsverweser zu empfangen und ihn nach Köln zu begleiten.

Wenn heute der Wiener Gemeinderat in Köln erwartet würde, würde sich in Wien mehr tun.

— Am 27. v. M. hielten die deutschen Kaufleute in der City zu London im Hotel zu Greenwich ein Festmal zu Ehren des deutschen Reichsverwesers. Toaste wurden auf die Nationalversammlung, die deutschen Universitäten und das deutsche Heer ausgebracht. Der amerikanische Gesandte hielt die beste Rede, in welcher er darauf hinwies, daß die vier Millionen Deutschen in Amerika stets dahin streben werden, das Band der Freundschaft zwischen Deutschland und Amerika fest zu knüpfen.

Kein Text, kein Name, kein Menu, kein Geist. Wenn heute ein Verein reisender Kaufleute in der »City« eintrifft, wird die Zusammengehörigkeit und was sonst dazu gehört ganz anders herausgestrichen.

Und wie auf Verabredung, wie aus Bosheit, wie um der geschwätzigen Zukunft eins auszuwischen, ist ganz Europa knapp und leise:

Heidelberg. Hier bilden die Studenten ein Freikorps, um den deutschen Brüdern in Schleswig gegen die schlechten Dänen zu Hilfe zu eilen.

Frankreich scheint nun doch auch im italienischen Kriege mit auftreten zu wollen; die Alpenarmee rückt an die Grenze vor, und deren kommandierendem Generale Oudinot ist es freigestellt, nötigenfalls die piemontesische Grenze zu überschreiten. Frankreich will, daß Italien frei sei.

Und keine Mitteilungen aus unterrichteten Kreisen über Krisen, Demarchen und Merkmale der beginnenden Entspannung! Keine beruhigenden Mutmaßungen von besonderer Seite über die Stimmungen als Symptome für die Entwicklungsmöglichkeiten der Situation, keine Erklärungen über Ententen, Detenten und Enten, kein Meer von Informationen über ein Nichts.

Serbien. Karagyorgyewich, der Fürst von Serbien, hielt eine Versammlung in Kragujevaz, wo beraten wurde, was in der kroatisch-ungarischen Sache von Seite Serbiens vorzunehmen sei; der Beschluß ist noch nicht bekannt.

Und wenn er bekannt wird, entsteht auch kein Geschrei.

Serbien .... Der Krieg wird mit gegenseitiger furchtbarer Erbitterung und Ausübung grausamer Repressalien geführt, wobei stets eine Partei die andere der unerhörtesten Barbarei beschuldigt.

Frankreich. Als Grundlage der englisch-französischen Vermittlung in Italien gibt man an: — einmal die Unabhängigkeit Italiens von Österreich, die Theilung der Lombardei zwischen Piemont und Toskana, Venedig und das Venezianische bleibe Österreich. — Und da haben wir Tausende von Menschen hingeopfert um Nichts. — Das war ein schöner Krieg!

Und ganz ohne Herbstzeitlosen! — Aber das Äußere ist doch nicht immer langweilig:

Portugal. Ganz Portugal nebst der Königin befinden sich in gesegneten Umständen. Seit vielen Jahren hat man dort nicht eine so reichliche Ernte gehalten; ebenso sieht man einem vortrefflichen Weinherbste entgegen. Der Gemal der Königin ist vom Pferde gestürzt und auf den Kopf gefallen.

Man macht nicht hohe Politik, sondern wartet, bis man etwas zu melden kriegt:

— Die sämtlichen Gesandten der deutschen Fürsten wollen demnächst in Wien eine — heimliche Zusammenkunft halten. So schreibt man aus Braunschweig. Wir sind indeß in Erwartung

Wir nie. Wir wissen es schon. — Ein Attentatsgerücht:

— Am verflossenen Samstage wurde nahe an der Schönbrunner Brücke ein Mann arretirt, welcher in dem dortigen Gebüsche ein Doppelgewehr versteckt hatte. Derselbe ist ein bekannter Gärtner, welcher in jener Gegend wohnt. Er hatte sein Gewehr nur blind geladen, um bei der Rückkehr des Kaisers Freudenschüsse abzufeuern. Dessenungeachtet hat dieser Umstand sogleich zu dem Gerüchte eines beabsichtigten Attentates Veranlassung gegeben.

Das Aufatmen würde heute zehn Spalten brauchen. — Ein Brandbericht mit den Versionen über die Ursache:

— Am 13. d. Mittags hat sich das Steinkohlen-Magazin auf der Nordbahn wahrscheinlich von selbst entzündet, da die Kohlen dort bereits Monate lang gelagert waren.

Es muß aber schon damals ein Neues Wiener Journal gegeben haben:

Wer eine Notiz lesen will, in welcher jedes angeführte Faktum eine Lüge ist, wer sich von der gefährlichen Authentie (Glaubwürdigkeit) der Neuigkeiten, welche uns die berüchtigte Gassen-Literatur bringt, überzeugen will, der nehme das Blatt Nr. 22 der National-Zeitung zur Hand . . . Wir finden es nicht der Mühe werth, eine rechte Entgegnung darüber zu schreiben, um unsere Ehre zu retten, nein! nur um dem Lese-Publikum einen Beweis von der Nichtswürdigkeit solcher Berichterstatter zu geben, die alle Kneipen-Gerüchte und Kaffee-Tratschereien in Beschlag nehmen, daraus artige Notizen qualifizieren, um ihre Journal-Spalten damit zu füllen, sie dann als frisch gekochte Wahrheit der Lesewelt übergeben, die nun nolens volens ihre Wißbegierde damit sättigen soll. . . .

Es handelt sich um eine harmlose Lüge von sieben schlichten Zeilen. Wenn wir heut solche Lügen hätten, wäre uns geholfen!

Wie werden die behandelt, die genannt sein wollen?

Auch L. Eckhardt hatte gesprochen, von einer Adresse oder was; unser Referent hat ihn deßhalb nicht angeführt, weil es sich so zu sagen von selbst versteht, Herr Eckhardt war dabei, Eckhardt muß

überall dabei sein; nächstens wird ein »Altweibertratsch-Verein« errichtet, — Herr Eckhardt geht als Deputierter dahin; ein Windelkinder-Klubb, — Hr. Eckhardt ist Mitglied und Sprecher. Nur berühmt, nur berühmt um jeden Preis!

Wie sprach der Ruhm?

— Offiziere, die von der Armee aus Italien hier ankommen, können des Rühmens nicht fertig werden über die Wiener Freiwilligen. Im Vereine mit den Kaiserjägern sollen sie wahre Heldentaten bei Voltra ausgeführt haben.

Sonst nichts? Wie würde man heute des Rühmens nicht fertig werden! Welche Literatur blüht uns! Impressionistische Einfälle in Feindesland! Siegreiche Einfälle für die Schmucknotiz! Die Armee wird mehr Rezensenten als Soldaten haben, und selbst die Soldaten werden noch Eindrücke haben und Auskünfte erteilen.

Wie war's, als sie auszogen?

Salzburg. Am achten dieses Monates marschierten hier zwei Divisionen Deutschmeister nach Italien durch.

Ohne journalistische Aufregung und ohne amtliche Beruhigung. Sie marschierten. Die anständigste Gelegenheit, alle die namentlich anzuführen, die dabei waren, sie ging vorüber. In einem kommenden Krieg wird sie auch vorübergehen. Wegen der allgemeinen Wehrpflicht? Nein, wegen Raummangels. Denn es werden alle die genannt werden, die nicht dabei waren, die schon im Frieden bemerkt wurden, die Telephon-Abonnenten, die Nichtraucher, die Trinkgeldverweigerer, die Mißvergnügten der Eisen- oder Straßenbahn, die verzweifelten Anrainer, die Kotillonarrangeure, die Gratulanten und Kondolenten, die Patrioten, alle, alle, nur nicht die Soldaten. Wird deren Leistung die Quelle kultureller Erneuerung oder publizistischer Sensation sein? Wird sie den Staat von dem parasitischen Geschlecht, dessen Antlitz und Sprache er angenommen hat, befreien? Wird Blut das Blut erneuern, das wie Druckerschwärze fließt und stinkt? Eher stürzt der Islam ein als der Glaube an das

Wort, das gedruckt ist! Die Unbesiegten sind die, die nicht in den Krieg ziehen. Sie sind nicht mehr die Boten, sie sind die Dichter der Taten und darum die Schöpfer der Gefahren. Will man ihrer Macht und Möglichkeit inne werden, dann betrachte man nicht die Weihnachtsnummer von heute, sondern eines jener vergilbten Blätter, auf welchen die Druckerschwärze wie der Botenlohn einer Bescheidenheit liegt, die für die Erleichterung der Pflicht noch Dank zu haben, nicht für den Mißbrauch der Maschine Dank zu begehren scheint. Die wichtigsten Probleme sind noch ein Redaktionsgeheimnis; sie werden nicht ausgeplaudert. Kultur ist ein Inhalt, noch kein Tapetenmuster. Krieg und Frieden sind noch Gedanken, und Gedanken denkt man noch selbst, anstatt sie zu abonnieren.

Und wie stehts, um über solchem Tand die letzten Dinge nicht zu vergessen: mit den Annoncen? Nebbich. In fünf Nummern zwei.

Ein Kalligraph
übernimmt alle in sein Fach einschlagenden Arbeiten, als: die elegante Anfertigung von Lehr- und Meisterbriefen, Stammbuchblättern etc. und verspricht die prompteste Ausführung. Adressen hat die Redaktion dieser Blätter.

Ein geübter Musiker
gibt gründlichen Unterricht im Forte-Pianospiel und Gesang. Adressen beliebe man gefälligst alte Wieden, Hauptstraße, 2ten Stock, zum Schlüssel, abzugeben.

Die Jauche der Bedürfnisse ergoß sich noch nicht in den Kanal des Geistes. Keine Nachfrage entsprang noch keinem Angebot. Man schrieb schön und spielte piano.

Es war eine erbärmliche Zeit. Man erfuhr, was man wissen wollte, aber nicht mehr. In ihrem trostlosen Zustand versuchte es die Technik gar nicht erst, in jene Gegend einzudringen, die der Geist seinem ureigenen Bedürfnis vorbehielt. Wofür denn hoben sich diese altväterischen Gehirne auf? Wofür entzogen sie sich dem Versuch, ihnen unter geistigem Vorwand

Tatsächliches einzupfropfen? Für den Geist. Den müssen sie wohl oder übel noch irgendwo gehabt und noch irgendwie gehütet haben. Sonst hätten sie nicht die Kraft gehabt, sich der journalistischen Überredung zu entziehen; sonst hätte es jenes fluchwürdigste Experiment, das je am Menschengeist gewagt wurde, damals schon gegeben. Sonst wären schon damals die Ereignisse abhängig gewesen vom Bericht und die Welt Augenzeugin des Treibens dieser Augenzeugen, die vor dem Heldentod, den Mut und Menschlichkeit im Kampf mit Pferdekräften sterben, vor Menschenopfern unerhört des schuftigen Amtes der Causerie walten. Sonst wäre schon damals die Farbe gestorben; denn die Redner hätten sie nicht nur bekannt, sondern die Schreiber beschrieben. Sonst wäre die grauenvolle Künstlerschaft jenes schmählichen Reporters, der ohne Bewußtsein des Kontrasts und ohne Ahnung der Perspektive, nur dank der symbolisierenden Gewalt, die der Geist auch über den Geistlosen vermag, die Partie Sechsundsechzig der österreichischen Journalisten mit dem Abendgebet der moslimischen Soldaten konfrontiert hat — schon damals möglich gewesen! Sonst hätte es schon damals statt der Wanzen, die ein überlebter Vorwurf gegen den Balkan sind, Kriegskorrespondenten auf dem Balkan gegeben! Sonst hätte solches Gezücht, das den Lebenswillen der Bulgaren und die Todesverachtung der Türken zugleich hat, schon damals im Balkan wie in einem Rezensionsexemplar gehaust. Sonst hätte die graue Welt der Technik schon damals in der Buntheit imbeziller Persönlichkeiten geglänzt, und wäre schon damals das Jubiläum eines Kaffeesieders geschmückt worden, wie damals die Heimkehr eines Kaisers nicht geschmückt wurde. Sonst wäre schon anno 48 ein Gewerbe frei geworden, ein Schandwerk kreiert, das seine Leute nährt, ein Beruf, den es nie zuvor gegeben hat: ohne Eingebung, ohne das zwingende

Muß des Geistes, nur im Dienst des ruchlosen Bedürfnisses menschlicher Neugierde, zu fremdem Unglück Impressionen haben zu müssen, nein, es zu können, aus fremdem Erlebnis für die Stimmung der andern zu dichten und ohne Gedanken nachdenklich zu sein. Sonst wäre eben damals mit jenem Schein der Freiheit der schändlichste Robot: die Geisteigenschaft eingeführt worden. Schon damals alles Blut der Literatur abgezapft und für die elende Nachfrage einer durch das Angebot immer mehr korrumpierten Kundschaft als Stehwein verhökert. Sonst hätte sich wahrlich schon damals die Empfänglichkeit, die sich dem Glück geistiger Befruchtung erhielt, in die sterile Hysterie verwandelt, die allein vor dem Kitzel der Neuigkeit beweist, daß sie überhaupt noch ein Zustand ist. Und daß sich dort noch ein Organisches regt, wo kein Atem mehr antwortet, wenn das Ewige seine Wiederbelebungsversuche anstellt! Aber, wo noch Gesicht ist, sehe es zu, und wo noch Gehör ist, höre es:

Wird im Konsilium von Kunst und Natur ein grausamer Wille beschließen, daß dem verdorrten Schoß noch einmal etwas wie eine Zukunft entspringt, dann wird sie sportgelenk, aber mit verpichten Ohren und mit verklebten Augen auf diese Welt fallen, und wenn sie noch einen Mund hat, ihre Mutter des schändlichsten Ehebruchs beschuldigen: daß sie einen Apollo mit einem Lumpenkönig betrog, den Geist mit dem Zeitgeist! Und dann wird sich weisen, daß die Neugebornen, die Verstümmelten, die die Gegenwart in ihrem Schoße trägt, ein tieferes Gefühl für das Weh ihrer Menschheit haben, als die Jugend, die heute im gottlosen Glanz dieser Gegenwart lebt und glaubt, daß sie lebe. Dann wird der Gesellschaft im Besitz von ehrlichen Krüppeln jeder Schein von Gesundheit, mit dem sie heute prahlt, benommen sein, und fern aller Schwindel einer mechanistischen Glückstheorie, der jetzt allen Kastraten den Vorwand

gibt, sich als Männer zu fühlen. Und unmöglich, daß jene Jugend, die da kommen wird, von sich dann noch behaupten wird, sie habe akademische Ziele. Und wenn ich unter dieser Jugend leben könnte, dann möchte ich mir nicht mehr einbilden, daß sie je ein Wort von mir empfangen hat. Diese Täuschung kann ich nur in der Gegenwart erleiden; denn sie hat die Qualität des Betruges. Nur ihr ist es möglich, mir zu der holden Illusion zu verhelfen, ich spräche zu einer Jugend und diese Jugend wäre der reifende Ersatz für jenes preßkranke Alter, dem ich den Todesstoß gebe, und diese Jugend machte den Tauschhandel von Wert und Macht, den ein Kadaver noch versucht, nicht mit. Nur in ihr hat eine Jugend Spielraum, ihre erlebte Unfähigkeit zur Größe nicht in zitterndem Schweigen zu begraben, sondern mit respektlosem Schwall sich vor dem Unerreichbaren bemerkbar zu machen und in jämmerlich umgelogener Furcht vor dem Geist ihm soziale Talente gegenüberzustellen, dem Ideal das selbst dieser Sorte einmal Erreichbare: den Rekord. Der Himmel des Heute ist die Zuflucht dieser nunmehr von einem englischen Clown der Gottlosigkeit bedienten Schwäche, und der Trost dieses Shaw, der am Sterbebett der Menschheit seine Lazzi macht, hat schon manchem Leib über die Unbequemlichkeiten des Glaubens hinweggeholfen. Mit einem Witz, der den Zweck des Lebens mit dem Zweck eines Gebrauchsgegenstandes verwechselt, setzt sich die maßlose Banalität über das hinweg, was sie mit dem Mikroskop nicht wahrnehmen kann: die Größe.

Da es aber den Geist irgendwo gibt, so bleibt auf Erden nichts übrig als Unruhe. Die Überlegenheit rettet sich, je nachdem, in die Maschine oder in die Psychologie, immer in die Druckerschwärze, die schon für sich eine Weltanschauung ist und allein die Handhabe bietet, den Selbstmord des Generals Nogi lächerlich zu finden, eine »fatale höfische Faxe«

zu nennen und einem toten Helden, der »nichts zu tun hatte und darum in einer antiquarischen Samurai-Moral geschäftig wurde«, einen quietschlebendigen Roosevelt vorzuhalten, der »zu tun hat«. In dem Manifest einer sich als Jugend fühlenden Gemeinschaft, mit der mein Name das Unglück hatte, zeitweise in einen äußerlichen Zusammenhang gebracht zu werden, findet sich das Ungeheuerliche und offenbart sich die Möglichkeit, daß ein Knabe von der Empörung über den Selbstmord des japanischen Generals, »der sich dem modernen Energieausnützungsgedanken entzogen habe«, derart geschüttelt wird, daß er in den Ruf »Fort mit den Asiaten aus Europa!« ausbricht und »weg damit!« Es ist der Schwäche eigentümlich, daß sie, anstatt aus Pietät für die Überlebenden Selbstmord zu begehen, ihre Zähigkeit in Ausfällen gegen die Kraft beweist. Belanglosigkeit und Komik, die der einzelne Fall für sich geltend machen kann, wandeln sich aber zu einem Bild des Grauens, wenn sich der Blick an den Typus wendet. Und da verschwindet die Gefahr der heute Erwachsenen, die hinter dem Ideal ihre soziale Notdurft verrichten, die es leugnen, aber nicht verhöhnen, vor dem Ausbund einer Jugend, die die Notdurft verherrlicht und am Ideal verrichtet! Da fragt man sich, ob man den Kommerzialräten nicht Unrecht getan hat; denn ihre der Tat des Generals Nogi abgekehrte Weltanschauung begnügt sich mit der Feststellung, daß der Brauch uns fremd ist, und liefert uns Feintuche. Sie opfert sich auf für das Geschäft. Und der alte Redakteur hat nichts Schlimmeres getan, als das Harakiri unpassend für eine aufgeklärte Zeit zu finden und achselzuckend zu bedauern: »Auf was die Leut für Ideen kommen, wenn sie nichts zu tun haben!« Es ist gespenstisch, wie die Realität meiner Satire folgt. Schatten werfen Körper. Und jetzt erfüllt die neue freie Jugend, was ich der alten Presse andichte! So sieht die Generation aus, die den Vätern antwortet.

Sie liefert dem Rebbach das philosophische Fundament. Verzweifelnd blickt man sich nach einer anderen Jugend um. Denn die hier ist brauchbar!

Und wenn sie sich nur so manifestierte, daß sie im Gänsemarsch um einen Gaskandelaber herumginge statt um einen toten Helden, sie soll willkommen sein! Und ein Rudel Galerieenthusiasten, der dem schlechtesten Schauspieler für den Schall eines Schiller-Verses huldigt, erscheine getrost als Erneuerer der Menschheit neben den Claqueuren des Herrn Roosevelt, neben den Pathetikern der Maschine, die einem Chauffeur die Pferde ausspannen wollen, und neben den Krafttinterln, die die Technik deshalb dem Ingenium vorziehen, weil sie vor diesem verloren, hinter jener aber, selbst sie, Helden sind. Man kurbelt; das ist so schnell wie schreiben und noch unpersönlicher. Man analysiert Gott und die Liebe, und das ersetzt beides. Die Schwäche ist ein wahrer Jungbrunnen für die Schwäche. Psychologie ist das Rezept für den Mangel, der zu ihr inkliniert, und Technik macht das kranke Bein zur Krücke. Das ist praktisch. Aber wenn die Krücke den Menschen anfaßt und behauptet, daß er ohne sie nicht gehen kann, so hat ein Zauberlehrling über dem »Zweck« das »Wort« vergessen, dem auch ein Stock sein Dasein verdankt, ein Besen, ein Knecht! Und an Goethes erhabenem Symbol, in dem sich jedes Unterfangen am Geiste und darum auch das entsetzliche Gewässer dieser Zeit begreift, die »Wunder auch tun« will, haben sich die analytischen Zauberlehrlinge der Deutung vermessen, es sei »die Sublimierung der Bettnässe«! Dieses furchtbare Ineinander, durch das ein Gedicht zum doppelten Sinnbild der Gottlosigkeit wird, bezeichnet das Maß des Opfers, zu dem die talentierte Zeit gegen den Geist fähig ist. Vom erforschlichen Ratschluß des Afters beziehen sie die Gnade, und ihre Wissenschaft, die ein Afterglaube ist, erdreistet sich eines Appells »an alle jene, die ausgegangen sind,

den Ort zu suchen, wo eine neue Wahrheit in der Krippe liegt«. Dies Wort ist gesagt und hier bleibt nur ein letztes Wunder: wie die Schamlosigkeit nicht vor ihrem letzten Ausdruck erschrickt, und daß Menschen, deren Dasein an sich schon eine Blasphemie ist, auch noch mit dem Mut der Schmutzkonkurrenz in eine Welt geweihter Vorstellungen brechen. Man zweifelt an der Zurechnungsfähigkeit dieser Rechnungsfähigen; man fühlt das Dunkel, aus dem diese Erklärer kommen, um mit der schäbigen Laterne ihres Bewußtseins die Mysterien zu behelligen. Der Rationalismus der Deuter und Dreher läßt nur ein Rätsel ungeschoren: sich selbst. Und vor den Versicherungen der Technik bleibt nur eine Sicherheit zweifelhaft: ihre eigene. Man hofft immer noch, daß sie auch das nicht glauben, was sie wissen. Sieht man sie an (die philosophischen Pferdekraftmeier, die das Müllern mit Recht für gesünder halten als das Harakiri, und jene gar, die ihnen nachmüllern und sich die neue Gesundheit mit blasser Tinte verschreiben), so fragt man sich, ob es wohl denkbar ist, daß aus dem Mund eines Zwanzigjährigen Sätze kommen könnten, die aus seiner Feder kommen. Denn man weiß, daß Schreiben nicht mehr das ist, was einer verantwortet, sondern die ultima ratio der Unverantwortlichkeit. Und faßt es dennoch nicht, daß als ein Dokument der Jugend der Ruf gelten soll: ».. Wir haben keine Heldenlieder mehr, dafür aber Zeitungsberichte, die für den Augenblick den Namen eines Helden in tausenden Exemplaren kund tun. Deshalb ist auch der Begriff des ‚Helden des Tages‘ etwas zeitgemäßer .. Für das Außerordentliche haben wir keine Zeit..« Und daß diese Jugend diese Wahrheit nicht als schmerzlichen Gemeinplatz mir abgenommen hat, nein, eine freudige Entdeckung macht! Es ist nicht anders: die dunkle Rache verstoßener Weiblichkeit muß in das Mannsbild gefahren sein, sich selbst an dem neuen schwachen

Geschlecht verhärtend, das nun seine Schwäche anmutlos am Haß gegen die Liebe verschwärmt, gegen die Erinnerung der Natur und des Ideals, auch wieder von dem Bedürfnis getrieben, sich zu verhärten. Aber diese Emanzipation ist nicht wie jene ein interessantes Minus, sondern führt empor zur Null. Und so häßlich ist dies Versteckenspiel der Geschlechter, daß man immer wieder dem Schein glaubt, nun spreche das rechte. Aber es ist immer das unrechte, und vor diesem Mischmasch verzichten Wüstling und Philosoph. Nicht, als ob es nicht möglich wäre, diese Jugend, wenn man sie nur recht fest anschaut, flugs wieder zur gegenteiligen Weltansicht zu bekehren. Aber will man denn dort die Macht üben, wo man von der Machtlosigkeit des Wertes überzeugt wurde? Der Blick auf die Entwicklung wird ja erst durch die Wahrnehmung dieser Fähigkeit, zu fluktuieren, so entsetzlich, und der Ausweg in die Erbärmlichkeit sei ihr von rechtswegen gegönnt. Nur möchte man, da man so die Jugend in der glücklich errungenen Freiheit sieht, selbst einen Ausweg finden. Denn in dieser Zeitgenossenschaft zu verschmachten, macht den Eintritt in die Hölle hoffnungsvoll. Die jungen Leute dort dürften wissen, wofür sie erglühen. Hier ist Druckerschwärze und hysterische Hitze. Alle sehen wie jeder aus. Hier bleibt nichts übrig als Erkenntnisse, von denen man nicht leben kann. Sich der Jugend seiner Zeit zu schämen, ist kein Ziel. Es entschädigt nicht dafür, daß man die Männer seiner Zeit nicht achtet und die Greise bedauerlich findet. Es ist die letzte Stufe auf dem Weg, der zur Warte der Aussichtslosigkeit führt. Wenn man nur durchkommen könnte! Wenn nur der Zwang nicht wäre, im Nebel das verkehrte Leben zu erkennen und die Sprache zu finden gegen den Druck, der sie nimmt!

Februar 1915

Ein Tag aus der Zeit, die die große geworden war

»— — — Um 6 Uhr traten wir an, schweigsam, keiner sagte ein Wort. Die sich näherstehenden Kameraden reichten sich noch einmal die Hand. — — — Er sprang vor, kam aber gleich wieder zurückgekrochen; — — das ganze Kinn, der Mund, alles weggerissen; beim Verbinden fiel die halbe Zunge zum Munde heraus, er hatte auch den Arm zerschossen. Dann ging alles vor, da setzten feindliche Maschinengewehre ein, es war furchtbar. Die Kameraden fielen rechts und links, der Leutnant schrie: »Ich bin fertig!« Er hatte Arm und Bein zerschossen. — — Ich sah Tote, denen der ganze Kopf zerschmettert war. Die Wut war furchtbar, die Ruhe aber eisern, das Gewehr lag in der Hand wie ein Schraubstock. — — — Neben mir lagen Pferde und Menschen über- und untereinander. — — — Dann kam Morast. — — Meine Gruppe war nur noch zwei Mann stark — — — besonders der Schützengraben war bis oben 'ran voll. Dann sammelte sich die Kompagnie. Es fehlten der Hauptmann, die Leutnants und einundvierzig Mann. — — — Der Oberst begrüßt uns mit dem Rufe: »Guten Morgen, erstes Bataillon!« Dann wollte er reden, aber wir hörten nur ein Stammeln, er weinte!

Es ist wirklich ein gesellschaftliches Ereignis gewesen, eine jener hübschen, wienerischen »Sensationen«, bei denen man so gerne »dabei ist«. In unoffizieller, gemütlicher Weise ist gestern nachmittag das große Kaiser Wilhelm-Kaffee im Grögerhofe der Weihburggasse Nr. 10 bis 12 eröffnet worden. Wunderschön sind die das ganze Erdgeschoß und Mezzanin umfassenden, ideal ventilierten Räume mit ihrer fein abgetönten, noblen Architektur, die durch die Lichterflut zu erlesenen Farbenwirkungen zusammengeschlossen wird. Und so warm, so intim sind die Plätze und Ecken, zu denen sich die weitzügige, brillante Anlage der Säle löst, ein von deutschem Geist erfülltes Reich echt heimatlicher Behaglichkeit. Blumengeschmückt grüßen die Künstlerbildnisse unseres Monarchen und des deutschen Kaisers. Die Fahne wagefreudigen Kaufmannsgeistes hält dieses Unternehmen auch in ernster Zeit hoch. Überall frohes, fesselndes Getriebe. Man zeigt einander, »wer da ist«: die umringten Schauspielerinnen dort oben im reizenden Estradensalon, die Künstler, Beamten, die Herren der Diplomatie, Offiziere, Finanzwelt. Man drängt sich

Da sprach der General. Er sagte, wir hätten einen achtmal so starken Feind fast vernichtet und das Bataillon wäre für alle Zeit berühmt. Dann gab er uns ein Hurra! Da stand ein ganzes Regiment und weinte. — — — Dann traten wir weg und bekamen Essen, aber es schmeckte keinem. Um 1/2 4 Uhr begruben wir die Toten und um 7 Uhr ging es wieder in den Schützengraben, wo wir heute noch sitzen.« — Das war am 20. Oktober. Inzwischen hat auch den Schreiber dieses Briefes das tödliche Blei getroffen.

um die Schreibstube und das Hamburger Büfett mit seinen köstlichen, kleinen Spezialitäten, die Damen delektieren sich in der Konditorei, und frohe, kleine Gruppen richten es sich in der Bar behaglich ein. Mit diesem Prachtkaffee zieht neuer, modernster Geist ins wienerische Kaffeehausleben ein. Bis spät in die Nacht währt das Treiben, und wer das Kaiser Wilhelm-Kaffee verläßt, weiß, daß er morgen, übermorgen und immer wieder kommen wird.

Inhalt

Seite
